

4067

In

Ketten des Kalifen



Zwölf
Jahre Gefangenschaft
in
Omdurman



von **Karl Neufeld**

== Dritte Auflage. ==



Alb. Kährsloaf Sept. 1918





Neufeld als Gefangener

In
Ketten des Kalifen

Zwölf Jahre Gefangenschaft in Omdurman

von

Karl Neufeld

→ Dritte Auflage ←



Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1910

Sudan
Liber Fedr.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5164905



4067

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Kraus in Stuttgart

NH-63392 4390030/ITMK

Einleitung.

Als am 2. September 1898 die Engländer den glänzenden Sieg von Kertterri über die wilden Horden der Derwische errungen und so definitiv den Sudan für Aegypten wieder gewonnen hatten, brachten sie auch dem lebendig Begrabenen, Karl Neufeld, Erlösung von zwölfjähriger Gefangenschaft und Befreiung von den Ketten, die er fast ohne Unterbrechung die ganzen langen Jahre getragen. Da er als Deutscher und gebildeter Mensch inmitten der Verhältnisse der Schwarzen, die sich zum Mahdismus bekennen, lebte, beobachtete er scharf die ihn umgebenden Verhältnisse; es wird daher kaum ein Buch so genaue und gewissenhafte Auskunft über den Sudan geben, wie das, das er uns hiermit vorlegt. Aus literarischen Interessen wurde aber die Reihenfolge der Angaben, die er macht, etwas verändert, indem wir alles das, was er zu seiner Verteidigung sagt, zusammengefaßt an den Schluß stellten. Es scheint, wenn man die Erzählung seiner Gefangenschaft liest, fast unglaublich, daß dieser Mann, der so stolz sein Loß trug, der sich auch in den schlimmsten Stunden zu keiner Konzession gegen die Feinde herabließ, der mit eigener Lebensgefahr an die heranrückenden Truppen Botschaft über den Stand der Kriegsverhältnisse der Mahdisten gelangen ließ, der Gegenstand so heftiger Angriffe hat sein können, wie es tatsächlich der Fall gewesen. Er erzählt so einfach, daß man den Eindruck absoluter Wahrhaftigkeit bekommt, so daß man eigentlich eine Rechtfertigung für überflüssig hält. Außerordentlich ehrend ist es aber für Neufeld, daß er nicht nur in seiner Sache gegen die falschen Gerüchte auftritt, die namentlich durch die Zeitungen verbreitet wurden, sondern daß er ebenso warm für seinen Helden Gordon einsteht und klar dargetut, wie falsch auch jener beurteilt worden ist.

Ob schon die sudanesischen Kriege noch nicht weit zurückliegen, mögen doch einige erläuternde Worte wenigstens zur Auffrischung der bekannten Thatfachen am Platze sein.

Der Sudan ist bekanntlich derjenige Landesteil Afrikas, der sich südlich von der Sahara bis zum 6. Grad nördlicher Breite erstreckt, im engeren Sinn unter ägyptischem Sudan versteht man heute den Teil Aegyptens, der sich südlich vom Wendekreis des Krebses bis zum 2. Grad nördlicher Breite das Nilgebiet herabzieht, im Osten vom Roten Meere, Aethiopen und den Gallaländern begrenzt ist und im Westen sich bis zum 22. Grad östlicher Länge erstreckt. Dieser Teil war von Mehammed Ali Pascha seinen Nachfolgern für Aegypten gewonnen, jedoch durch den mahdistischen Aufstand für Aegypten sozusagen wieder verloren gegangen, bis er, wie oben bemerkt, durch die Schlacht bei Omdurman wieder gewonnen wurde. Den Sieg hatten die Mahdisten namentlich dadurch errungen, daß ihnen militärisch gut geschulte Ueberläufer zu ihrer Verfügung standen, denn der Mahdi war damals allmächtig. Er war 1844 in Dongola geboren und hatte sich bald die Rolle des von den Mohammedanern erwarteten Erlösers, des Mahdi angemacht, die er auch geschickt durchzuführen verstand. Er schlug fast überall die Aegypter, als deren Beschützer die Engländer ins Feld zogen, zurück, und erst im Jahre 1884 wurde ihm von der englischen Regierung aus ein Mann entgegengeschickt, der, wenn man ihn mit genügenden Truppen versehen hätte, und ihm zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen wäre, den Mahdi unbedingt geschlagen hätte, da er nicht nur ein ausgezeichnete Soldat, sondern auch ein ebenso ausgezeichnete Mensch gewesen ist, der im Sudan die Sympathie von Freund und Feind genoß: Charles George Gordon. Gordon hatte schon in China sich ausgezeichnet, war 1877 Generalgouverneur des Sudan geworden, ging dann in hoher Stellung nach Indien und nochmals nach dem Sudan. Die Hilfe, die ihm versprochen worden war, kam zu spät, denn Gordon fiel bekanntlich am 26. Januar 1885, bei der Erstürmung Chartums.

Der Mahdi starb im Juni 1885 in Omdurman und sein Nachfolger war Abdullahi, der den Kampf gegen die ägyptische britische Regierung fortsetzte, wobei er auch siegreich war, wenigstens insofern, als es die Engländer nicht für geraten hielten, den Sieg von Koscheh auszunützen. Dazwischen führte Abdullahi noch Krieg gegen Aethiopen und bei Gelabat fiel der Negus Johannes. Auch Emin Pascha und Stanley kamen mit Abdullahi in Berührung, doch konnten die Mahdisten nicht weiter vordringen, als bis Waddelai. Bei Toski 1889 und bei Suakin 1891 erhielten aber die Engländer wieder die Oberhand; es kam dazu noch eine Niederlage, die die Mahdisten von den Italienern erlitten, als sie wieder gegen das Rote Meer vorrücken wollten, und der Stern des Mahdismus begann von da an zu sinken, um endlich im

November 1899 durch die blutige Schlacht in der Nähe von Omdurman, in der Abdullahi mit seinen vornehmsten Scheiks fiel, für immer zu erlöschen. Neufeld gibt uns ein getreues Bild von dem Niedergang des Reiches, das auf Gewalttat und Betrug gegründet war, und seinem Herrscher, dem einst allmächtigen Abdullahi.

Wir bitten schließlich zu berücksichtigen, daß dieses Buch nicht von einem literarischen Fachmann, sondern von der im rauhen Leben unter Barbaren ungelent gewordenen Hand eines Laien geschrieben wurde und daß wir, um den Schilderungen den Reiz des Ursprünglichen zu bewahren, den Stil des Verfassers unretuschiert gelassen haben.

Die Verlagsbuchhandlung.

Erstes Kapitel.

Veranlassung zur Reise und Vorbereitungen.

Zu Anfang des Jahres 1887 kam Hoyal Dufaallah, ein Bruder von Elias Pascha und früherer Gouverneur von Kordofan, zu mir nach Assuan und schlug mir vor, ihn nach Kordofan zu begleiten, wo große Mengen Gummi lagen, die mit einer günstigen Gelegenheit heruntergebracht werden sollten. Er selbst besaß ungefähr tausend Kantaren davon. Die Besitzer des Gummi wollten denselben nicht nach der ägyptischen Grenze bringen, weil sie die Konfiskation durch die Regierung fürchteten. Hoyal dachte, daß wir, wenn ich ihn begleitete, die Leute dazu bringen könnten, einige Karawanen zum Transport des Gummi auszurüsten. Wir beide wollten dann Kontrakte unterschreiben, daß wir die Ware bei ihrer Ankunft in Wadi Galsa kaufen würden und daß wir die Besitzer gegen die Konfiskation von seiten der Regierung sicher schützen könnten. Brief und Botschaften, sagte er mir, würden nichts ausrichten, da die Leute glauben würden, dies seien Fellen, die ihnen die Regierung stellen wolle; es konnte auch keine Rede davon sein, daß wir große Geldsummen zum Ankauf am Platze mit uns führen könnten. Ich wurde für einen Engländer gehalten, und da das Wort eines solchen für so sicher galt wie sein Wechsel, war Hoyal überzeugt, daß unsere Reise Erfolg haben werde. Wir kamen dann überein, selbst eine kleine Karawane auszurüsten und so rasch als möglich aufzubrechen.

Gerade zu dieser Zeit, im Februar 1887, behauptete sich der getreue Scheck Bey Wad Salech vom Stamme der Kabbabish gegen die Mahdisten und es war ihm gelungen, die Karawanenstraßen gegen den westlichen Sudan hin offen zu halten.

Hogal und ich kamen um verschiedener geschäftlichen Angelegenheiten willen nach Kairo, und ich besuchte den General Stephenson und den Hauptmann Ardagh und bat um die Erlaubnis, die Reise zu unternehmen. Sie versuchten mich zu überreden, die Sache, die ihnen sehr gefährlich schien, aufzugeben. Als ich aber erklärte, daß ich die Expedition auch ohne Erlaubnis unternehmen werde, da mir sehr viel daran liege, fragten sie mich, ob ich, da ich doch sowieso den Schech Salech besuchen müsse, um Führer für die Weiterreise zu erhalten, ihm einige Briefe übergeben wolle. Ich sollte ihm ferner noch mündlich berichten, daß seine Anfrage um Waffen und Munition zustimmend beantwortet worden sei, daß er sofort Leute nach Wadi Galfa schicken solle, um dieselben in Empfang zu nehmen, und daß in bezug auf diese Sache schon mehrere Boten an ihn abgesandt worden seien. Aber General Stephenson überlegte sich die Sache noch gründlicher, und als ich ihn nochmals besuchte, um die Briefe abzuholen, wurden mir keine gegeben. Er sagte, er werde nach Assuan an mich schreiben; doch fügte er bei, er wäre froh, wenn ich den Schech Salech oder andere der getreuen Schechs ermutigen könnte, die Derwische ununterbrochen zu quälen und abzuhezen. Ferner wäre er mir sehr dankbar gewesen, wenn ich ihm nach meiner Rückkehr genaue Berichte über Land und Leute der von mir durchreisten Gegenden hätte bringen können. Ich weiß nun nicht mehr genau, unter was für Verhältnissen ich dann die Briefe erhielt, aber mein früherer Geschäftsführer sagte mir, daß er eines Abends auf meinem Pult einen nicht adressierten, amtlichen Brief gesehen und geöffnet habe, und daß ich sehr ärgerlich gewesen sei, wie ich ihn beim Lesen dieses Briefes betroffen. Jenes war der Brief von General Stephenson, auf den sich Slatin und Ohrwalder beziehen. Ich erinnere mich dessen nur als einer privaten Mitteilung ohne irgendwelche amtliche Tragweite, und ich erwähne das absichtlich schon hier. Man hat nämlich, da Pater Ohrwalder und Slatin Pascha dem Brief so große Bedeutung beimäßen, vielerorts angenommen, ich werde irgendwelche Entschädigungsansprüche an die britische Regierung erheben, was mir aber nie in den Sinn gekommen ist.

Nachdem wir unsere Ausrüstung vollendet hatten, zogen Hogal und ich von Kairo weg nach Süden, Hogal wandte sich nach Derai, um für die Reise nach Kordofan Kamele zu kaufen, ich wandte mich gegen Assuan und Wadi Galfa, um die letzten Anordnungen namentlich in bezug auf die Nahrungsvorräte für unsere Wüstenreise zu machen.

Ehe ich von Assuan nach Kairo fuhr, hatte ich mit Hassib el Gabou von der Dar Hamad-Gruppe des Kabbabishstammes und mit Ali el Amin von Wadi el Kab abgemacht, daß sie bis nach Gebel Ain, wo wir auf den

Schech Salech zu stoßen hofften, unsere Führer sein sollten. Gabou stand als Spion im Dienst der Militärbehörde und erhielt eine monatliche Zahlung. Er sollte, wie Ali el Amin, dreihundert Dollar für die Reise erhalten, die zur Hälfte vor, zur Hälfte nach der Expedition bezahlt werden mußten. Bei unserer Ankunft in Gebel Ain sollten sie uns weitere Führer unter den Leuten des Schech Salech besorgen. Unsere Reiseroute verfolgte ich auf einer Karte, die ich einem Atlas von Kauffmann entnommen hatte. Ich fand diesen Atlas glücklicherweise nach meiner Rückkehr in Assuan wieder vor.

Nach unserer Ankunft in Deraui machte sich Hogal sofort auf, um den Kamelkauf zu besorgen. Unsere Expedition sollte bestehen aus Hogal, Hassib el Gabou, Ali el Amin, meinem arabischen Schreiber Elias, der Dienerin Hassina und vier weiteren Leuten, die Hogal engagieren sollte, damit wir doch, zehn Mann stark, eventuellen Angriffen von kleineren Gruppen herumziehender Derwische hätten widerstehen können. Hogal sollte die Kamele bei den Ababde kaufen, die damals und wohl auch noch heute die besten Tiere für Reisen, wie wir sie unternehmen wollten, besaßen. Er sollte sie in die Wüste führen, um ihre Widerstandsfähigkeit zu prüfen, denn auf dem Weg, den wir gewählt hatten, konnten sie möglicherweise gezwungen werden, vierzehn Tage ohne Wasser zu marschieren. Er sollte ferner besondere Kamele kaufen, die Wasser mittragen mußten, so daß wir im Notfalle unsern Weg weiter westlich nach der Wüste hin verändern konnten, wobei wir annehmen mußten, daß wir einen ganzen Monat lang keine Quellen antreffen würden. Wir wollten nur die für eine solche Reise unerläßlichsten Dinge mitnehmen, Nahrungsmittel, Waffen, Munition, dreihundert Dollar in bar und unsere Geschenke für die Schechs, die wir antreffen würden, Uhren, Seidenstoffe, Schmucksachen, Pfeifen und anderen Zierat.

Der Aufbruch Hogals von Deraui sollte am 20. März ungefähr stattfinden, er sollte die Kamele durch die Wüste westlich vom Nil führen und Wadi Galsa gegen Sonnenuntergang am 26. oder 27. erreichen. Die Führer, mein Schreiber und ich wollten per Wasser dahin gelangen, und unsere Karawane sollte dann vereint in aller Stille nach Westen abreisen.

Bei meiner Ankunft in Shellal, nachdem ich Hogal in Deraui gelassen, traf ich einen alten Freund, Abdel Gader Gimmehrre, der von Hogal erfahren hatte, zu welchem Zwecke wir die Kamele gekauft. Er war eigens dazu hergekommen, um mich vor Gabou zu warnen, der ein durchaus unzuverlässiger Patron sei. Er sagte mir, daß Gabou Freund und Feind als Spion diene, und daß er sich natürlich von beiden Seiten bezahlen ließe.

Ich glaubte meinem Freunde nicht und erklärte ihm lachend, Hegal und ich führen doch die Karawane, Gabou habe nur den Weg anzugeben, und ich fühle gar keine Lust, eine Reise aufzugeben, deren Ausführung mir den Besitz eines kleinen Vermögens garantierte.



Er sagte mir, daß Gabou Freund und Feind als Spion diene.

Ich wußte zwar, daß keinem einzigen meiner Begleiter zu trauen war, sobald man sie nicht fest im Auge behielt, aber mir schien es ein leichtes, auch Gabou beständig unter Aufsicht zu behalten; warum sollte ich mich denn fürchten? — Außerdem bildete ich mir ein, daß ich nach meiner Reise den militärischen Autoritäten wichtige Mitteilungen würde machen können; und dann hatte auch der Glorienschein der Romantik, unter dem damals noch alles, was den Sudan betraf, schwebte, eine große Anziehungskraft für mich.



Karl Neufeld (links auf dem Dromedar) vor Antritt seiner Expedition in Wadi Halfa, Ende März 1887.
Nach einer Momentphotographie.

Ich erreichte Wadi Galfa ungefähr am 23. März und machte in aller Stille die letzten Vorbereitungen zu meiner Abreise. Hassina sollte uns auf Anraten von Hogal begleiten, weil, wenn wir eine Frau mit uns führten, niemand unsere friedlichen Absichten bezweifeln würde. Hassina hatte als Sklavin ihres früheren Herrn, eines Arabers von dem Stamme „Migat“, die Reise zwischen El Obeid, Dongola und Deraui öfters gemacht und wäre uns auch von großem Nutzen gewesen, da, wie in zivilisierten Ländern die Damen Zutritt zu den Salons haben, auch im Osten jede Frau die Harems betreten und dort oft im Interesse ihrer männlichen Freunde und Verwandten wirken kann.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Wadi Galfa hörte ich, daß schon vierzig von Scheck Salechs Leuten unter der Führung des Sklaven Ismael hergekommen waren, um die Waffen und Munition, die die Regierung ihnen gesandt, abzuholen. Daraufhin kam Gabou zu mir und machte mir den Vorschlag, die Reise aufzugeben, da die Derwische wahrscheinlich gehört haben, daß Salechs Leute unterwegs seien, und ebenso wahrscheinlich ihre Banden bereit halten werden, dieselben auf dem Heimweg zu überfallen; somit würden auch wir äußerst gefährdet sein. Ich glaubte, Gabou wollte nur eine Extrabelohnung für die Warnung vor der Gefahr, und sagte daher, daß er seinen eingegangenen Verpflichtungen nachkommen müßte. Als er sah, daß ich entschlossen war, vorwärts zu gehen, schlug er mir vor, mit den Leuten des Schecks zu reisen, weil das sicherer sei. Ich hatte aber meine Einwände gegen diesen Plan. Die Kabbabish bekämpften die Derwische und ergriffen jede Gelegenheit, um kleinere Gruppen zu überfallen, und ich hatte keine Lust, noch mehr Abenteuer zu provozieren. Dazu kam noch die Frage wegen der Zeit in Betracht. Die Lastkamele des Scheck Salech legten nur eine Meile per Stunde zurück, unsere dagegen gut zweieinhalb bis drei.

Am 24. März erhielt ich eine Depesche von Hogal, der mir seine Ankunft in Assuan mit den Kamelen meldete und seine Absicht, sofort abzumarschieren, um gleich nach meiner Ankunft in Wadi Galfa, am 28. oder 29. des Monats, zu mir stoßen zu können. Gabou legte nun eine ganz besondere Aengstlichkeit an den Tag, die Reise mit den Leuten Salechs zu machen, und wollte es übernehmen, mit ihnen ein Abkommen zu treffen. Als ich ihm widersprach, sagte er, daß, wenn die Derwische unterwegs seien, wir sie sicher zwischen Wadi Galfa und den Selimaquellen treffen würden, vielleicht sogar an den Quellen selbst. Das sei auch der einzige Punkt, wo wir überhaupt riskieren würden, mit ihnen in Berührung zu kommen, da unser Weg nachher weiter westlich führe. „Wenn nun,“ meinte er, „die

Karawane Salechs vorrückt und die Dermische, die ihr begegnen, nicht stark genug sind, um die Karawane anzugreifen, so werden sie dieselbe unbehellig vorbeiziehen lassen, aber sich nicht entfernen, in der Hoffnung, entweder eine kleinere Karawane überfallen zu können oder Verstärkung zu erhalten und den Angriff auf die große Karawane doch wagen zu dürfen.“ Auch glaubte er, die Dermische werden an den Quellen ihr Lager aufschlagen, so daß wir auf jeden Fall in ihre Hände fallen müßten. Gabou hielt Salechs Karawane für stark genug, die Dermische zu schlagen, welche, wie er nun zu wissen behauptete, tatsächlich schon unterwegs waren. Das gab für mich den Ausschlag. Ich fragte ihn, warum er mir's nicht früher gesagt, und erhielt zur Antwort, er habe es vergessen.

Der 28., 29., 30. und 31. des Monats vergingen, und noch war keine Spur von Hogal und den Kamelen zu bemerken. Ismael wurde ungeduldig und wollte fort, da gab Gabou den Rat, daß, da unsere Kamele jeden Augenblick kommen müßten, Hassina, Elias, Al Amin und ich mit Salechs Karawane aufbrechen sollten. Er wollte uns einholen, sobald die anderen angekommen seien. Da meine Kamele nicht beladen und noch frisch seien, so würden sie die Karawane leicht erreichen, sagte er, um so mehr, da er, um ihre Schnelligkeit zu erproben, sie zu möglichster Eile antreiben werde. In Wadi Halfa kamen noch ungefähr zwanzig Araber von verschiedenen Stämmen zu uns, so daß unsere Karawane aus vierundsechzig Mann und über hundertsechzig Kamelen bestand. Gabou gab uns als Führer nach Selima einen Mann namens Hassan mit, der ebenfalls den Dar Hamads angehörte.

Früh am 1. April 1887 überschritten wir das westliche Ufer des Nils, um zehn Uhr hatten wir die Kamele beladen und traten die Reise nach dem Sudan an, die ich erst nach zwölf langen Jahren vollenden sollte.

Zweites Kapitel.

Hogal stößt nicht zu uns.

Als nach zweitägiger Reise Gabou mit meinen Kamelen noch nicht angelangt war, wurde ich etwas ungeduldig und ängstlich, doch tröstete ich mich wieder mit dem Gedanken, daß er absichtlich den Ausbruch verzögert habe, um die Kamele dann zu desto schärferem Gang antreiben zu können. Als aber ein Tag nach dem anderen verging, wurde es mir immer klarer, wie begründet meine Angst war. Nach unserer Berechnung mußten wir uns in der Nacht vom 7. April ganz nahe bei den Selimaquellen befinden und sandten Späher aus, um die Gegend auszukundschaften; sie fanden auch wirklich die Quellen, aber nicht die geringste Spur von Mensch oder Tier. Unsere Karawane langte zwischen neun und zehn Uhr morgens bei den Quellen an, und als wir gegen Mittag die Kamele tränkten und unsere Mahlzeit bereiteten, hörten wir von Südosten her einen Schuß. Kurz nachher berichtete einer unserer Kundschafter, daß er von einem Trupp von zirka zwanzig Mann mit Kamelen gesehen worden sei, daß sie aus weiter Entfernung auf ihn gefeuert und sich dann rasch rückwärts gewandt hätten.

In aller Eile hielten wir Rat, und die allgemeine Ansicht war, daß die Männer Kundschafter einer größeren Gesellschaft gewesen seien, die nun zurücktritten, um ihre Freunde zu benachrichtigen. Ismael wollte einfach vorrücken. Ich selbst konnte nicht viel überlegen, denn, da Ismael keinen einzigen seiner Begleiter entbehren und zu meinem Schutze zurücklassen konnte, war eine Rückkehr nach Wadi Galsa einfach ausgeschlossen. Ebensovienig konnte man an den Quellen warten, und ich mußte mit der Karawane weiterziehen. Ich beauftragte Elias, an Hogal und Gabou einige kurze

Notizen zu schreiben, die wir an den Quellen zurücklassen wollten, aber Ismael bemerkte, daß ich dieselben doch nur derart verstecken könne, daß sie leicht zu finden wären. Wenn nun die Derwische oder die Männer, die uns vorher entdeckt hatten, mit ihren Leuten eher hinkämen, würden sie dieselben auch bemerken, und wir würden uns dadurch selbst den Feinden in die Hände liefern. Es blieb nichts anderes übrig, als nachzugeben und das Beste zu hoffen. Sollte das Schlimmste eintreten, so wäre eben meine Gummiepedition für einige Zeit verschoben, und ich würde genötigt sein,



Unser Kundschafter stößt auf einen Trupp von zirka zwanzig Mann mit Kamelen.

sofort nach meiner Begegnung mit Schech Salech nach dem Norden zurückzukehren.

Von den Selimaquellen aus führen fünf Haupttrouten — die westlichste nach El Rizeh, die zweite nach El Agye und die mittlere an den Nil in der Nähe von Hannak mit einer Seitenlinie nach Wadi el Kab. Da wir uns vorgenommen hatten, Schech Salech in Jebel Ain zu treffen, hatten wir die Straße nach El Agye gewählt, die mitten durch die Wüste führt, wo die Gefahr, plündernden Derwischen zu begegnen, sehr gering war. Wir waren einige Stunden unterwegs, da machte ich die Bemerkung, daß wir, meiner Ansicht nach, falsch gegangen seien. Wir machten Halt, ich studierte

die Karte und wurde dadurch in meiner Vermutung bestärkt. Trotzdem behauptete der Führer Hassan, daß wir den richtigen Weg hätten. Meine Vorstellungen fanden taube Ohren, und die Schlußbemerkung Hassans war (er wollte mich mit vernichtendem Sarkasmus belehren): „Ich bin nie auf dem Papier gewandert (damit meinte er die Landkarte), ich bin dagegen immer in der Wüste gewandert, ich bin der Führer und ich bin verantwortlich. Der Weg, den Sie uns vorschlugen, führt nach El Stroun (dem Natrondistrikt); gehen wir mit Ihnen und verschmachten in der Wüste, so bin ich für euer Leben verantwortlich, und Ihr Papier da wird nicht den Mund aufthun, um mich zu verteidigen.“

Hassans dramatische Darstellung von der Verantwortung, die er vor dem Propheten auf sich laden würde, wenn er unser kostbares Leben aufs Spiel setze, gründete sich weit mehr auf seine Aengstlichkeit, sein abgekartetes Spiel zu gewinnen, als auf eine feste Meinung über die Wahl des einen oder anderen Weges. Scheck Salechs Leute versicherten, daß sie von El Agye an jeden Stein in der Wüste kennen, hier aber mußten auch sie sich ganz auf Hassan verlassen.

Während des ganzen ersten Tages trieben wir die Kamele an, soviel wir konnten, und reisten nach meinem Kompaß südwärts und nach Südosten. Ich hatte unter Beistimmung Ismaels mit Gabou abgemacht, daß wir etwas westlich von den Kamelspuren nach El Agye, aber immer parallel zu denselben, reiten würden. Bei unserer Nachtrast sprach ich darüber mit Ismael und bat ihn, wenigstens seinerseits unsere Vereinbarung inne zu halten. Auch da hatte Hassan wieder Einwände; er fand, man verliere auf diese Weise zu viel Zeit. Er drängte zur Weiterreise und führte uns hin und her über steiniges Terrain, damit unsere Spur, die Spur von 160 Kamelen, die natürlich leicht zu verfolgen wäre, verwischt würde.

Wir machten erst um Mittag des 12. wieder Rast, nachdem wir äußerst rasch vorwärts gekommen waren — dann wurde aber die Hitze zu drückend. Wir befanden uns in einer trostlosen Einöde, weit und breit war keine Spur von Vegetation, und wir waren die einzigen lebendigen Wesen. Bei Einbruch der Nacht ging's wieder weiter.

Um Mitternacht zeigte mir mein Kompaß, daß wir überhaupt die Richtung verändert hatten, wir waren ostwärts gegangen, und unsere Richtung hätte unbedingt südwestlich sein müssen. Beim nächsten Halt beriet ich mich wieder mit Ismael, doch Hassan überzeugte ihn davon, daß er in bezug auf Wüstenwege unfehlbar sei. Am Morgen des 11. war kein Zweifel mehr über unsere Marschrichtung. Gewöhnlich richten sich die Führer bei Nacht nach den Gestirnen, ohne sich viel um solche „Lappalien“ wie die

Himmelsrichtungen zu bekümmern, so wenig als sich Haffan um meine Zeichnung kümmerte, die ich im Sande machte, um ihm zu beweisen, daß die Distanz zwischen zwei divergierenden Linien immer größer wird, je weiter sie sich vom Ausgangspunkt entfernen. El Amin stimmte mir bei, daß wir auf dem falschen Wege seien, aber Haffan war nicht aus dem Konzept zu bringen. Er erklärte, er habe uns in der Nacht tiefer in die Wüste geführt, um unsere Spur noch mehr zu verwischen, er werde uns aber jetzt auf den richtigen Weg bringen. Es folgte nun ein heißer Streit, der beinahe zum Handgemenge geworden wäre, denn die Meinungen teilten sich für El Amin und Haffan. Ich riet endlich, man solle nach Osten und Westen Leute ausschicken, um den richtigen Karawanenweg zu finden. Haffan meinte, derselbe liege nach Osten, El Amin und ich sprachen für Westen. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang kamen beide Gruppen wieder zurück; El Amin, als erster, berichtete, daß er keine Spuren getroffen. Haffan, der kurze Zeit nach ihm ankam und von dem Mißerfolg der anderen gehört hatte, verkündete triumphierend, daß sich ein Weg gefunden, und zwar da, wo er vermutete. Er hatte nicht nur den Weg entdeckt, sondern er war auch zum Rastplatz einer Karawane gelangt, die höchstens einige Stunden weit entfernt sein konnte, da die Asche ihres Herdes noch ganz warm war. Ich hielt es nun für geraten, über die Route zu schweigen, doch El Amin, den Haffan neckte und verspottete, behauptete nur um so eifriger, daß wir den Weg verloren hätten. Beinahe wäre es nochmals zum ersten Streit gekommen, da die Begleiter Haffans beleidigt waren, daß man ihren Worten nicht glaubte. Wir ritten nun durch die Nacht nach Osten und durchkreuzten auch den von Haffan gefundenen Weg, doch herrschte in der ganzen Karawane ein seltsames Gefühl der Unsicherheit und Unruhe. Einer nach dem anderen wandte sich an mich, und ich konnte nur immer wieder sagen, daß ich noch immer sicher sei, daß mein „Papier“ recht habe und Haffan unrecht. Als wir am 12. Rast machten, entschloß sich Ismael, der die Unruhe unter seinen Leuten bemerkte, nochmals Rundschafter nach Osten, die nach Grenzmarken Umschau halten sollten, auszusenden. El Amin gesellte sich zu ihnen, und sie kamen erst nachts mit dem Bericht zurück, daß wir dem Flusse näher seien als den El Agiaquellen. So waren wir am vierten Tage, an dem wir schon in El Agia hätten sein sollen, noch so weit entfernt. Da dieser Bericht nicht nur von El Amin, sondern auch von Schech Salechs Leuten gegeben wurde, die die Gegend kannten, verbreitete sich durch die ganze Karawane große Bestürzung. Wieder wurde das „Papier“ zu Rate gezogen, und Haffan bekam es laut und leise zu hören, daß es doch mehr gewußt habe als er.

Es ist leichter, sich diese Nachtszene auszumalen, als sie zu beschreiben; verratene verzweifelte Menschen mit der sicheren Aussicht auf den nahen Tod durch Verdursten oder durch die Schwerter der Derwische in der grenzenlosen Einsamkeit. Man hatte mit dem Trinkwasser nicht gespart, und es war fast zu Ende, bei der eiligen Abreise von Selima hatten viele nicht einmal ihre Wasserschläuche gefüllt. Es war nun nicht mehr daran zu zweifeln, daß wir, wie ich gleich anfangs behauptete, auf dem Wege nach Wadi el Kab waren, und damit in Feindesland.

Noch hatte Hassan, der zwar in die Enge getrieben worden war, eine Karte auszuspielen. Er gab zu, den Weg verloren zu haben, doch sei er nicht allein schuld, wir seien zu scharf vorwärts geritten, und er sei seiner Sache so sicher gewesen, daß er auf die gewöhnlichen Wegzeichen gar nicht geachtet habe, er habe sich zu sehr geärgert, daß Amin und ich es schon von Anfang an hatzen besser wissen wollen. Wir seien jetzt westlich von El Kab, und es könne an der Stelle, wo die Wady sich in die Wüste verliere, Wasser gefunden werden; zudem würden wir, da wir so weit westlich seien, kaum Derwische antreffen.

Nun hielt man wieder Rat, Hassan stimmte dafür, daß man nach Osten gehen solle, ich hoffte im Westen auf Wasser zu stoßen, und Ismael und Amin schlugen die südliche Richtung vor. Schließlich wurde man einig, daß Ismael, Hassan und einige Leute scharf nach Süden reiten sollten, um irgendwie Spuren der Nebenroute zu finden, die nach El Agia führt. Der Rest der Karawane, ich und Amin sollten langsam fünf Stunden lang südwärts reiten, dann Halt machen und auf Ismael warten.

Raum hielten wir so zwischen drei und vier Uhr nachmittags an, um zu rasten, als ein ungeheurer Sandsturm über uns hereinbrach. Wie in allen Sachen, gibt's auch bei den Sandsturmen verschiedene Arten, der unsere war einer der schlimmsten, die ich je gesehen. Die Luft war ganz dick vor lauter wirbelnden Sandteilchen, und man hatte den Eindruck, als wäre man in undurchdringlichen Nebel des Nordens gehüllt. Wir mußten unsere Köpfe und diejenigen unserer Tiere in Tücher und Laken einwickeln, um uns vor einem Zustand zu schützen, der dem Ersticken sehr nahe war. Der Sturm dauerte bis nach Sonnenuntergang, und da er alle Spuren verwischt haben mußte, sandte man wieder Botschafter aus, um Ismael zu suchen. Es war Mitternacht und noch war nichts von ihm zu sehen. Wir packten so viele Kamelladungen aus, als wir entbehren konnten, und zündeten Feuer an; als dies niedergebrannt, feuerten wir alle fünf Minuten einen Schuß ab. Nachdem zehn oder zwölf Schuse abgefeuert, machte ich den Vorschlag, Salven von je fünf Schusen in denselben Intervallen abzugeben. Nachdem ungefähr

fünf abgegeben worden waren, hörten wir Ismael durch die Dunkelheit rufen. Auch ihn hatte der Sandsturm betroffen, noch schlimmer als uns; er hatte unsere Salven gehört und durch Schüsse beantwortet, war aber von uns nicht gehört worden.



Wir feuerten alle fünf Minuten einen Schuß ab.

Sobald Ismael zu uns gekommen, befahl er, die Feuer auszulöschen, die Kamele wieder zu beladen und namentlich darauf zu achten, daß die ganzen Ladungen sicher befestigt würden. Wir reinigten die Gewehre von dem Sand, der sich in ihnen angesammelt hatte, und Ismael inspizierte per-

fönlich die ganze Ausrüstung. Ich rief ihn beiseite, um zu erfahren, was er gefunden habe. Er flüsterte nur: „Verrat!“ und fuhr in seiner Inspektion der Tiere fort. Als er sicher war, daß die Waffen in Ordnung und so befestigt waren, daß sie, auch wenn die Kamele scheuen sollten, sich nicht leicht loslösen konnten, gab er den Befehl zum Aufbruch. Er tat, als ob Hassan nicht existiere, und schickte auf guten Kamelen Darb es Safai und El Amin nochmals auf Kundtschaft, ob sie nicht im Westen Spuren finden könnten. Sie kamen unverrichteter Sache zurück.

Ich kann meine Leser nun nicht damit langweilen, daß ich ihnen erzähle, wie wir tagelang in der Wüste umherirrten; einmal war Hassan Führer, dann wieder El Amin. Ich kann auch von diesem Zeitpunkt an nicht genau sagen, wann besondere Ereignisse eintraten. Es gab so viele Zwischenfälle, daß man sie kaum anführen könnte, auch wenn man ein Tagebuch geführt hätte.

Drittes Kapitel.

Der Ueberfall.

El Amin hatte mir und Ismael anvertraut, daß er überzeugt sei, daß Hassan all das absichtlich tue, und daß er genau wisse, wo wir uns befänden, denn er habe gesehen, wie er eine Art Berechnung gemacht, indem er mit seinem Stock Linien in den Sand gezeichnet hätte.

Ich glaubte das nicht, wahrscheinlich weil ich es nicht glauben wollte. Gabou und Hassan gehörten doch auch dem Stamme der Kabbabijh an, der mit den Derwischen verfeindet war. Wir brachten die Waffen und Munition dem Schech Salech, damit der gemeinsame Feind leichter bekämpft werden könne; welcher Grund könnte da vorliegen, uns zu verraten? Salechs Leute würden sicherlich bis auf den letzten Mann tapfer kämpfen; Verräter und Verratene hätten nur den sicheren Tod vor sich gesehen — ja, der Verräter konnte doch voraussehen, daß er von seinen Opfern zuerst niedergehauen werden würde. Darum verscheuchte ich den Gedanken an Verrat immer wieder und wollte auch nichts von El Amins Vorschlag hören, der Karawane einfach den Rücken zu wenden, mich nach dem Nil aufzumachen und zu versuchen, als einfache Kaufleute uns bei allfälligen Begegnungen freie Bahn zu sichern.

Ich glaube, es war am sechsten Tag, als wir eine Karawanenstraße, die ost- und westwärts führte, durchquerten. Nach meiner Karte vermutete ich, daß es die Route von El Kab und El Agye sei, konnte aber nicht genau herausfinden, wo wir eigentlich waren. Ich wollte nun diesen Weg einschlagen, aber Hassan erklärte, er führe direkt nach El Kijeh. Wir wußten alle, daß wir ganz in der Nähe von Wadi el Kab sein mußten.

Ein neuer Kriegsrat wurde gehalten und beschlossen, den Weitermarsch in derselben Richtung zu riskieren, da wir zweifellos auf dem Wege nach den Quellen am äußersten Ende der Wadi (zeitweise ausgetrocknetes Flußbett) uns befanden. Wir wollten versuchen, die Quellen zu erreichen, die Kamele zu tränken, unsere Schläuche zu füllen und uns dann nach Westen zu wenden. Erst in der Nacht wollten wir uns lagern, und zwar möglichst weit von den Quellen entfernt. Während wir berieten, hatten wir wieder Leute ausgeschildt, die irgendwelche genaue Merkmale finden sollten, nach denen wir uns richten könnten. Sie brachten den Bericht, daß wir ohne Zweifel auf dem Wege nach El Kiyeh seien und daß wir bis dorthin noch sechs Tage zu reisen hätten. Das gab den Ausschlag. Wir hatten keine Wasservorräte mehr. Eine sechstägige Wanderung durch die Wüste unter diesen Verhältnissen bedeutete für uns den sicheren Tod durch Verschmachten, und zudem waren wir nicht einmal sicher, nach dieser Zeit wirklich auf El Kiyeh oder El Etroun zu treffen.

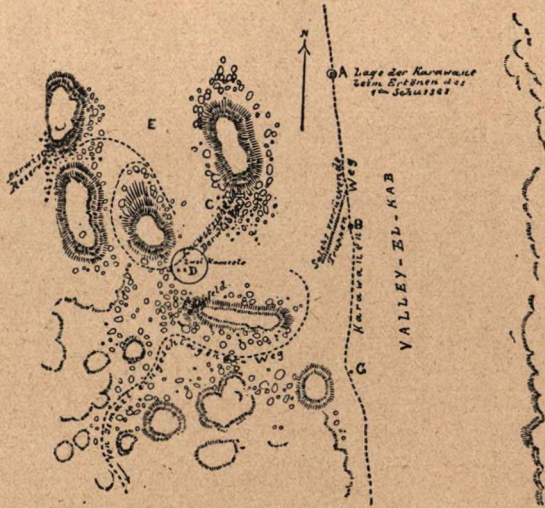
Da eines der Kamele leicht erkrankt war, beschlossen wir, es zu schlachten und der Mannschaft eine gute Fleischmahlzeit zukommen zu lassen. Früh am folgenden Tage, am achten oder neunten seit unserer Abreise von Selima, schickten wir einen Alighat-Araber auf Kundschaft; er kehrte nie zurück, und wir verloren durch das Warten einen Tag und konnten in der Nacht nicht weiterreisen. Am folgenden Morgen trafen wir auf deutliche Grenzmarken, die uns bewiesen, daß wir nur noch einige Stunden von Wadi el Kab entfernt waren und daß wir gegen Sonnenuntergang bei den Quellen anlangen würden. Wir ließen unsere Waren unter der Aufsicht von vier Mann zurück und zogen mit den unbepackten Kamelen nach den Quellen. Wir dachten, in derselben Nacht wieder bei den Waren und den Wachen zu sein. Wir rückten ohne irgendwelchen Vorfall bis gegen Mittag vor und erreichten auch das hügelige Terrain der Wadi. El Amin und zwei Mann waren zum Refognoszieren vorangeritten. Rings um den Platz erheben sich Sanddünen und kleine Hügel von 50—100 Fuß. Als wir uns dem ersten Hügel näherten und zu dem auf unserer Karte mit A bezeichneten Punkte kamen, hörten wir einen Schuß. El Amin und seine Begleiter hatten unterdessen den auf der Karte mit G bezeichneten Punkt erreicht, und wir dachten, sie geben uns ein Signal, und beeilten uns, vorwärts zu kommen; als wir B erreicht hatten, wurde Schuß auf Schuß abgefeuert, und die Kugeln pfliffen uns um unsere Köpfe. In diesem Augenblick sahen wir Amin und seine Begleiter in rasender Eile auf uns zureiten, dann folgten einige Salven, doch gingen alle Schüsse hoch. Bis dahin hatten wir unsere Angreifer nicht entdeckt, aber nun verriet uns der aufsteigende Rauch, daß sie hinter dem



Tausende der Stadtbevölkerung kamen, um mich anzustauen.

Reufeld, In Ketten des Kalifen.

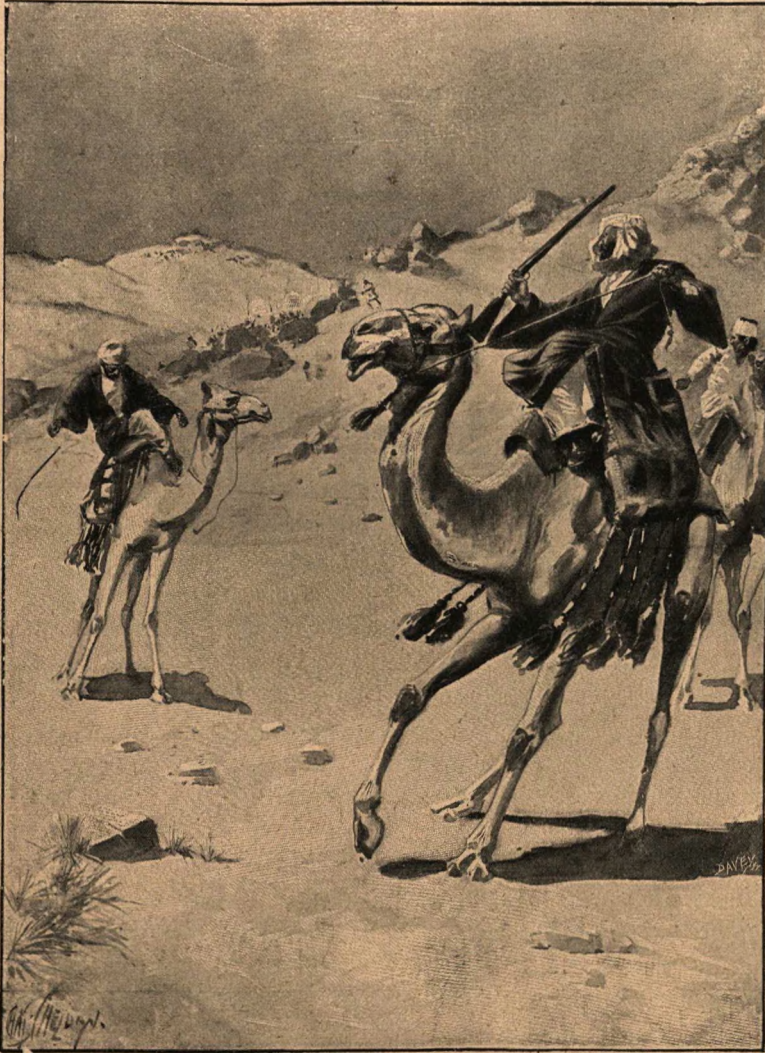
Hügel C steckten. Ich war der Karawane etwas voraus, dann kam zu meiner Rechten, einige Meter entfernt, Hassan. Ich war natürlich eine ausgezeichnete Zielscheibe für die Schüsse, da ich auf einem großen, weißen Kamel mit glänzendem Sattelzeug ritt und eine helle, seidene Kofiyeh (eine Art Turban) trug. Ich wandte mein Kamel, um zu den andern zu kommen, und da sah ich, wie Hassan fiel. Ich rief Elias, der ihm am nächsten war, zu, ihm zu helfen, das Kamel wieder zu besteigen, oder dafür zu sorgen, daß das Kamel niederknien und ihn so decke; ich versuchte, auch mein Tier zum Knien zu bringen, doch es war störrisch, und ich konnte nicht absteigen.



Der Heberfall im Wadi-Terrain.

Elias rief mir zu, Hassan sei „manet chalaf“ (ganz tot). Unsere Leute stiegen nun schnell ab und luden ihre Gewehre. Kugel auf Kugel, Salve auf Salve kam, es war aber außer Hassan noch keiner getroffen worden. Damit die Kamele nicht scheuen sollten, ließen wir sie niederknien und rückten in offenen Reihen gegen den Hügel, von dem aus die Schüsse kamen, ich am äußersten linken Flügel, Ismael in der Mitte und Darb es Safai am rechten Flügel. Wir ritten um den Hügel C herum und bekamen nun die Feinde zum erstenmal zu Gesicht. Sie waren 50 Mann stark. Wir gaben eine Salve auf sie ab, sie antworteten in gleicher Weise; ungefähr fünf Minuten lang wurde von beiden Seiten scharf geschossen. Ich sah, wie zwei der Unseren und acht oder zehn Derwische fielen. Sie hoben ihre Toten auf, flohen und ließen zwei Kamele zurück.

Darb es Safia war nun allen voran, erreichte auch zuerst die Kamele und entdeckte, daß sie mit gefüllten Wasserschläuchen beladen waren. Jubelnd



Ich wandte mein Kamel und da sah ich, wie Hassan fiel.

rief er aus: „Moyie lil atschan; Allah feriem!“ (Wasser für den Durstigen, Gott ist großmütig) und er band die Schläuche los. Alles stürzte wie toll auf das Wasser hin, die Waffen wurden weggeworfen und die Leute kämpften

miteinander um einen Schluck Wasser. Als ich sie erreichte, suchte ich sie zurückzuhalten, da ich die gefährliche Wirkung zu reichlichen Trinkens auf Leute, die so lange gedurstet hatten, wie die meinigen, kannte. Einzelne hatten drei Tage kein Wasser mehr getrunken und das Fleischgericht hatte natürlich den Durst nur noch erhöht. Während die Leute miteinander um das Wasser rangen, kam Hassina, die unsern Elias erreicht hatte, auf mich zu und meldete, daß die Derwische zurückkehrten. Wie ich nach dem Hügel E hinschaute, sah ich ungefähr 150 Mann im Lauffschritt auf uns zueilen.

Ich wollte meine Leute sammeln und gab Ismael den Befehl, Alarm zu schlagen, aber wir wurden beide in dem Getümmel nicht gehört. Die wenigen, die uns gehorchten, feuerten einige Schüsse ab, aber es war zu spät. Durch den Lärm hindurch hörte man die Rufe des Führers, der seine Leute an gewisse Befehle erinnerte, die ihnen gegeben worden waren, namentlich tönte es immer wieder: „fangt ihren Führer lebendig“. Sogar in diesem Augenblick höchster Gefahr blizte in mir der Gedanke auf, daß wir in einen Hinterhalt gelockt worden seien, denn wie hätte man sonst immer von den „Befehlen unseres Gebieters“ sprechen hören können?

Elias, Hassina und ich eilten nach F hin, um uns zu schützen; ich konnte nicht einmal Feuer geben, denn in der wild durcheinander ringenden Masse hätte ich ebensogut Freund wie Feind treffen können. Gerade, als wir am Fuße des Hügels anlangten, wurde Elias gefangen, und die fünf oder sechs Derwische, die uns verfolgt hatten, untersuchten die Tasche, die er trug — es waren meine dreihundert Dollar, der Schmuck etc. darin. Mich schauten sie nur scharf von der Seite an und gingen dann weiter. Ich schichtete mehrere Steine aufeinander, legte meine Patronen zurecht, lud meinen Revolver und bereitete mich vor, bis aufs Blut zu kämpfen. Ismael, dem Führer der Karawane, war es gelungen, auf irgend eine Weise aus dem Gedränge herauszukommen. Er gelangte zu meinem Kamel, bestieg es und ritt nach dem Hügel F hin. Als er Hassina und mich sah, rief er uns zu, wir sollten versuchen, Kamele zu erwischen und ihm direkt nachzufolgen. Daraufhin rannte Hassina den Hügel hinunter; ich hatte ihr Verschwinden nicht gleich bemerkt, da der Hügel sie verdeckte und da ich zu sehr damit beschäftigt war, rasch meine Schutzmauer zu errichten. Späterhin erblickte ich sie zu meinem Erstaunen an der Spitze der Derwische, die Elias gefangen hatten und ihm in langer Reihe, einer hinter dem anderen folgten. Hassina rief mir zu, daß man mir nichts zuleide tun würde und daß ich mich ohne Waffen ergeben solle. Ich weigerte mich, das zu tun, und als sie vorrückten, richtete ich meinen Gewehrlauf auf sie. Hassina rief mir nochmals zu, daß die Derwische Befehl hätten, mich nicht zu verletzen, und die Feinde feuerten,

um diese Worte zu bekräftigen, in die Luft und legten dann die Waffen auf den Sand nieder. Da sah ich auch, daß unsere Leute gebunden und in der Ebene in Gruppen zusammengestellt waren. Ich verließ meine Festung, stieg



Einer beschimpfte mich und trat mit erhobenem Schwert auf mich zu.

den Hügel hinab und wurde von den Derwischen mit dem gellenden Ruf: „El Kaffir, el Kaffir!“ (Der Ungläubige) begrüßt.

Einer, der vielleicht fanatischer war, als die übrigen, beschimpfte mich und trat mit erhobenem Schwert auf mich zu. Sobald er mir entgegentrat, schaute ich ihm fest in die Augen und fragte: „Ist das das Ehrenwort (ich

meinte in bezug auf die friedliche Aufnahme) eueres Propheten und Gebieters; du Hund, du Lügner, du Unreiner!" Trotzdem ich, wie man sich leicht denken kann, in diesem Augenblick vor Aufregung zitterte, hatte ich doch nicht vergessen, daß eine kühne Stirn und furchtloses Auftreten sogleich Achtung, wenn nicht Furcht einflößen. Ich hatte auch wirklich den gewünschten Eindruck gemacht. Ein anderer wandte sich an meinen Angreifer: „Was tust du? Hast du den Befehl unseres Gebieters vergessen?“ Zum zweitenmal hörte ich von „Befehlen“ sprechen. Ich stellte einige Fragen an meine Feinde, doch sie antworteten mir nur mit den Worten, daß ich darüber die Emire Hamza und Farag befragen solle, und führten mich rasch zu jenen. Der Emir Farag fragte mich, wie ich heiße und was ich in seinem Lande suche. Dann wandte er sich, ohne meine Antwort abzuwarten, zu seinen Leuten und rief aus: „Das ist der Pascha, den uns unser Herr Wod en Negumi zu fangen befahl; Allah sei gelobt, wir bringen ihn unverletzt!“ Die letzte Bemerkung war besonders betont worden, wegen des Mannes, der mich hat angreifen wollen, und sollte auch den andren zur Warnung dienen.

Dann nahm er mich beiseite und sagte: „Ich sehe, du bist durstig!“ rief einige seiner Leute herbei und befahl ihnen, etwas Wasser über hartes, trockenes Brot zu schütten. Er übergab es mir und sagte lächelnd: „Sß, es ist gefährlich für dich, zu trinken.“ Ich erriet, was er meinte. Hätten sich unsere Leute nicht so kopflos auf das Wasser gestürzt, so hätten wir wahrscheinlich eine ganz andere Geschichte zu erzählen; wer weiß, ob, wenn wir den Schech Salech erreicht und den Tag gewonnen, die Geschichte des Sudan sich nicht anders gestaltet hätte? Meine Geschichte wäre sicherlich eine andere geworden.

Viertes Kapitel.

Gefangen.

Ich wurde hierauf zwei Männern übergeben, die für mein Wohlbefinden verantwortlich waren. Hassina und Elias kamen gemeinsam unter die Obhut anderer und man befahl uns, etwas abseits zu sitzen. Die Derwische hatten Kriegszelte bei sich, die wahrscheinlich von Khartum herstammten, und hatten schnell eins davon aufgeschlagen. Hier versammelten sich die Emire, hielten Rat und Verhör. Darb es Safai und andere wurden der Reihe nach vorgenommen und befragt: „Wo sind die Gewehre und die Patronen?“; wir hatten natürlich keinen Waffenkasten mit uns zu den Quellen genommen. Sie leugneten, irgend etwas davon zu wissen; Farag sagte nur: „Wir werden sie dann für euch schon finden und euch zeigen, wie sie gebraucht werden.“ Als die Reihe an mich kam, antwortete ich auf die obligate Frage, daß ich von nichts wisse: daß ich zwar eine gewisse Zahl von Kisten gesehen habe, aber nicht wisse, was sie enthalten. Auf die Frage, wo sie jetzt seien, entgegnete ich: „Irgendwo in der Wüste, wir haben sie weggeworfen, da die durstigen und müden Kamele sie nicht mehr länger tragen konnten.“ Auf weitere Fragen erzählte ich, daß der Führer, der uns hierher gebracht, der erste gewesen sei, der getötet wurde, und daß kaum einer unserer Karawane den Weg zu unseren Waren zurückfinden könne. Bei diesen Worten warfen sich die Derwische rasch verständige Blicke zu. Auf die Frage, ob ich sicher sei, daß der Führer getötet worden, konnte ich nur entgegnen, daß mein Schreiber es mir so gesagt, und daß ich ihn habe fallen sehen, und dann gab ich die Stelle an, wo das geschehen. Farag sandte einen Mann nach dieser Richtung und gab ihm einige Befehle.

Während der wenigen Minuten seiner Abwesenheit herrschte tiefe Stille im Zelt, die nur durch das Klappern der Kugeln des Sibha (Rosenkranz) unterbrochen wurde. Der Bote flüsterte bei seiner Rückkehr Farag etwas ins Ohr. Dann wurden zwei von den Mighat Arabern, die bei Wadi Halsa zu uns gestoßen waren, vorgeführt und verhört. Sie gaben keine direkten Antworten. Man nahm sie beiseite, aber ich konnte trotzdem hören, daß sie nach vielen Versprechungen und dann Drohungen von seiten der Derwische versprochen, sie zu der Stelle zu führen, wo unsere Waren lagen. Aus den Fragen der Derwische war deutlich zu ersehen, daß sie durchaus keine genaue Vorstellung von der Dertlichkeit hatten, an der wir unsere Waren zurückgelassen, und danach konnte ich auch annehmen, daß Hassan wirklich gefallen sei. Ich hatte vorher die ziemlich feste Ueberzeugung gehabt, daß er den Tod nur simuliert habe, um sich dann in dem Gemenge unter die Derwische zu mischen und ungesehen von uns zu entfliehen; er hätte sich dann bei Negumi seinen Lohn holen können.

Die Sonne war untergegangen, die Sitzung wurde geschlossen und Farag befahl, daß man auf demselben Wege zurückkehren solle, auf dem wir gekommen; die Mighat Araber und Amin sollten uns führen. Da unsere Kamele nicht getränkt worden waren, kamen wir nicht schnell vorwärts und mußten schon nach einer Stunde wieder Halt machen. Da machte man zugleich Nachtrast und die Derwische verteilten ihre Wasservorräte. Mit Sonnenaufgang des nächsten Tages zogen wir weiter, fünfundzwanzig gutberittene Männer wurden mit den Führern vorausgeschickt. Salechs Leute, die Verwundeten und die Gesunden mußten gehen, die Derwische ritten, ebenso ihre Verwundeten.

Mittags erreichten wir den Platz, wo wir die vier Mann bei den Waren zurückgelassen hatten, und fanden diese mit gebundenen Händen. Die Vorhut hatte sie ungefähr um zehn Uhr morgens wahrscheinlich schlafend gefunden, da wir keine Schüsse gehört hatten. Den Wächtern konnte jedoch kein Vorwurf gemacht werden, da sie so wie so überwältigt worden wären. Ich hatte ihnen beim Weggehen noch den Rest Wasser zurückgelassen, den ich mir aufgespart hatte, und hätten sie das nicht gehabt, so hätten sie auch nicht schlafen können.

Gerade so, wie sich Salechs Leute über das Wasser hergestürzt, so stürzten die Derwische auf ihre Beute und vergaßen die Gefangenen und alles andere. Der Boden war förmlich besät mit Gewehren, Munition, Stoffen, Nahrungsmitteln und den hundert Dingen, die eine Handelskarawane mit sich führt, denn die Kisten und Ballen der Araber enthielten nur Waren. Ich war schnell entschlossen, eilte mit meinem Jagdmesser auf die anderen



Während die Leute miteinander um das Wasser rangen, kehrten die Derwische zurück.

Gefangenen zu und dachte, daß ich wenigstens einigen von ihnen die Fesseln aufschneiden könne, damit wir uns dann einiger Kamele bemächtigen und vereinzelt nach den verschiedenen Richtungen entfliehen könnten. Es war eine verrückte Idee, aber es war doch etwas. Bevor aber mein halb ausgereifter Plan ausgeführt werden konnte, waren die Wachen schon wieder hinter uns her. Ich wurde vor den Emir Said gebracht und entschuldigte mich damit, daß ich als Arzt den Verwundeten habe helfen wollen. Er lobte



Wir fanden die vier Mann mit gebundenen Händen.

meine Fürsorge für andere, empfahl mir aber, zuerst an mich selbst zu denken, nahm mir das Messer fort, das die Wächter in meinen Händen gefunden, und sagte, er werde mich rufen, sobald er meiner bedürfe. Zudem warnte er mich davor, mit anderen Gefangenen zu sprechen.

Nachdem sich die Aufregung über die Beute etwas gelegt, wurde zur Feier des Tages ein Kamel geschlachtet, und Hassina mußte für die Leute kochen. Ich wurde eingeladen, mit den Emirs zu essen. Der erste Gang war rohe Kamelsleber mit Salz und Schetta, einer Art rotem Pfeffer, be-

deckt. Ich hatte schon zugeesehen, wie dieses Gericht geessen wurde, hatte aber noch nie daran teilgenommen.

Jetzt aß ich aus zwei Gründen, erstens war ich hungrig und durstig, und zweitens wollte ich um keinen Preis meine Feinde auf die Vermutung kommen lassen, daß sich bei mir die ersten Symptome der Furcht, Abneigung gegen das Essen oder mühsames Hinunterwürgen der Speisen eingestellt haben. Nach diesem Essen wurden mir die Kleider weggenommen, da es Gewänder eines Kaffer waren, und ich wurde in die Nachtluft hinausgeschickt nur mit Unterjacke, Unterhosen und Socken bekleidet. Mein Turban und Bagdad Kofiyeh wurden mir ebenfalls weggenommen, so daß ich überdies noch barhäuptig war. Nachdem auch die Derwische ihr Mahl beendet hatten, und bevor sie sich niederlegten, mußte die ganze Beute nochmals zusammengebracht und vor das Zelt niedergelegt werden. Späterhin wurde sie dann nach den Gesetzen des Beht el Mal verteilt. Diese Einrichtung und ihre Handhabung wird anderswo beschrieben. Es wurde nur ein Teil der Beute abgeliefert, denn die Leute wußten aus Erfahrung, wie sehr solche Schätze an Zahl und Umfang zusammenschrumpften, wenn sie erst einmal in die Hände der Emirs gelangt waren und nach den „Gesetzen“ verteilt wurden. Man versteckte soviel als möglich im Sand und in den Kleidern. Pfeifen und Tabak wurden, da der Mahdi ihren Gebrauch verboten hatte, gleich beim Auspacken verbrannt. Unter meinen Sachen fanden sie meine Briefftasche, die den Emirs übergeben wurde. Ich wurde daraufhin vor die Emirs gerufen und sollte erklären, was die Briefe enthalten. Ich entgegnete, daß ich nur Geschäftsbriefe mit mir führe, daß ich aber, sobald man mir die Tasche aushändige, Stück für Stück übersetzen wolle. Farag war mit der Antwort zufrieden, jedoch behielt er die Tasche. Ich beklagte mich, daß man mir die Kleider weggenommen und ich bekam mein Flanellhemd und einen Lappen als Kopfbedeckung wieder. So legte ich mich denn in den Sand. Die ganze Nacht verfolgten mich in meinem unerquicklichen Halbschlummer Bilder aus den Ereignissen der letzten achtzehn Tage.

Das Lager war schon vor Sonnenaufgang wieder in Bewegung, und als die Sonne aufging, waren wir schon auf dem Wege ostwärts gegen El Kab, wo wir um 3 Uhr nachmittags anlangten. Die „Brunnen“, die wir zuerst antrafen, befinden sich auf leicht ansteigendem Terrain, verdienen aber diesen Namen nicht, denn es sind nur Vertiefungen in dem felsigen Untergrund, in denen sich das Wasser angesammelt hat, — sie sind mit Sand bedeckt, der mit der Hand oder einfachen Instrumenten weggeschaufelt wird, so daß dann erst das Wasser zutage tritt. Dort wachsende Sträucher bezeichnen die Stellen, wo das Wasser der Oberfläche am nächsten ist. Die

Kamele wurden getränkt und durften auf dem mageren Rasen weiden. Man schlachtete noch ein Kamel aus Freude über die gelungene Expedition, und ich wurde wieder zu den Emir's eingeladen. Ich wurde nur um die allergewöhnlichsten Dinge befragt, erhielt auf meine Fragen aber immer nur die eine Antwort, daß Abderrachmahn Wod en Negumi mir alles sagen werde, was ich wissen wolle. Noch während ich in Gesellschaft der Emir's war, rief Farag seine Getreuen zusammen. Er beglückwünschte sie, daß sie den englischen Pascha und die Karawane eingefangen (obschon der Emir aus früheren Zeiten von Korti her ganz genau wußte, wer ich war), und hielt eine schwungvolle Rede darüber, daß man den Willen des Mahdi, der ihnen durch den Mund des Kalifen kundgetan werde, pünktlich befolgen müsse. Er schloß seine Rede mit Androhungen von Strafen und Einkerkelung für alle diejenigen, welche das Beht el Mal bestehlen. Der Schlusseffekt war dann eine nochmalige Untersuchung der Gläubigen nach Schätzen, die sie von der Beute unterschlagen haben könnten.

Später hatte ich oft Gelegenheit, denselben Vorgang zu beobachten; erst wurden schöne Reden gehalten, in denen man die Leute beim religiösen Gefühl zu packen suchte, dann folgten die Drohungen und die Durchsuchung, und ebenso oft folgte die Entdeckung verborgener Schätze und scharfe Strafen.

Wad Farag beurlaubte mich für diese Nacht. Kaum hatte ich mich aber niedergelegt, so schlichen zwei Derwische an mich heran und wollten Auskunft haben über das gesamte Gepäck, das mein Eigentum war. Ich sagte, daß ich eine Liste davon in meiner Briefftasche habe, sie sollten mir dieselbe geben und ich würde ihnen genau antworten. Der eine ging weg, wahrscheinlich um den Emir zu fragen, und kam mit dem Bescheid zurück, ich müsse mich erinnern, man könne die Angabe, die ich jetzt mache, dann mit derjenigen aus der Briefftasche vergleichen. Ich hatte in der Tasche keine Liste gehabt, es lag mir nur daran, einen oder zwei Briefe daraus zu entfernen. Später sagte ich mir dann, daß ich die Briefe wahrscheinlich auf die eine oder andere Art hätte bekommen können, wenn ich nicht so ängstlich versucht hätte, eine Herausgabe der Briefftasche zu erlangen. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Derwische sich gegenseitig sehr beobachteten, denn sie fragten mich direkt, was der Inhalt der Tasche gewesen sei, die man Elias weggenommen. Ich gab dreihundert Dollar, Gold- und Silberschmuck und einige Schmuckstücke von Hassina an. Nun wurde auch Hassina herbeigeholt und verhört. Die beiden Männer waren sichtlich hocheifrig über unsere Aussagen, sie nahmen Hassina mit weg und schickten sie bald darauf mit Küchenutensilien, Holz und Nahrungsmitteln zurück, damit sie für mich kochen könne. Da ich kurz vorher mit den Emir's gespeist hatte, begriff ich

erst nicht, warum ich schon wieder essen sollte; man wollte aber Hassina entfernen, damit kein anderer sie ausfragen sollte. Ob die zwei Männer im Auftrag des Beht el Mal handelten, oder ob sie, nachdem sie gesehen, daß Geld und Schmuck vorhanden waren, selber ihren Teil sich holen wollten, weiß ich nicht; aber nach all dem zu schließen, was ich später erfuhr, scheint mir das letztere das Wahrscheinliche.

Ich lud meine Wächter zum Essen ein, denn ich hoffte, daß ein reichliches Mahl bei ihrer sichtlich großen Ermüdung sie vollkommen schläfrig



Zwei Derwische schlichen sich an mich heran und wollten Auskunft haben über das Gepäck.

machen würde. Ich selbst stellte mich auch müde, ging einige Schritte weiter und höhle mir im Sand mein Lager aus. Ich wollte jeder Gefahr trogen, um frei zu werden. Wir waren nun in einem quellenreichen Gebiet und hätten tagelang reisen können, ohne um Wasser verlegen zu sein. Ich teilte Hassina meinen Plan mit, sie solle unter dem Vorwand, Holz zu suchen, sich Amin und Elias nähern, ihre Fesseln mit dem Messer aufschneiden, das man uns für unsere Mahlzeit überlassen, und sie veranlassen, gegen einen kleinen Baum hinzukriechen, den ich bei Tage bemerkt hatte. Dort weideten einige Kamele, und wir könnten vielleicht unbeachtet entweichen und einige Stunden Vorsprung gewinnen. Die Gefangenwärter schliefen aber nicht, sie unter-

suchten ihre Gefangenen nach Schätzen, und als die Sonne aufging, waren sie noch in der Gewalt der Derwische.

Bei Sonnenaufgang brachen wir wieder auf. Mein Wärter hatte jedenfalls eine ganz besonders hohe Meinung von mir, denn er sattelte mir mein Kamel und brachte mir in einer Kürbisflasche zu trinken. An diesem Tage ritt auch der Emir Mohammed Hamsa vom Stamm der Jaelin, der eine Abtheilung der Derwische anführte, auf mich zu und erkundigte sich mit der gebräuchlichen Begrüßungsform des Orients nach meinem Befinden. Er versicherte, daß ich nichts zu fürchten habe, und entfernte sich dann wieder. Als wir am Abend bei einer Quelle auf das Lager einiger Derwische stießen, wurde ich nochmals vor einen Emir geführt, den man mir als Mekihn en Nur bezeichnete. Nach der Ehrfurcht zu schließen, die ihm erwiesen wurde, war er jedenfalls der oberste der Führer. Auch er stellte einige gleichgültige Fragen an mich und befahl dann durch eine Handbewegung, daß man mich wegbringen solle. Als man mich nochmals holte, sollte ich mich gegen die Anklage verteidigen, ein Spion der Regierung zu sein. Ich sagte nur: „Ich habe euch die Wahrheit gesagt; was wollt ihr noch von mir? Soll ich lügen und eingestehen, daß ich ein Spion sei? Sage ich das, so tötet ihr mich, weil ich es gesagt, und gestehe ich nichts ein, so glaubt ihr doch, was ihr wollt, und tötet mich gleichfalls. Ich fürchte euch nicht, macht, was ihr wollt.“ Auf seine weiteren Fragen verweigerte ich die Antwort. Mein Auftreten setzte sie in nicht geringes Erstaunen, sie hatten das nicht erwartet und waren auch von anderen Gefangenen her nicht an derartige Worte gewöhnt.

Ein junger Derwisch sollte mich nun wegführen und zwar ziemlich weit von den anderen Gefangenen entfernen. Wie wir dahin gingen, sagte der junge Mann so vor sich hin: „Allah ist gerecht, Allah ist gütig, wenn Allah will, so sehen wir morgen einen weißen Kaffer mit einem schwarzen zusammen ins Joch der Scheba eingespannt, und unsere Augen werden sich daran ergötzen.“ Scheba nennt man einen gabelförmigen Baumast, der den Gefangenen um den Hals gelegt wird, in der Art, daß die Gabelungsstelle auf den Kehlkopf zu liegen kommt und der Hauptast nach vorne gerichtet ist. Dann bindet man den rechten Arm des Opfers mit frischen Tierhäuten, die bald eintrocknen und tief ins Fleisch einschneiden, an den Baumstamm, zieht die Gabelenden so nah als möglich zusammen und befestigt sie in dieser Lage durch ein Querstück. Es ist dies ein grausames Marterinstrument, da der Arm immer aufs äußerste gespannt bleibt; will man sich durch irgend eine Bewegung erleichtern, so wird der Druck auf den Kehlkopf unerträglich, und wenn zwei Gefangene zusammen eingespannt werden, verursacht jede

Bewegung des einen dem anderen unerhörte Qualen. Stoß unter die Rippen oder den Arm des Opfers mit dem Schwert oder der Flinte verursacht den Peinigern unendliches Vergnügen, zu sehen, wie der Unglückliche mit den schrecklichsten Grimassen nach Luft schnappt. Die Dervische sehen in hellem Vergnügen zu, wie die Opfer zucken und sich winden und beinahe ersticken, fällt aber einer hin, wenn der Stoß etwas stärker gewesen ist, so nimmt der Jubel kein Ende. Man hilft dem Gefangenen erst dann wieder auf die Füße, wenn er tatsächlich zu ersticken scheint.

Durch die Worte und grimmigen Scherze des Burschen war ich zum äußersten gebracht; ich konzentrierte alle meine Kraft in einen starken Schlag — damals war ich noch stark — und streckte ihn zu Boden, wo er betäubungslos liegen blieb. Ich ergriff sein Gewehr, eilte zum Zelt zurück und trat schäumend vor Wut ein; meine Augen müssen gefunktelt haben. Ich starrte einen nach dem andern an, unentschieden, auf wen ich den ersten Schuß abfeuern wollte, dann wollte ich fechten, bis sie mich getötet haben würden. Hamsa sprach zuerst, er stand auf, erhob die Hand und sagte: „Istanna!“ (warte). Ich erzählte ihm hastig, was geschehen war, und was ich zu tun beabsichtigte. Hamsa trat auf mich zu mit den Worten: „La, la, la,“ (nein, nein, nein) das muß ein Mißverständnis sein. Du wirst nicht in eine Scheba gesteckt, wir haben den Befehl, dich lebendig und wohlbehalten abzuliefern.“ Dann wandte er sich zu den anderen: „Uebergibt mir diesen Mann, mir, ich werde ihn lebendig und wohlbehalten an Wod en Negumi abliefern, ich bin verantwortlich für ihn.“ Man zögerte, da stellte ich mein Gewehr auf den Boden, den Kolben nach unten und legte mein Kinn auf die Laufmündung, wandte mich an alle und erklärte, wenn man mich nicht in der Obhut Hamsas lasse, so drücke ich mit dem Fuß auf den Hahn meines Gewehres und schieße. Auch Hamsa drängte darauf, meinen Transport selbst zu übernehmen, mit den Worten: „Wenn ihr nicht nachgibt und dieser Mann sich irgend etwas antut, so entschlage ich mich aller Verantwortung. Ich weiß, daß er tut, was er sagt.“ Das war der reine Zauberpruch. „Nimm ihn fort, tue mit ihm, was du willst, nur soll er uns niemehr nahe kommen — niemehr. Er soll uns niemehr mit solchen Augen ansehen*.“

Hamsa wandte sich nun zu mir und sagte: „Du mußt wissen, daß unser Herr Wod en Negumi von deinem Kommen unterrichtet war und daß

*) Die Sudanesen haben wie alle Orientalen eine große Furcht vor dem bösen Blick und die grauen oder blaugrauen Augen der Europäer, besonders mit dem Ausdruck des Zornes, flößen ihnen Furcht und Schrecken ein.

er uns ausgesandt hat, dich zu holen. Er hat befohlen, daß du gut behandelt werden solltest, denn er will dich sprechen. Ich werde dich sicher bis Dongola begleiten, wo er auf dich wartet, ich weiß nicht, was er mit dir im Sinne hat, vielleicht tötet er dich — ich weiß nicht; ich aber verspreche



Ich stellte mein Gewehr auf den Boden und legte mein Kinn auf die Laufmündung.

dir, dich lebendig nach Dongola zu bringen. Wenn dir irgend etwas geschehen sollte, so würde Wod en Negumi mich töten. Willst du nun versprechen, dich mir auszuliefern und nicht zu versuchen dich umzubringen oder zu entfliehen?" Ich gab ihm mein Wort und Gamsa forderte nun die anderen auf, mich ihm zu überlassen.

Natürlich hatte unsere Unterredung viel länger gedauert, als ich hier angegeben, aber ich kann nach zwölf Jahren nicht mehr all die Einzelheiten wissen, sicher ist das der Hauptinhalt gewesen. Ich übergab Hamsa das Gewehr, er nahm mich nach der Sitte der Bedaui bei der Hand und führte mich unter seine Derwische. Unterwegs flüsterte er mir zu, daß er immer noch ein Freund der Regierung sei, und daß ich ihm rückhaltlos vertrauen könne. Er rief nun einige seiner Leute herbei, die mich in ihre Hut nehmen sollten, und ließ Hassina holen, damit sie mir so koche, wie ich es gewöhnt war. Hassina kam, auch ihr waren die Kleider weggenommen worden; er befahl, daß ihr ein Kleid zurückgegeben werden solle, und als er sah, wie die Sonne mir am Hals und an den Schultern die Haut weggebrannt, bekam ich auch noch einzelne Kleidungsstücke zurück.

Fünftes Kapitel.

Vor Wod en Negumi.

Statt daß wir nun am folgenden Morgen gleich aufbrachen, wurde eine Art „Fantasia“-Turnier abgehalten. Die Derwische ritten auf und ab und führten eine Kriegspantomime auf. Ich wurde noch schärfer bewacht und durfte mit keinem sprechen. Bei Sonnenuntergang waren wir wieder unterwegs und machten am folgenden Tage in der Wüste Halt. Vier Stunden von El Ordeh (Dongola) entfernt, ruhten wir einige Stunden aus, marschierten dann bis Sonnenuntergang, ohne Dongola zu erreichen. Noch einmal wurde eine Durchsuchung nach verborgenen Schätzen angestellt; man fand ein Stück meiner Ledertasche bei einem der Männer; er wurde geprügelt und gestand schließlich, die Tasche leer gefunden zu haben. Man untersuchte seine Kleidung und diejenige seiner Freunde und fand auch siebzehn meiner türkischen Taler; eine weitere Anwendung der Nilpferdpeitschen (Korbatsch) führte zur Entdeckung meines ganzen Geldes und eine dritte förderte auch noch die Juwelen zu Tage. Das Prügeln und Durchsuchen hielt uns auf, so daß wir erst am nächsten Morgen weiterreisen konnten, und als wir gegen Mittag Dongola zu Gesicht bekamen, wurden Leute hingeschickt, um unsere Ankunft zu melden.

Während man die Rückkehr der Boten erwartete, ging die an und für sich schon schwache Disziplin ganz verloren und alle gaben sich dem Jubel hin. Die Aufmerksamkeit, die man mir schenkte, war aber nichts weniger als angenehm für mich. Worte und Gesten zeigten mir deutlich genug, was für ein Los mir die Leute wünschten. Jedoch bekam ich etwas Ruhe, als der Mann, der geprügelt worden war, mir vorgeführt wurde, damit ich be-

zeugen sollte, daß alle bei ihm und seinen Freunden vorgefundenen Gegenstände aus meiner Geldtasche genommen seien und daß es der ganze Inhalt derselben sei. Er schien sich aus der Exekution nicht viel gemacht zu haben, und ich erfuhr dann auch, warum der Eindruck so gering gewesen war. Wenn die Ansar auf den Expeditionen wegen Diebstahl, den, wie die Emire wissen, jeder begeht, geprügelt werden, bekommen sie eine gewisse Anzahl von



Seine erste Frage war: „Welches sind die Regierungspapiere?“

Streichen mit dem Korbatsch (Peitsche aus Rhinoceroshaut) auf den fleischigen Teil des Rückens durch die Kleider hindurch. Die Haut wurde dadurch nicht verletzt, aber die achtzig Schläge, die gewöhnlich appliziert werden, haben eine Störung der lokalen Funktionen zur Folge, die für die Betroffenen eben so quälend, wie für die Zuschauer belustigend sind. Am meisten amüsieren sich bei diesem Anblick diejenigen, welche selbst schon in diesem Fall waren, oder denen es in der offenerherzigen Sprechweise der Orientalen drastisch be-

schrieben worden war. Die Hoffnung, einen Hauptpaß zu haben, und necken und verspotten zu können, spielt keine kleine Rolle in den genauen Untersuchungen und in den sogenannten Strafen. Der Bestrafte selbst schrieb mir keine Schuld zu, er verzieh mir großmütig. An der Entdeckung war allein der Zucker schuld, denn die Zuckerröhre, die die Araber, welche zu uns gestoßen waren, mitgeführt hatten, waren in Stücke zerschlagen und verteilt worden. An den Quellen bemerkte man, daß einige etwas ins Wasser tauchten und dann behaglich verzehrten. Da kein Zucker abgeliefert war, fing man an, die Leute zu untersuchen und entdeckte dann auch die anderen unterschlagenen Güter. Ich weiß nicht, wer der „Vater des Zuckers“ gewesen, aber ich hoffe, daß der Schauer von Flüchen und Verwünschungen, die meine Freunde, die die Derwische auf sein Haupt herabschimpften, ihn nie erreicht haben.

Hassina war auch vorgeführt, durchsucht und entkleidet worden; geschickt ließ sie mein Siegel in den Sand fallen und drückte ihren Fuß darauf. Ich hatte sie gebeten, das Siegel von Elias zu holen, damit die Derwische sich nicht bei Gelegenheit desselben bedienen könnten, um Briefe, die mein Schreiber eventuell schreiben mußte, damit authentisch erscheinen zu lassen. Hassina wurde nochmals befragt, wer ich sei, und sie bestätigte wieder, daß ich ein Kaufmann sei und nichts mit der Regierung zu tun habe. Während man sie mit dem Korbatsch bedrohte, der in diesem Falle auf dem bloßen Körper angewandt worden wäre, trat der Emir Hamza vor und legte zu meinen Gunsten Zeugnis ab. Hamza war auch einer von denen, der, trotzdem er der Regierung günstig geneigt, gezwungen war, in die Reihen der Derwische einzutreten.

Nachdem auch eine letzte Untersuchung stattgefunden, bewegte man sich endlich gegen Dongola hin, und wir langten dort nachmittags zwischen zwei und drei Uhr an. Vor der Stadt führten wir aber noch eine Art Parade auf und sobald wir anhielten, fing eine Musikbande an zu spielen. Nach den Lauten zu schließen, die an mein Ohr drangen, mußte das Orchester aus Hörnern und Trompeten von allen Größen und Formen bestehen, die aus jeder Tonart klangen. Aus dem allgemeinen Lärm tönte etwas heraus, was an die ägyptische Hymne erinnerte.

Die Gefangenen wurden möglichst malerisch gruppiert und ich, als das große Beutetier, fand meinen Platz zwischen den Emirs. Dann sprengten die Reiter der Armee auf uns zu und trugen ihre so sehr gepriesene, aber weit überschätzte Reitkunst zur Schau. Die Kunststücke bestehen darin, daß die Reiter einzeln oder in Gruppen direkt auf die Zuschauer zusprengen, dann plötzlich ihre Pferde in die Höhe reißen, Schwerter und Speere

schwenken, eine Seitenbewegung rechts oder links machen, je nachdem das Pferd, dessen Unterkiefer durch die Trense in brutalster Weise fast heruntergerissen wird, Verzweiflungssprünge macht, und das dauert so lange, bis der Reiter ermüdet oder das Pferd störrisch wird. Das ist das gewöhnliche Programm, es erleidet aber oft Veränderungen durch Unglücksfälle, die den Pferden, den Reitern oder den Zuschauern begegnen. So hatte der Kalif Ali Wad Helu einige Tage vor der Schlacht von Omdurman seinen Getreuen vor dem Grab des Mahdi ein anfeuerndes Schauspiel vorführen wollen. Er wollte ihnen zeigen, wie sie auf die Engländer schießen müssen; da ging die Sache schief, denn er stürzte, brach das Handgelenk, sein Pferd wurde lahm und fast ein Duzend seiner begeistertsten Bewunderer waren in direkter Lebensgefahr. Das hat sich tatsächlich so zugetragen. Die Parade und Schaustellung, die man El Arrdah nennt, dauerte länger als eine Stunde, dann rückte man endlich in Dongola ein und Wad Hamza und Wad Farag führten mich bis zum Tor der Mauer, die Negumis Wohnung umschließt.

Wir mußten einige Zeit warten und die Wachen taten ihr möglichstes, um mich vor dem Pöbel zu schützen. Die Leute waren außerordentlich aufgeregert und mein Zustand wurde dadurch nicht angenehmer, daß ich die Sprache verstand. Ungefähr eine Viertelstunde lang wurde ich mit Schwertern und Speeren bedroht, und mußte die schwerste Geduldsprobe aushalten, die je ein Mensch ausgehalten hat. Viele aus der Menge kannten mich von besseren Tagen her, aber die, die damals am unterwürfigsten um meine Dienste gebeten, waren nun meine bittersten Feinde und Quäler. Die Flüche und Bervünschungen, die an mein Ohr schlugen, machten keinen besonderen Eindruck auf mich, ich war an solche Dinge im Orient gewöhnt, wo bei der kleinsten Zwistigkeit die Schimpfwörter nur so regnen, und wo die kleinen Kinder, die eben erst plappern lernen, in kindlicher Unschuld zu ihren Müttern sagen: „El la' an Abook“ (verflucht sei der Vater) oder noch einen kürzeren Ausdruck, den ich hier nicht anführen will, weil zu viele Arabisch verstehen. Das, was mich aufregte, waren die bezeichnenden Gesten des Köpfens, der Verstümmelung oder anderer Prozeduren, die ich nicht einmal andeuten mag. Ich beherrschte mich aber und ließ weder durch Worte noch Mienen meiner Empörung freien Lauf.

Nachdem ich in die Umzäunung eingetreten, führte man mich in ein kleines Zimmer, in welchem drei Leute saßen; der eine erhob sich, nahm meine Hand und sagte: „El Hamduh lillah Bis-Slaamtak“ (Gott sei Dank, daß du wohlbehalten bist). Ich wurde dann aufgefordert, mich zu setzen. Die drei beobachteten mich scharf und ich tat dasselbe. Eine Zeitlang herrschte

Schweigen, und ich war entschlossen, dasselbe nicht zuerst zu brechen. Dann wurden Speisen hereingebracht und ich mußte mitessen. Wie damals, im Zelt der Emire, nahm ich meine ganze Willenskraft zusammen, aß noch



Ungefähr eine Viertelstunde lang wurde ich mit Schwertern und Speeren bedroht.

weiter, als die anderen schon fertig waren und beachtete meine Wirte nicht im geringsten. Natürlich spielte ich Komödie, denn so gleichgültig ich äußerlich erscheinen mochte, so hörte und sah ich in gespanntester Aufmerksamkeit alles, was um mich her vorging.

Als ich fertig war, stellte sich mir der, welcher zuerst gesprochen hatte, vor. Es war, wie ich vermutet, Negumi. Er leitete die Fragen, die er an mich stellte, mit den Worten ein: „Fürchte dich nicht, ich hoffe, daß ich dich zur wahren Religion werde bekehren können und dann werden wir gute Freunde sein.“ Er versicherte mir, daß ich mich bald an meine neue Lebensweise gewöhnen werde, und daß ich ihn dereinst noch segnen werde, weil er mich gerettet habe. Dann gestand er mir, daß er ganz genau wisse, wer ich sei, und, da ich kein Angestellter der Regierung sei, auch mein Leben in seiner Hand ganz sicher wäre. Mein Eigentum aber, das in einer feindlichen Karawane gefunden worden sei, müsse konfisziert werden. Seine Folgerungen waren mir ganz klar, es blieb mir auch keine Zeit, zu widersprechen, denn ich wurde sofort mit der Weisung, daß man gut für mich sorgen solle, zum Hause des Amin Beht el Mal (Direktor oder Verwalter des Beht el Mal) geschickt. Hassina wurde in den Harem desselben Hauses gebracht.

Früh am nächsten Morgen ließ mich Negumi holen, und als ich bei ihm ankam, sah ich, daß er mehrere von Scheck Salechs Leuten ausfragte. Ich vernahm später, daß einige von ihnen angegeben haben, daß ich früher im Dienst der Regierung gestanden und gegen den Mahdi gekämpft habe, daß ich aber jetzt nur Kaufmann sei. Es waren natürlich viele in der Stadt, die sich daran erinnerten, daß ich einst bei der Expedition zur Befreiung Gordons gewesen. Sie dichteten mir, um sich in Gunst zu setzen, auch die unerhörtesten Heldentaten an, die, wenn die Engländer sie gehört und geglaubt hätten, mir unverdienten Ruhm eingebracht haben würden. Hier wurden sie in der Hoffnung erzählt, daß man mich auf den wohlbekanntten „angareeb“*) stellen werde, den man nach einigen Sekunden wegziehen würde, so daß ich mit dem Strick um den Hals gebaumelt hätte. Als das Verhör an mich kam, wurde meine Briestafche an Negumi ausgehändigt; er hatte ohne Zweifel deren Inhalt schon in der vorigen Nacht geprüft. Seine erste Frage war: „Welches sind die Regierungspapiere?“ Ich erklärte, daß ich überhaupt keine habe und nur Geschäftspapiere bei mir trage. Darauf fragte er: „Sind auch keine Papiere von Freunden der Regierung dabei?“ „Vielleicht, ich bin Kaufmann, kaufe Gummi, Häute, alles mögliche aus dem Sudan, und verkaufe an jeden, der mir etwas abnimmt. Mir ist's khullo sei baadu (ganz einerlei) wer die Leute sind, Freunde oder Feinde der Regierung, wenn sie mir nur bezahlen. Ich bezahlte mit gutem Geld und wollte auch gegen gutes Geld verkaufen.“ Negumi sagte mir dann, daß er

*) Eine Art Schemel, der als Lager und Bank dient.

die Briefe von einem Mädchen habe übersetzen lassen, das in der Kaneeja (Kirche) von Khartum erzogen worden sei.

Der Brief von General Stephenson war als ein Ferman bezeichnet worden, laut dessen ich zum „Pascha“ des westlichen Sudan ausersehen sei, mit Befehlen, die Derwische zum Krieg aufzustacheln; das Geld, die Waffen und die Leibgarde von 50 Mann sollten mich bei meinem Vorhaben unterstützen. Zuerst war ich ganz verblüfft, dann aber brach ich trotz meiner äußerst kritischen Lage in lautes Lachen aus. Ich protestierte gegen die Uebersetzung und verlangte, daß das Dokument mir gezeigt werden solle. Man verweigerte mir das, und ich erklärte dann dem einen, den ich für den Kadi*) hielt, daß ein Ferman doch arabisch geschrieben sein müßte, da die Sudanesen weder englisch lesen noch verstehen konnten. Diese Bemerkung leuchtete Negumi ein, und er sagte, daß er die Uebersetzung selbst nicht geglaubt hätte, weil die Berichte, die er von Fassib el Gabou erhalten hatte, ganz anders lauteten. Ich erkundigte mich nach dieser schwarzen Anhängerin des Christentums und erfuhr, daß sie zwar einige Worte italienisch, aber kein Wort englisch verstehe, sie schloß sich, wie die meisten derartigen „Konvertiten“, eben der Mission an, um irgendwie Vorteil daraus zu ziehen. Ich habe ihren Namen vergessen, hoffentlich finde ich ihn aber noch heraus, bevor meine Notizen beendet sind. Es wäre interessant, zu wissen, wie viel christliches Geld auf die Erziehung derartiger Geschöpfe verwendet wird. Diese spezielle „Konvertite“ war damals mit einem Danagli verheiratet und eine Leuchte unter den fanatischen Weibern, die durch Gefänge und Tänze den Fanatismus unter den Männern ansfachen.

Es wurden noch andere von Salechs Leuten hergebracht und verhört, und ich wurde mit ihnen zusammen vernommen. Schließlich gab ich zu, daß General Stephenson mich gebeten habe, wenn ich das Gebiet des Schech Salech passiere, ihm mitzuteilen, daß Waffen und Munition in Wadi Galsa für ihn bereit liegen. Daß ich nichts mit dem Verkauf der Waffen zu tun gehabt, war schon dadurch bewiesen, daß ich erst dazu gekommen, als der Handel schon perfekt gewesen. Meine Papiere bewiesen übrigens, daß ich nichts an sie verkauft habe und daß ich nicht Geld für sie sammeln wollte, wie man mir vorgeworfen. Der übrige Teil dieser Unterredung ist in meiner Erinnerung vollständig verwischt, aber ich weiß noch, daß ich später, wenn auch an demselben Tage, vernahm, daß Negumi, von den anderen Emirs gedrängt, vierzehn der Araber, die in Wadi Galsa auf uns gestoßen, hin-

*) Richter.

richten ließ, um die anderen durch den Schrecken zu Geständnissen zu veranlassen. Mein Schreiber Emin wurde aus irgend einem Grund, den ich nie herausgefunden, an demselben Tag noch enthauptet. Meine Vermutungen über diesen Vorfall will ich erst im nächsten Kapitel aussprechen.

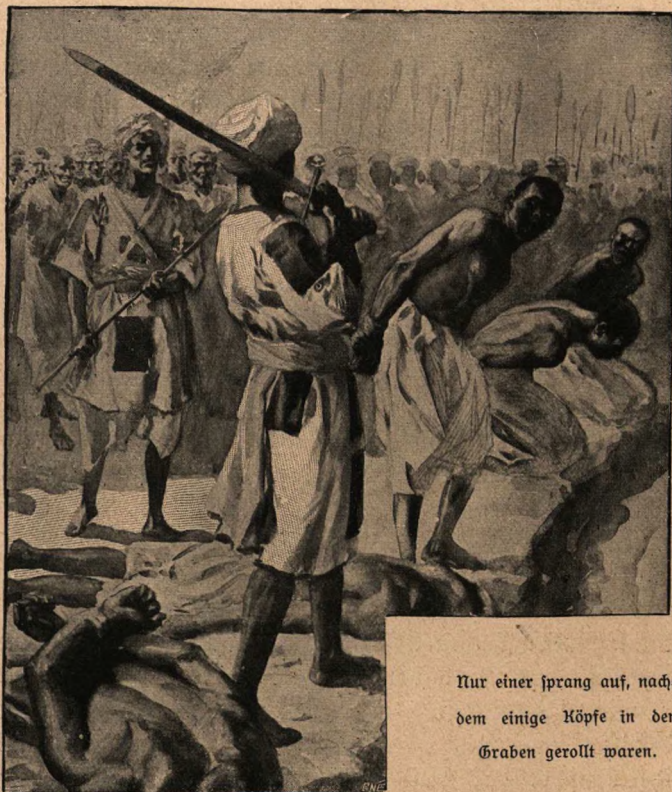
Am folgenden Morgen forderte mich der Amin Beht el Mal auf, mich bereit zu machen, um einem Turnier beizuwohnen. Wod en Negumi hatte dasselbe veranstaltet und wünschte meine Gegenwart; da ich aber Gefangener war, mußte das auch gezeigt werden und man legte mir einen leichten Ring und Kette um den Hals und eine leichte Kette an die Knöchel. Als ich bei Negumi ankam, sah ich, wie der Radi sich bemühte, Darb es Safai und zwölf andere Anhänger Salechs zu Mahdisten zu machen. Darb es Safai war der Sprecher. Er verspottete im Namen seiner Genossen die Worte des Radi und warf ihm Beleidigung auf Beleidigung ins Gesicht. Negumi war dabei zugegen und ihm sagte Darb es Safai: „Wir sind unserem Herrn Schech Salech zu Pferd gefolgt, wir werden dir nie zu Fuß als Sklaven folgen. Wir sind hergekommen, um zu sterben, laß uns also sterben.“ Man sagte ihnen, daß ihre Hartnäckigkeit mit dem Tod bestraft werden würde, worauf Darb es Safai wiederholte: „Wir sind hergekommen, um zu sterben, laß uns also sterben.“ Man führte mich dann zu einer kleinen Lehnhütte, wo ich mich niedersetzen mußte, und Tausende der Stadtbevölkerung kamen, um mich anzustarren und mir wieder all die Liebenswürdigkeiten, deren ihre Sprache fähig ist, zuzurufen, miteinander wetteifernd, wer am lautesten schreien konnte.

Darb es Safai und meine Leute waren etwas abseits geführt worden, mußten einen kleinen Graben graben, daneben niederknien und sich die Hände auf den Rücken binden lassen. Diese Haltung ist gleichbedeutend mit einem Todesurteil. Es Safai bat darum, zuletzt enthauptet zu werden, damit er sehe, wie seine Leute sterben. Nur einer sprang auf, nachdem einige Köpfe in den Graben gerollt waren. Es Safai rief ihm zu: „Knie nieder, siehst du denn nicht, daß diese Feiglinge uns zusehen.“ Dies war das Schauspiel, das mir gezeigt werden sollte; durch ein Mißverständnis aber fügte es sich, daß ich demselben nicht beiwohnte.

Als die Exekution vorbei war, nahm man mir die Ketten ab und ich wurde wieder vor Negumi geführt, der mich nach meinem Eigentum, das ich bei den Gütern der Karawane mitgeführt, fragte. Er wollte auch wissen, ob ich Sklaven mit mir genommen, und ich sagte ihm, daß ich keine Sklaven, wohl aber zwei Diener, meinen Schreiber Elias und die Dienerin Hassina, bei mir habe. Elias hatte in dem Kreuzverhör, das man mit ihm anstellte, sich aus lauter Furcht immer widersprochen. Erst sagte er, er sei mein

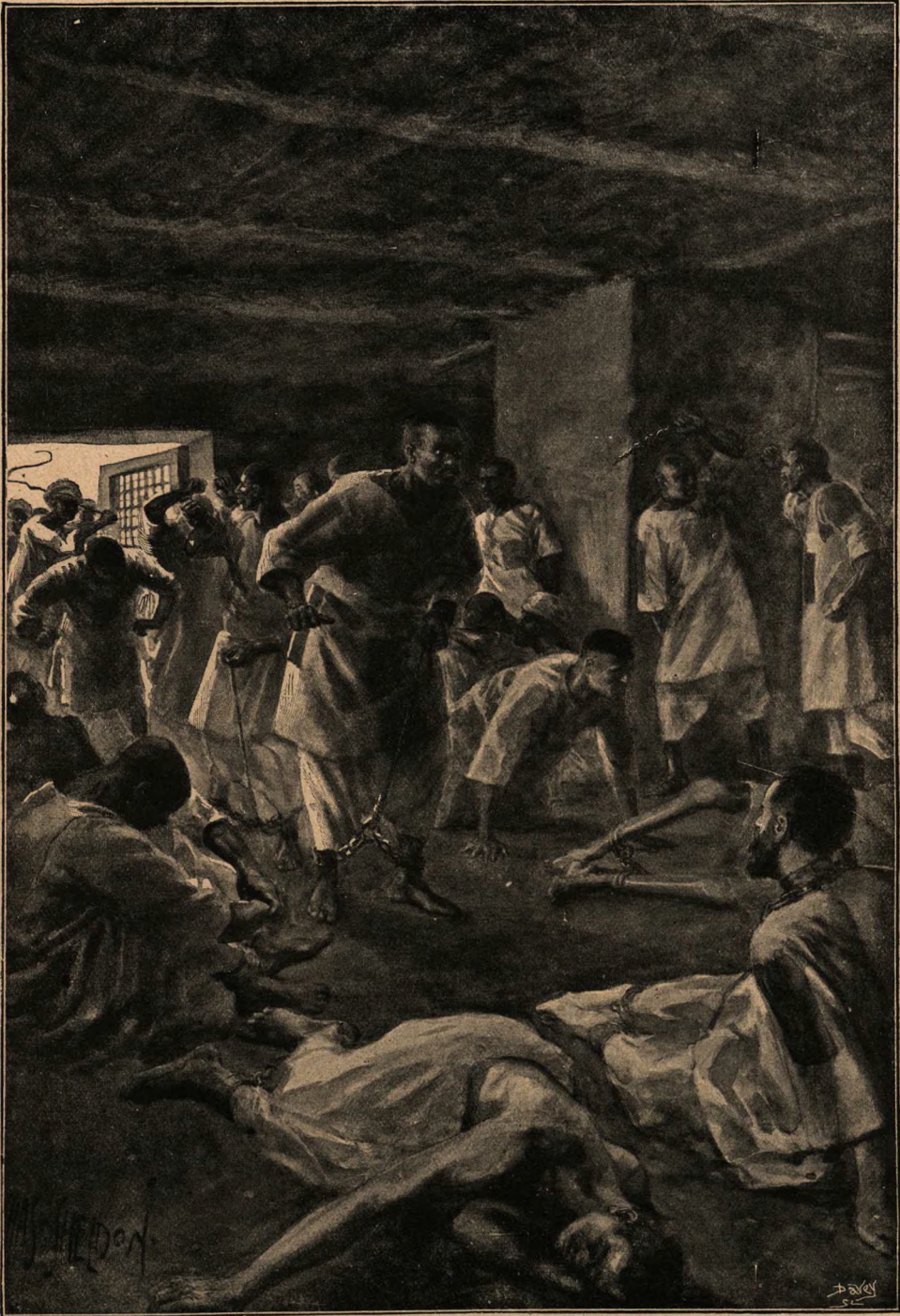
Schreiber, dann, er sei der Diener eines gewissen Ali Abou Gordi aus dem Stamm der Mighat und treibe nun im Sudan Handel. Negumi sagte mir, daß Elias, wenn seine letzte Aussage richtig sei, nicht an mich zurückgegeben werden könne, da er dann ja ein Feind sei.

Ich tat für Elias, was ich konnte, und sagte, daß er ein guter Schreiber sei, der Negumi selbst nützlich werden könne.



Nur einer sprang auf, nachdem einige Köpfe in den Graben gerollt waren.

Als man Hassina hereinbrachte, erklärte sie, daß sie nicht meine Dienerin, sondern meine Sklavin sei, daß ich sie gekauft habe, ihr aber, da die Regierung Sklaverei nicht dulde, ein „Schehaada“ (Zeugnis) ausgestellt habe. Negumi schenkte sie einem der Anwesenden, worauf sich Hassina auf die Erde setzte und sich weigerte, sich zu rühren. Rasend rief sie Negumi zu, er könne sie ihretwegen selber heiraten, so viel sei aber sicher, daß jeder, den sie heirate, in derselben Nacht sterben werde, da sie es verstehe, Leute in aller Stille zu vergiften. Sie verstand nichts von Giften, doch war wahr-



Ein endloser Zug von Gefangenen kam herein und es erhob sich ein Höllenlärm.

scheinlich gerade diese Bemerkung die Ursache, daß sie zum Kalifen gesandt wurde, wo sie allenfalls helfen könne. Sie wurde als Eigentum des Behl el Mal angesehen.

Als meine Vernehmung noch nicht zu Ende war, kamen andere Führer hinzu, und es entspann sich bald ein heißer, ja sogar erbitterter Streit. Ich kannte das Sudanesische nicht genügend, um alles zu verstehen, was sie sagten, zudem sprachen immer drei oder vier sehr schnell zu gleicher Zeit, aber ich verstand doch soviel, daß Negumi mich bei sich behalten wollte, damit ich Briefe unterzeichnen könne, die Elias schreiben sollte. Die anderen, die die Uebersetzung des Mädchens für richtig hielten, waren dafür, mich möglichst rasch in die andere Welt zu befördern, und meinen Kopf, zusammen mit dem vermeintlichen Ferman, als schauerliches Geschenk an den Kommandanten von Wadi Halsa zu senden. Es ist nicht gerade angenehm, dabei zu sein, wenn das eigene Schicksal in dieser Weise besprochen wird, um so weniger, wenn man weiß, daß jede Entscheidung sofort ausgeführt wird. Kein Verbrecher hat wohl je ängstlicher in den Zügen der zurückkehrenden Geschworenen zu lesen versucht, als ich in denjenigen meiner wilden Besieger, und ich bemühte mich, jedes bekannte Wort fieberisch zu erhaschen und zu deuten. Es ist zwar schwer, nach all den Jahren, die Gefühle jener Stunden wiederzugeben, soviel weiß ich aber noch, daß ich mir fest vornahm, falls mein Todesurteil wirklich ausgesprochen werden sollte, den nächsten der Emire an der Kehle zu packen und ihm mit meinen Nägeln das Fleisch vom Gesicht zu reißen. Dann hätte doch ein Schlag der empörten Feinde der Dual ein Ende gemacht, und die Horde draußen hätte nicht jubelnd zusehen können, wie man den verhassten „Türken“ öffentlich hinrichtete.

Diese Ideenreihe ist nicht etwa nur ein Phantasiegebilde, denn, als ich mich nach meiner Befreiung in Assuan nach Gabous Befinden erkundigte, durchlebte ich im Geiste die Szene von damals noch einmal, und ich würde noch jetzt ebenso gehandelt haben, wenn Gabou noch am Leben gewesen wäre.

Negumi drang nur teilweise durch — ich sollte zum Kalifen geschickt werden und wurde mit Hassina einer Bedeckung von sieben Mann übergeben. Negumi gab mir einige Kleidungsstücke und hundert Taler von meinem Geld, und wir wurden noch in der Nacht abgeführt.

Sechstes Kapitel.

Die Vorgeschichte der Gefangennahme.

„Er (Negumi) fing in der Dase von Selima einen großen Teil, wenn nicht alle Waffen auf. Es ist das namentlich der Unvorsichtigkeit eines deutschen Kaufmanns Namens Neufeld zuzuschreiben, der die Gesellschaft begleitete und, um Wasser zu erhalten, nach der Dase hinzog, wo er denn auch vom Feind gefangen genommen wurde.“

„. . . Die meisten wurden getötet, nur einige wenige, und unter ihnen Neufeld, wurden nach Dongola als Gefangene gebracht; man enthauptete alle bis auf Neufeld, den man als Gefangenen nach Dmdurman brachte, wo er am 1. März 1887 anlangte.“

21. März 1887. — „Sechzig Kabbabish sind angekommen, sie wurden von ihren Häuptlingen geschickt, um Waffen und Geld abzuholen.“

15. Mai 1887. — „Man berichtet, daß Herr Neufeld sich von der Karawane der Kabbabish getrennt habe, um bei den Bakahquellen zu Schech Salech zu stoßen; er soll von den Derwischen gefangen worden sein, und einige Briefe der Kabbabish sollen auch abgefaßt worden sein; von unserem Bureau waren ihm keine anvertraut worden.“ (Englisches Blaubuch 1888, Nr. 2, 50 und 90.)

„Neufeld war nun frei. Er verdankte seine Befreiung einem der Emire, der dem Kalifen Abdullah klarzumachen wußte, welchen großen Dienst Neufeld ihnen geleistet, indem er sie durch seine Gefangennahme in den Stand gesetzt, den Kabbabish die Waffen und Munition wegzunehmen.“ (Brief an Frau Neufeld vom Bureau des Kriegsdepartements, Kairo, 10. März 1890.)

Es wird wohl am besten sein, daß ich gleich die Geschichte meiner

Gefangennahme und die Verhältnisse und Umstände, die dazu beigetragen haben, genau erzähle. Ich erhielt die ersten genauen Nachrichten dazu von Ahmed Nur Ed Din, welcher einige Monate später auf seine eigene Initiative hin nach Omdurman kam, um mir zur Flucht zu helfen. Seine Darstellung wurde bestätigt und erweitert durch die Aussagen meines Gefährten Hogal, welcher 1897 nochmals in die Hände der Derwische fiel und mit mir gefangen blieb, bis wir beide vor einigen Wochen befreit wurden.

Der Verrat Gabous wurde auch von Moussa Daoud Kanaga bestätigt, der kürzlich vom Sudan zurückgekehrt ist, um mich zu begrüßen, da er von meiner Befreiung und Ankunft in Kairo gehört hatte. Moussa war ein sudanesischer Kaufmann, mit dem ich früher viele Beziehungen unterhalten hatte, und da er glaubte, er könne etwas zu meiner Befreiung tun, versuchte er oft vergeblich zu mir zu kommen, was ihm erst im September 1889 gelang.

Ich will meine Leser nicht mit Bruchstücken aus Berichten über mich langweilen, sondern ich will versuchen, alles klar und im Zusammenhange zu erzählen, und ich habe darum absichtlich verschiedene Bemerkungen und Fragen, die Negumi mir in Dongola vorlegte, im vorigen Kapitel ausgelassen, um sie hier zu erwähnen.

Der Führer, den ich für die Reise engagiert hatte, Hassib el Gabou, gehörte den Dar Hamad an, einem zweiten mächtigen Stammestheil der Kabbabish, der namentlich in und um Dongola sesshaft ist. Gabou war als Spion bei der Grenzbesatzung angestellt; er stand aber ohne Zweifel gleichzeitig im Dienste Negumis. Er hinterbrachte nach beiden Seiten hin immer gerade soviel, daß er gut gelitten war und sich bezahlt machen konnte. Fehlte ihm Tatsachen, so war es ihm ein Leichtes, bei seiner Kenntnis der Verhältnisse, der Sprache und Art seiner Leute, bei seinen zweiseitigen Verbindungen etwas zusammen zu fabulieren, was heute keinen Augenblick geglaubt würde.

Zwischen den Dar Hamad und den Stammesgenossen, die zu Scheck Salech Bey Wod Salem hielten, bestanden eine Menge alter Streitigkeiten, die bisher nicht erledigt waren; um was es sich dabei handelte, möchte ich mir nicht herausnehmen zu sagen, aber hauptsächlich handelte es sich darum, ob Scheck Salech oder der Anführer der Dar Hamads als Oberhaupt gelten sollte. Alle, die sich für die Verhältnisse im Sudan interessierten, werden sich noch erinnern, welche Rolle die Eiferfuchteleien zwischen den verschiedenen Stämmen spielten und wie sehr der Mahdi und der Kalif sich dieselben zu Nutzen machten. Es war dieselbe Geschichte, wie sie in allen politischen Händeln vorkommt, wenn politische Agenten die Parteien gegeneinander

hezen, um auf Kosten und zum Verderben der anderen, die während der Zeit unbewußt für sie arbeiteten, ihre Zwecke zu erreichen. Scheck Salechs Anhänger waren die richtigen Bedawi (Söhne der Wüste) und daher zuverlässiger als die Dar Hamad, welche schon die verwerflichen Eigenschaften der Belladi (Stadtbewohner) angenommen hatten.

Nach den Aufklärungen, die Gabou selbst gab, war sein erster Plan, seinen Stammesgenossen ehrlich zu dienen und die Dinge so zu arrangieren, daß die Waffen, statt in die Hände des Scheck Salech, seinen eigenen Leuten zufallen sollten; mit diesen Waffen sollte dann sein Stamm den Kampf gegen die Derwische aufnehmen und den Vorzug erlangen, die Hauptstützen der Regierung zu werden, er hoffte, wenn der Plan gelang, für sich den Rang eines Bey und ein Nishan (Orden) zu erhalten. Hätte er diesen Plan ausführen können, so wäre er auch um eine Ausrede den Derwischen gegenüber nicht verlegen gewesen, und wenn er den geringsten Vorteil von Seiten der Regierung über die Derwische davongetragen hätte, so würde er für seine Pflichtvergessenheit genügend entschädigt worden sein. Er hatte ursprünglich den folgenden Plan: Er schrieb zuerst an seinen eigenen Scheck und berichtete ihm genau, was für Waffen und Munition Scheck Salech zugeführt werden sollten. Sehr wahrscheinlich sind auch die Briefe, die General Stephenson an Scheck Salech schrieb, durch Gabou so lange zurückgehalten worden, bis er seine Pläne gefaßt hatte. Der Führer Hassan war nicht, wie ich annahm, im letzten Augenblick gedungen worden, sondern er war schon lange vorher von der Rolle, die er zu spielen hatte, genau unterrichtet.

Gabou hatte seinen Leuten versprochen, daß er die Karawane von Scheck Salech, nachdem sie die Selimaquellen verlassen haben würden, statt nach den El Agiaquellen, nach Wadi el Kab führen werde. Wenn wir also auch unsere Schläuche in aller Ruhe bei den Selimaquellen gefüllt hätten, so hätten wir unseren Vorrat nach unserem Reiseplan doch nur auf vier Tage berechnet und hätten acht Tage in der Wüste ohne Wasser reisen müssen. Wenn ein Bedawi drei bis vier Tage, ohne zu murren, ohne Wasser reist, kommt er in einen Zustand, den man sich wohl vorstellen, aber nicht beschreiben kann, und danach kann man sich erst klar werden, was Gabou beabsichtigte, wenn er versprach, uns überdurstig auszuliefern. Er wollte das herbeiführen, was dann wirklich eintrat. Wenn der Wahnsinn des Durstes beginnt, kleben die Lippen zusammen, die Zunge ist wund und geschwollen von den vergeblichen Versuchen, den Drüsen Speichel zu entlocken, die Halsmuskeln sind krampfhaft zusammengezogen, der Gaumen fühlt sich wie ein Stück Sandstein an, die Nase ist voll feinen Sandes, die geröteten Augen treten aus dem Kopf und die Augenlider scheinen bei jeder Bewegung

bersten zu wollen. Nur wer an sich selbst das erlebt hat, was wir in den letzten Tagen unserer Reise nach Wadi el Kab erlitten, kann sich das ergänzen, was die Bibel verschweigt, wenn sie erzählt, wie Esau seine Erstgeburt um ein Linsengericht verkaufte.



..... ihre Waffen, die sie vor den Derwischen in die Erde vergraben hatten, wurden hervorgeholt

Als die Dar Hamad Gabous Berichte erhalten hatten, trafen sie ihre Vorbereitungen, ihre Waffen, die sie vor den Derwischen in der Erde vergraben hatten, wurden vorgeholt, aber ihre außergewöhnliche Tätigkeit erweckte den Verdacht Negumis. Da er glaubte, daß es sich um einen Aufstand handelte, so traf er seine Anstalten, demselben entgegenzutreten, bald

aber erfuhr er durch seine Spione die Wahrheit. Gabou wurde nun zur Verantwortung gezogen, es wurden ihm Briefe oder Boten von Negumi zugeschickt, die über die Karawane Sheck Salechs und den Zweck ihrer Reise nach Wadi Galfa Auskunft verlangten. Als Gabou sah, daß sein erster Plan gescheitert war, wollte er, damit nicht die Karawane in die Hände seiner Nebenbuhler fiel, lieber dem Negumi den Anschlag, den er zugunsten seines eigenen Volkes geplant hatte, verraten. Aus diesem Grunde hatte er, wie schon erwähnt, zuerst versucht, mich zu bewegen, meinen Reiseplan aufzugeben, und man wird begreifen, daß er aus verschiedenen Gründen an Negumi die Botschaft sandte, daß ich die Karawane begleitete. Er hielt auch Ismael nur darum solange zurück, damit er genügend Zeit gewinne, Negumi vorzubereiten, uns wirklich den Weg abschneiden zu können.

Hogal kam an dem Abend nach unserer Abreise in Wadi Galfa an und überbrachte seine Botschaft. Gabou traf ihn und zog ihn ins Vertrauen, er sagte ihm, daß er versucht habe, mich von der Reise abzuhalten, wie er mir aber den wahren Grund nicht habe angeben können, da ich sonst alles verraten hätte, und daß dann sein Leben in Gefahr gewesen wäre, daß er aber zu meinen Gunsten getan hätte, was überhaupt zu tun möglich war. Er habe mich Negumi empfohlen und ihm genau mitgeteilt, wer und was ich war. Indem er noch immer ein sehr geschicktes Spiel trieb, sagte er, um Hogal zum Schweigen zu bringen, daß er wisse, daß die Engländer sich bald vom Sudan zurückziehen werden, natürlich ohne ihn mitzunehmen; und da er und Hogal ihre Familien im Sudan hätten, sei es weit sicherer, mit Negumi gut zu stehen, da seine guten Worte seiner Familie und seinen Freunden nichts nützen würden, wenn die Dervische kommen würden, um die von den Engländern verlassenen Städte einzunehmen.

Ich glaube, meine Leser fangen nun an einen Einblick in den schwarzen Verrat, dessen Opfer ich war, zu gewinnen, und ich habe die Ereignisse klar genug dargestellt, sodaß sie nicht beständig die vorangehenden Seiten zu Rat ziehen müssen, um den Faden verfolgen zu können.

Da Gabou ein doppeltes Spiel spielte, und natürlich deshalb auf jeden argwöhnisch war, so vermutete er, daß auch ich seinen Verrat durchschauen und meinen Weg ändern könnte, wenn die Kamele uns nicht einholten, und er hatte auch seinen Argwohn dem Negumi mitgeteilt. Hätte er dieses nicht noch getan, so hätte ich ihm vielleicht verziehen, denn in jenen Tagen war sich jeder selbst der Nächste. Es lag für ihn durchaus kein Grund vor, Negumi davon zu benachrichtigen, daß wir vielleicht unseren Weg ändern könnten, wenn wir entdeckten, daß der Führer uns in falscher Richtung führte,



denn hätten Negumis Leute uns nicht gefunden, so hätte man doch Gabou keinen Vorwurf machen können.

Als Negumi das hörte, schickte er drei Abteilungen Derwische aus, die eine unter Wod Bessir nach Umbelliela gegenüber Abu Guffi, eine zweite unter Dsman Asraf nach El Kab gegenüber El Ordeh (Dongola) und die dritte unter Said Mohammed Wod Farag, Mohammed Hansa, Mekien en Nur und Wod Ummer nach den verschiedenen Quellen im Wadi el Kab; letztere hatten zu gleicher Zeit Befehl, auch die Dar Hamads im Auge zu halten. Ich gebe diese jetzt berühmten Namen nach Angaben an, die mir in Dongola und Omdurman gemacht wurden, und zwar nicht etwa, um ihre Handlungsweise, die nicht viel mehr als Räuberstreiche waren, mit dem Glorienschein barbarischer Romantik zu umgeben, sondern mit der Absicht, daß, falls irgend einer der Genannten noch leben und mit der Regierung in Berührung kommen sollte, über diese Angelegenheit befragt und die Berichte mit den sich widersprechenden Angaben, die zu Anfang dieses Kapitels stehen, verglichen werden könnten.

Wod Farag schickte unter der Führung eines Sklaven den Wod Gysaue, Hassab-Allah eine Abteilung nach den Selimaquellen. Hassab hatte den Schuß, den wir bei unserer Ankunft an den Quellen hörten, abgefeuert, und Negumi hatte mich auch in Dongola gefragt: „Sahst du jemanden oder hörtest du einen Schuß, als du nach Selima kamst?“ Ich antwortete mit Ja und erwarb mir damit für ewige Zeiten einen Freund in Hassab-Allah, da demjenigen, der uns zuerst sehen und mit der Nachricht gleich zu der Hauptabteilung zurückkehren würde, eine Belohnung ausgesetzt war. Er selbst hatte den Schuß abgefeuert und konnte also diese Frage stellen. Auch in diesem kleinen Vorfall trat das Vertrauen zu Tage, das die Anfar in das Wort ihrer Führer haben, und man ersieht, wie viel die Europäer von ihren Erzählungen glauben können, wenn sie sich selbst untereinander so belügen und betrügen.

Nachdem Wod Farag Hassab fortgeschickt hatte, teilte er seine Leute in zwei Gruppen, die einen zogen in das Gebiet zwischen Wadi el Kab und dem Nil, die anderen unter seiner eigenen Leitung zogen uns in der Wüste auf. Der Aligat-Araber, den wir auf Kundschaft ausgesandt hatten und der nicht zurückkehrte, muß entweder von Farag gefangen genommen worden sein, noch wahrscheinlicher aber ist es, da er von Hassan geschickt war, daß er ein Bote Hassans an Wod Farag oder irgend einen anderen Derwisch war, dem er Nachricht bringen sollte, da Hassan von unserer Lage und der Nähe der Derwische genau unterrichtet war. Die Spuren, die wir unterwegs gefunden und die noch warme Asche stammten von Hassans Leuten her, die während



Als ich endlich beim Kalifen anlangte, war ich der Ohnmacht nahe.

der ganzen Zeit, mit Ausnahme des Tages, nach dem Verschwinden des Arabers Fühling mit uns hatten.

Als wir das hügelige Terrain von El Kab erreicht hatten, ließen die Derwische absichtlich meinen Führer Amin und seine zwei Begleiter unbehelligt passieren, denn sie wollten in drei Haufen uns überfallen und brauchten zur Aufstellung ihrer Kampfordnung noch Zeit. Die ersten Schüsse wurden direkt gegen den obersten Befehl, wahrscheinlich in der Hoffnung auf den vorerwähnten Preis, abgegeben und endeten, wie schon erzählt, in einem regelrechten Flintenfeuer.

Die mit Wasserschläuchen versehenen Kamele wurden infolge einer plötzlichen glücklichen Eingebung von Farags Leuten im letzten Augenblick absichtlich zurückgelassen. Die Derwische wichen nur scheinbar, um mit den anderen, die von links herkommen sollten, zusammen uns zu überfallen, die dritte Abtheilung blieb etwas weiter in der Wüste zurück.

Von unserem Führer Ismael sah und hörte ich nichts mehr, vielleicht ist es ihm gelungen zu entweichen, aber nur um bei der Vernichtung seines Stammes zu sterben. Auch Schech Salech fiel auf seinem Schaffell bis zuletzt heldenhaft kämpfend.

Meine Erzählung von der Gefangennahme und von den Motiven, die dazu geführt, ist, obwohl sie in manchen Punkten mit den offiziellen Berichten in Widerspruch steht, so genau und wahrheitsgetreu, als man sie aus der Erinnerung zusammenstellen kann, es waren ja auch Ereignisse, die so tief in mein Leben eingriffen, daß selbst das Leiden von zwölf Jahren sie nicht aus meinem Geist verwischen konnte.

Vertrauensvoll biete ich der Welt meine Darstellung der Umstände, welche meine Abreise von Wadi Galfa nach Kordofan begleiteten, und der tatsächlichen Begebenheiten bei meiner Gefangennahme, denn ich denke nicht, daß es von mir zuviel verlangt ist, wenn ich erwarte, daß mir dasselbe Vertrauen geschenkt wird wie anderen, auf die ich in meiner Vorrede und in dem kurzen Auszug aus dem englischen Blaubuche, der zu Anfang dieses Kapitels steht, hingewiesen habe.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, muß ich aber noch über Dufa Allah Hogal und die Rolle, die er in der ganzen Sache spielte, sprechen. In meinem ersten Brief (siehe Seite 65) von Omdurman, den mir der Kalif diktierte, werfe ich Hogal seinen Verrat vor, danke ihm aber gleichzeitig dafür, da ich nur auf diese Weise habe zum Heil gelangen können. Das war eine kluge Erfindung des Emir von Dongola oder des Kalifen selbst, die dadurch den Verdacht der Regierung von Hassan und Gabou ab auf Hogal lenken wollten. Dieser Brief wurde von einem meiner Schreiber in Assuan in Empfang ge-

nommen, der glücklicherweise eine Abschrift davon zurückbehielt, ehe er ihn nach Kairo sandte, eine Uebersetzung des Briefes werde ich später geben.

In Wirklichkeit kann man Hogal keinen Vorwurf machen, daß er, nachdem ihm Gabou die bewußten Mitteilungen gemacht, in erster Linie für sich sorgte. Er würde nichts gewonnen, wohl aber alles verloren haben, wenn er der Regierung die Wahrheit mitgeteilt hätte.

Die Spione des Kalifen waren überall in und außerhalb der Regierung, ebenso waren die Spione der Regierung unter den Mahdisten, ohne Zweifel wurden sie von beiden Seiten bezahlt, und wer wird sie dafür tadeln wollen? Die Familie Hogals und seine Verwandten waren im Sudan, und es war von keinem Nutzen, Fragen über einen toten Mann zu stellen. Ich werde vielleicht noch später Gelegenheit haben, über Führer und Spione zu sprechen, will aber keinen von ihnen zur Rechenschaft ziehen. Das einzige Gesetz, das sie kennen, ist: „Nimm soviel du bekommen kannst“, oder auch: „Macht geht vor Recht“, und es paßte wunderbar für ihre Naturen, erlaubte ihnen ein doppeltes Spiel zu treiben, das ihnen so leicht gemacht wurde von einem Kalifen, der ebenso dachte und daraufhin arbeitete, während auf der andern Seite die Regierung stand, die scheinbar von Tag zu Tag ihre Pläne änderte und nicht zu wissen schien, was sie aus dem Sudan und seinen Bewohnern machen sollte.

Siebentes Kapitel.

Von Dongola nach Omdurman.

In der ersten Hälfte der Nacht zum 27. April forderte mich der Amin Beht el Mal auf, mich für die Reise nach Omdurman bereit zu machen, da Negumi nach mir geschickt habe. Ich hatte nicht viel vorzubereiten; ich ließ mir nur etwas Semamöl geben, um Gesicht, Schultern, Rücken und Füße einzureiben. Das wenige Wollzeug, das man mir zur Bekleidung gelassen, hatte mich nicht genügend gegen die sengende Sonne zu schützen vermocht, die Haut blätterte von meinem Körper ab und die Füße waren voller Blasen und Wunden. Durch die Wanderung im heißen Sand waren meine Strümpfe in einem Tag durchgelaufen. Man brachte mich nun vor Negumi, und wir sprachen lange Zeit zusammen. Er sagte, daß er mich gerne zur Vermittlung von „akhbar“ (Informationen oder Nachrichten) bei sich behalten hätte, daß die anderen Emire aber verlangten, daß ich entweder sofort getötet oder mit dem Ferman, der mich als den Pascha des westlichen Sudan bezeichnete, an den Kalifen in Omdurman ausgeliefert werden sollte. Negumi teilte mir mit, daß er an den Kalifen geschrieben und ihn gebeten hätte, mich wieder zu ihm zurückzuschicken. Er stellte mehrere Fragen an mich, in betreff der Regierung, der Befestigungen von Kairo, Alexandria, Assuan, Korosko und Wadi Galsa und namentlich wollte er viel über „Inglaterra“ und die britische Armee hören. Unser Vordringen nilaufwärts zur Befreiung Gordons hatte augenscheinlich, was unsere Transportmittel und die Schnelligkeit der Beförderung anbetraf, einen so wenig günstigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er, als ich ihm von der Entfernung zwischen Alexandrien und England erzählte, und ihm versicherte, daß die englischen Dampfschiffe ein großes Heer

in acht Tagen herbringen könnten, mir lächelnd erwiderte: „Ich bin kein Kind, mir solche Geschichten erzählen zu lassen.“ Vielleicht glaubte er wirklich bis zu seinem Tode, daß ich phantasierte, als ich nach Möglichkeit versuchte, ihm einen Begriff von den Größenverhältnissen eines Dzeandampfers oder eines Kriegsschiffes im Vergleich zu einer Nil-Dahabiye zu geben.



Ich versuchte, Negumi einen Begriff von den Größenverhältnissen eines Dzeandampfers zu einer Nil-Dahabiye zu geben.

Beim Weggehen hatte ich die ganz bestimmte Ueberzeugung — dieselbe wurde dann einige Monate später, als verschiedene seiner Häuptlinge nach Omdurman zurückgerufen und zu mir ins Gefängnis geworfen wurden, noch bedeutend verstärkt —, daß Negumi, wenn er irgend einen Menschen gehabt hätte, dem er vertrauen konnte und in dessen Hände er eine so heikle Angelegenheit hätte legen können, der Regierung seine Unterordnung und Er-

gebung angeboten haben würde. Er hätte dann die Emire, die vom Kalifen als Spione zu ihm gesandt worden waren, — denn er war damals verdächtig — beiseite geschafft, wäre mit seinen Leuten als „Freund“ nach Wadi Galsa gezogen und hätte die Regierung um Hilfe gebeten, um den Kalifen stürzen zu können. Meine kühnen Vermutungen und Behauptungen gründeten sich namentlich auf das, was ich von den vorerwähnten Mitgefangenen, den Emiren hörte, die mir erst ihre Teilnahme und dann auch ihr Vertrauen schenkten. Durch sie erfuhr ich auch das Schicksal der Anhänger Salechs, die noch am Leben waren, als ich Dongola verließ. Sie waren nacheinander, immer mehrere zusammen, hingerichtet worden, mein Schreiber Elias wurde zwei Monate nach meiner Abreise als letzter getötet. Negumi hatte ihn aus leicht erklärlichen Gründen bis zuletzt verschont und gab erst auf das Drängen der Emire, die auch den letzten von Salechs Leuten getötet sehen wollten, den Befehl zur Hinrichtung, als er überzeugt war, daß ich nicht zurückkehren würde. Nach den Aussagen meiner Leidensgenossen konnte nicht der geringste Zweifel mehr herrschen, daß unter den Mahdisten selbst die Ueberzeugung, daß der Nachfolger des Mahdi ein Betrüger sei, immer mehr Boden gewann; doch erstlickte das vom Kalifen eingeführte Spioniersystem jedes zu Tage treten dieser Ansichten schon im Keime. Ohne Zweifel hatten auch die gefangenen Emire ihre Gefangennahme irgend einer unvorsichtigen Aeußerung in diesem Sinne zu verdanken und Negumi blieb nur frei, weil ihn der Kalif wegen seiner außerordentlichen Popularität fürchtete und beneidete. Es war im ganzen Sudan keiner, dem Negumi oder irgend ein anderer, der Kalif nicht ausgenommen, hätte rückhaltlos vertrauen können. Der Mensch, dem man sein innerstes Empfinden anvertraute, konnte Freund und Feind sein, und da alles so rasch und beständig wechselte, kann man wohl sagen, im ganzen Sudan traute keiner dem anderen auch nur für einen Augenblick.

Wie auch Negumi in der ersten Zeit zu Mahdismus gestanden haben mag, so ist es doch sicher, daß er späterhin seine Meinung änderte. Einzelne seiner Leute, die nach der Schlacht bei Toski, in der er getötet wurde, ebenfalls meine Mitgefangenen wurden, sagten mir, daß er nur darum gegen das ägyptische Heer bei Toski gezogen sei, weil der Kalif ihn durch Vorwürfe dazu trieb, da er ihn der Feigheit und des Verrats beschuldigte und ihm drohte, ihn nach Omdurman zurückzurufen, — und Negumi wußte wohl, was das bedeutete.

Im letzten Kapitel deutete ich an, daß ich späterhin den Grund angeben werde, weshalb mein Führer Amin als er in Dongola hingerichtet wurde, hier, wo ich von meinen Mitgefangenen aus Negumis Heer spreche, mag eine weitere Ausführung am Platz sein. Sie wußten sicher, daß die

paar erbitterten Wortgefechte, die Amin mit Hassan gehabt, sofort den versammelten Emir in Dongola mitgeteilt worden waren und daß Amin dafür als erster sogleich getötet worden war. Ich äußerte auch mein Mißtrauen in bezug auf Hassans Tod in el Kab, denn nach dem was mir gesagt wurde und ich selbst beobachtet hatte, schien mir sein Fall vom Kamel eine abgefartete Komödie. Wahrscheinlich kam er mit uns in Dongola an und legte



Das alte Weib verwünschte den Mahdi und alle, die mit ihm zu tun hatten.

gegen Amin Zeugnis ab, und da ich nun einmal am Vermuten bin, so erscheint es mir auch nicht unmöglich, daß er die Räubergeschichten über die Details des Ueberfalls von Salechs Karawane und meiner Gefangennahme seinen militärischen Vorgesetzten erzählte. Es sind bekanntlich unter den ganz und halb offiziellen Berichten über mich die größten Widersprüche nachzuweisen, so spricht man von meiner Gefangennahme an zirka hundertundfünfzig Meilen auseinanderliegenden Orten (gleich einer Reise von fünf Tagen) und an zwei verschiedenen Daten und von meiner Ankunft in Omdurman als Gefangener

einen Monat früher, bevor die Karawane, die durch meinen Verrat oder zum mindesten durch meine „Unvorsichtigkeit“ überfallen worden war, überhaupt Wadi Galsa verlassen hatte.

Früh morgens am 28. April wurden Hassina und ich vor die Stadt gebracht, wo die Wächter und Kamele uns erwarteten, und dann ritten wir durch Handak, Debbeh, Abou, Gussi und Ambukol unserem Ziel entgegen. Die Vorfälle, die sich bei unserem Eintreffen in den verschiedenen Orten zutrugen, sind nicht interessant genug, um meine Leser damit aufzuhalten. Von Ambukol aus kamen wir durch die Wüste und wanderten dem Nil bei Jebel Roiyan zu. Wir hatten die gewöhnlich mit einer Wüstenreise verbundenen unvermeidlichen Entbehrungen und Strapazen zu ertragen. In der Nähe des Dorfes Jebel Roiyan nahmen wir in einer, wie wir glaubten, verlassenen Hütte etwas Nahrung zu uns und legten uns zum Schlafen nieder. Während der Nacht schlich sich ein altes Weib in mein Gemach und begann zu jammern und zu wimmern, wie man es im Orient so oft hört. Sie sagte, sie sei: „El umn Chaschm el Mus“ (die Mutter des Chaschm el Mus — doch kann sie mit diesem Ausdruck auch nur haben sagen wollen, daß sie eine nahe Verwandte der Familie des Chaschm el Mus sei), den Gordon zur Begleitung von Sir Charles Wilson auf seiner Reise nach Khartum mit „Kanonenbooten“ nach Metemneh gesandt hatte. Ihre Söhne, ihre ganze Familie (oder Stamm) war vom Kalifen getötet worden, und sie war ihres Wissens die einzig Ueberlebende. Sie kümmerte sich nicht um meine Wachen, die durch das Heulen und Sprechen herbeigelockt worden waren, sie verwünschte den Mahdi und alle, die mit ihm zu tun hatten. Das Wimmern des armen Geschöpfes, ihre eingefallenen Wangen, ihre funkelnden Augen, ihre knöchernen, gekrümmten Finger und die rasenden Verwünschungen des Mahdi und des Kalifen, all das war bei dem verglimmenden Licht unseres Herdfeuers, das uns nur gestattete, die Umrisse der Gestalt zu sehen, so gespensterhaft, daß ich ganz außer mir geriet vor Aufregung, wie sie sich erhob und meinen Tod prophezeite. Wenn ich einmal in meinem Leben einer ordentlichen Nachtruhe bedurft hätte, so war es in dieser Nacht vor meiner Ankunft in Omdurman. Aber es kam kein Schlaf in meine Augen.

Bald, nachdem die Frau die Hütte verlassen hatte, hörte ich einen dumpfen Fall, dem ein Schrei und dann ein schwächer werdendes Stöhnen folgte, dann wurde es still, und ich merkte, was geschehen war. Sie war mit einem Fluch gegen den Mahdi auf den Lippen ermordet worden. Die ganze Nacht war ich von den entsetzlichsten Vorstellungen verfolgt. Wie sehnte ich mich dem Tagesanbruch entgegen, wie ungeduldig erwartete ich

ihn! Zum erstenmal fürchtete ich den Verstand zu verlieren. Mir war, als hätte man mir einen Strick um mein Gehirn gelegt und ziehe ihn langsam immer fester zusammen. Doch genug hiervon, es hat keinen Zweck, den schrecklichen Thatfachen noch schmerzliche Betrachtungen hinzuzufügen.

Mit größter Anstrengung schleppte ich mich am folgenden Morgen zu meinen Kamelen, und mühsam stieg ich auf und vollendete meine Reise nach Omdurman. Wir erreichten die Stadt um Mittag, Donnerstag den 5. Mai, und hielten unseren Einzug fast unbeachtet. Auf dem Marktplatz aber, nachdem sich die Kunde von unserer Ankunft wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, umringten uns Tausende und wir konnten uns nur mit größter Mühe bis zu dem Betplatz vor der Grabstätte des Mahdi Bahn brechen. (Das Grab war damals noch nicht aufgebaut). Hier wurde ich in den Schatten einer „Kukooba“ geführt. (Eine Kukooba ist eine Art Hütte, deren Dach von Matten oder Palmenzweigen von vier Pfosten getragen wird, die Bevölkerung bedient sich derselben als Schattenplätze in der Sonnenhitze). Zwei meiner Wachen wurden abgesandt, um dem Kalifen die Nachrichten von Negumi zu überbringen und meine Ankunft zu melden. Bald nachher kamen dann auch Nur Angara, Slatin, Mohammed Taber und der oberste Kadi mit einigen anderen, um mich zu verhören. Slatin richtete einige Worte auf Englisch an mich; da ich ihn nicht verstand, bat ich ihn, deutsch zu sprechen, da sagte er mir halblaut: „Seien Sie sehr höflich, sagen Sie ihnen, daß Sie zum Mahdi gekommen seien, um sich zur Religion zu bekennen, sprechen Sie nicht mit mir.“ Nur Angara, der die meisten Fragen stellte, sagte nun: „Warum bist du hergekommen?“ Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber doch nicht lange genug, um mein europäisches Blut beim Anblick des so gebieterisch auftretenden Schwarzen wirklich beherrschen zu können und ihm „höflich“ zu antworten. Ich erwiderte also: „Weil ich nicht anders konnte; ich verließ Wadi Galfa, um Handel zu treiben, nicht um zu kämpfen, aber deine Leute haben mich gefangen genommen und mich hierher gesandt, warum fragst du mich also?“ Bei diesen Worten trat Slatin hinter die anderen Emire und versuchte, glaube ich, mir verständlich zu machen, daß ich anders mit ihnen sprechen sollte. Meine Hilflosigkeit machte mich erbittert, und trotzdem ich so heruntergekommen war, hätte ich jeden meiner Gegner vor Wut erdroffeln können.

Man befragte mich über die Truppenzahl in Wadi Galfa und Kairo, über die Festungswerke etc., aber niemand hätte die Orte und die Truppenzahl irgendwo finden können, die ich da beschrieb. Ich gab zu, daß Negumis Nachricht, daß die englischen Truppen Wadi Galfa verlassen werden, richtig sei, bemerkte aber, daß in vier Tagen die ganze Mannschaft wieder dorthin

gebracht werden könnte. Fast alle Fragen bezogen sich auf militärische Dinge, und es ist begreiflich, da man mich für einen Pascha hielt und die Paschas im Sudan alle Kriegsführer waren. Man zeigte mir später ein Schriftstück, in welchem angegeben wurde, daß ich wohl wegen Bereitwilligkeit, Auslagen zu



Nach einer Photographie von
Dr. Ezelety in Wien.

R. v. Slatin

Slatin Pascha.

machen, einen „schlechten Eindruck“ gemacht hätte. Der Grund des schlechten Eindruckes war nicht genau angegeben, mag aber vielleicht der erwähnte sein. Andere Gefangene haben sich ihren Besiegern zu Füßen geworfen und um Gnade gefleht, ich tat das nicht, und es ist auch möglich, daß der „schlechte Eindruck“ daher stammt. Die Welt kann mir den Vorwurf machen, daß

ich unklug gehandelt, meinen mächtigen Feinden mit so seltsamer „Höflichkeit“ begegnet zu sein, aber es kann mir doch niemand zumuten, daß ich, selbst wenn ich nicht sechs Jahre in Verbindung mit dem englischen Heer auf dem Schlachtfeld und im Frieden im Sudan gelebt, auch nur einen Augenblick vergessen konnte, was ich meiner Mannesehre schuldig bin, so daß ich imstande gewesen wäre, mit demütigen Küffen die Hand eines wilden Schwarzen zu bedecken, der zudem noch beim Morde Gordons beteiligt gewesen. Jetzt, wo ich dem Leben wiedergegeben bin, danke ich Gott, daß mein erstes Erscheinen vor dem Kalifen einen „schlechten Eindruck“ machte, das wird auch der beste Beweis dafür sein, daß die Verdächtigungen, die man gegen mich aussprach, unbegründet sind.

Als die Emire und die anderen mich verlassen hatten, rissen mir einige Derwische die Kleider vom Leibe, die mir Negumi gegeben hatte, und gaben mir einen alten Soldatenkittel und baumwollene Beinkleider. Dann wurden mir meine Füße gefesselt, und man legte mir einen Ring mit einer langen, schweren Kette um den Hals. An diesem Abend, ja, während der ganzen Nacht kamen die Leute in Haufen, um mich zu sehen, und die Ombeyehs (Kriegstrompete aus einem ausgehöhlten Elefantenzahn), die immerfort geblasen wurden, tönnten schauerlich um mich herum. Eine Art mahdistischer Amazone schritt und tanzte vor mir auf und ab, sie sang dabei und machte allerlei Gesten, doch konnte ich den Sinn derselben nicht recht verstehen. Da Hassina nicht weit von mir bitterlich schluchzte, rief ich sie und fragte sie, um was es sich denn eigentlich handle, sie sagte mir, daß durch die Ombeyeh die Gläubigen und Anhänger des Propheten aufgefodert wurden, meiner Hinrichtung beizuwohnen, und daß das tanzende Weib meine Todesqualen und meine darauffolgende Höllepein als Ungläubiger ausmale. Einer meiner Wächter bestätigte Hassinas Worte und ich war neugierig genug, mir von ihm solch eine Hinrichtung beschreiben zu lassen. Nachdem ich die Schilderung gehört, weigerte ich mich, irgend welche Nahrung zu mir zu nehmen. Ich wollte den fanatischen Derwischen das eine Schauspiel nicht gönnen, auf das sie hofften — doch will ich hier keine weiteren Einzelheiten angeben.

Beim Anbruch des folgenden Tages kam ein Derwisch, der meine rechte Hand über die linke legte, die Handflächen nach unten, und mir mit einem Strick aus Palmensfaser beide Hände am Handgelenk zusammenband. Mit einem Stückchen Holz wurden die Stricke ganz fest zuge dreht, und als sie ganz tief in das Fleisch hineingeschnitten hatten, begoß man sie mit Wasser. Der Schmerz, den ich empfand, als die Stricke aufschwollen, ist unaussprechlich, sie schnitten so tief ins Fleisch ein, daß ich noch heute nicht ohne Schaudern

die Narben an meinen Händen ansehen kann; daß ich noch heute, nach zwölf Jahren bei der bloßen Erinnerung dieselbe Schmerzempfindung habe, wie damals.

Als mir vor lauter Schmerz der Schweiß kalt über den ganzen Körper lief und ich nicht mehr verbergen konnte, daß ich litt, wurde ich zur Belustigung des Pöbels ins Freie geführt. Ich mußte barhäuptig auf dem offenen Platze stehen, Tausende um mich herum, und ich dachte sicher, daß ich nun enthauptet würde; ich murmelte ein kurzes Gebet, kniete nieder und beugte mein Haupt, aber man trieb mich wieder auf die Füße, der Pöbel wollte sich erst an meinen Leiden ergötzen. Derwische stürzten auf mich zu und bedrohten mich mit ihren Lanzen und Schwertern, und währenddessen standen zwei Ombeyehbläser neben mir und bliesen mir mit aller Macht in die Ohren. Ein auffallend großer, starker Mann mit einem langen Speere schien dazu ausersehen, mir den Todesstoß zu geben; nachdem er mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, mich zu treffen, versuchte ich ihm so entgegenzukommen, daß seine Hiebe mich treffen mußten, doch rief mich jedesmal, wenn ich wirklich in Gefahr war, einer der Wächter an der Kette, die ich um den Hals trug, wieder zurück, was das Vergnügen der Anwesenden noch erhöhte. Nun hatten die Stricke, mit denen ich gebunden war, ihre Aufgabe erfüllt, die angeschwollene Haut barst und die entsetzliche Spannung hörte auf, sobald die Stricke ins Fleisch eindrangten; während ich vorher meinen Schmerz nicht hatte verbergen können, so war jetzt eine vollständige Unempfindlichkeit über mich gekommen, den Schmerzen, sowie auch der Menschenmasse, die mich umgab, gegenüber. Ein Bote des Kalifen, Ali Gulla, fragte mich: „Hast du die Ombeyehs gehört?"; das war so einer der Scherze des Kalifen, der selbst befohlen hatte, daß die Instrumente direkt in mein Ohr geblasen werden sollten. Auf mein Kopfnicken fuhr Gulla fort: „Der Kalif hat beschlossen, dich zu enthaupten,“ worauf ich antwortete: „Geh nur zu deinem Kalifen zurück und bestelle ihm, daß weder er, noch fünfzig Kalifen zusammen ein Haar auf meinem Haupte krümmen können ohne den Willen Gottes. Wenn es Gott will, wird mein Haupt fallen, aber nicht wenn es der Kalif will.“ Er ging mit dieser Botschaft zum Kalifen und brachte den Gegenbericht: „Der Kalif hat seinen Sinn geändert, du sollst nicht enthauptet, sondern gekreuzigt werden, wie euer Prophet Nisse en Nebbi (Jesus)“, dann befahl er meinen Wächtern, daß sie mich, während die Vorbereitungen gemacht wurden, nach der Kukooba zurückführen sollten. Ich war einer Ohnmacht nahe, die Reise hatte mich schon äußerst ermüdet, mein Kopf schien von all den Ombeyehstößen springen zu wollen, meine Handgelenke schmerzten unbeschreiblich, die glühende Sonne brannte auf meinem unbedeckten Kopf,

und unzählige Stechfliegen setzten sich auf das bloßliegende Fleisch meiner Hände und peinigten mich unaufhörlich.

Nach einer Stunde sollte ich zur Kreuzigungsstelle abgeführt werden. Da ich schwer gefesselt war, konnte ich nicht gehen, und wurde deshalb auf einen Esel gesetzt, auf dem mich während des Rittes zwei Männer aufrecht halten mußten. Als ich zur Exekutionsstelle kam, fand ich statt eines Kreuzes einen Galgen. Man hob mich vom Esel und stellte mich neben das „Angareeb“, die Schlinge baumelte über meinem Kopf. Nur noch einige Minuten, und alles war vorbei! Ich wollte der Horde aber noch im letzten Augenblick Achtung einflößen. Ich versuchte, den „Angareeb“ zu besteigen, meine Ketten verhinderten mich daran. Da trat ein großer Schwarzer (der oberste Radi des Kalifen) auf mich zu und sagte: „Dem Kalifen gefällt dein Mut, und um dir das zu beweisen, magst du dir die Todesart selber wählen.“ Ich entgegnete: „Gehe zu deinem Kalifen zurück und sage ihm, daß er das selbst bestimmen möge, wenn er mir aber eine Gunst erweisen will, soll er die Sache rasch ausführen, denn die Sonne brennt zu sehr auf mein Gehirn.“ Darauf antwortete der Radi: „Du wirst in wenigen Minuten tot sein, willst du als Muselman oder als Kasir sterben?“ Ich war in der äußersten Verzweiflung und schrie: „Ed Deen muh hiddm terrayer nahaarda ou Bookro.“ (Die Religion ist nicht ein Gewand, das man heute anzieht und morgen wegwirft.)

Meine Antwort und der Ton, in dem ich sie gegeben, ärgerten ihn, wie ich wohl sah. Während wir noch redeten, bahnte sich ein Reiter den Weg durch die Menge und sprach zu dem Radi, worauf dieser sich zu mir wendend sprach: „Sei glücklich, du sollst nicht sterben, der Kalif begnadigt dich in seiner unendlichen Güte.“ Ich erwiderte nur: „Warum? Habe ich denn um Gnade gebeten?“ denn ich glaubte auch nicht einen Augenblick, daß diese Kunde wahr sei. Sofort wurde ich aber wieder auf den Esel gesetzt und nach der Kukooba gebracht. Jemand hatte dem Kalifen mitgeteilt, wie meine Hände aussahen, und er schickte einen Mann zu mir, der mir die Stricke abnehmen sollte. Man sandte mir ebenfalls reichlich Nahrung, doch ich gab dieselbe den Ombeyehbläsern, die mich zur Kukooba zurückgeleitet hatten, und ich konnte mich sogar eines Lächelns nicht erwehren, als einer derselben sich beklagte, daß ihm das Essen nicht schmeckte, weil seine dicken schwarzen Lippen von dem Blasen während der ganzen Nacht ebenso wund waren, wie meine Hände von den Stricken.

Am folgenden Tag wurde ich wieder vor die Radis gebracht, unter denen sich auch der Kalif und Slatin befanden. Wieder fragte man mich, warum ich nach Omdurman gekommen sei, und ich gab ihnen dieselbe Ant-

wort, wie dem Nur Angara. Dann legte man mir den Brief von General Stephenson vor und fragte mich, ob das mein Ferman sei, worauf ich entgegnete, daß es ein Geschäftsbrief eines Freundes sei, der nichts mit der Regierung zu tun hätte. Slatin sollte den Brief übersetzen, er übersetzte ihn aber glücklicherweise nicht ganz. Als er seine Meinung über mich abgeben sollte, sagte er, daß er aus meinen Papieren ersehe, daß ich Deutscher und nicht Engländer sei, daß ich aber von der englischen Regierung die Erlaubnis erhalten, meine Geschäfte in Kordofan abzuschließen. Der Name von Schem Salech sei zwar genannt, aber nur im Zusammenhang mit Geschäftsbeziehungen unbedeutender Art. Dann fragte man mich, ob ich an meine Familie schreiben wolle. Ich willigte freudig ein, man brachte Feder und Papier, und ich begann einen deutschen Brief an meinen Geschäftsführer in Assuan zu schreiben. Nachdem ich einige Zeilen geschrieben, gebot der Kalif, den Brief arabisch schreiben zu lassen, und als er fertig war, wurde er mir zur Unterschrift übergeben. Da ich dessen Inhalt nicht verstand, kritzelte ich unter meinen Namen „alles Lüge“ oder etwas dergleichen.

Der Brief wurde dann durch die Spione des Kalifen nach der Kommandantur in Assuan geschickt. Da auf der Adresse das Wort „Railway“ vorkam, gelangte der Brief in die Hand des Stationsvorstehers Mangarius Effendi, der ihn, nachdem er eine Kopie davon gemacht, dem Kommandanten übergab, damit dieser ihn meinem Geschäftsführer übermittle. Als Mangarius Effendi von meiner Rückkehr nach Kairo hörte, brachte er mir die Kopie des im Mai 1887 geschriebenen Briefes. Er hat, wörtlich übersetzt, folgenden Inhalt:

Im Namen des allergnädigsten Gottes und im Gebet zu unserem Herrn Mohamed und seinen Gläubigen, benachrichtige ich, Abdallah der Muselman, ehemals Karl Neufeld aus Preußen, meinen Landsmann und Geschäftsführer Möller an der Assuan Eisenbahn, daß ich, nachdem ich von hier weggegangen, mit den Leuten von Saleh Fadeallah Salem, dem Kabbabish, zusammengetroffen bin, die Waffen und Munition von der Regierung erhalten und abgeholt hatten.

Auf unserem Marsch von Wadi Halfa gelangten wir trotz äußerster Vorsicht und Sorgfalt für die uns übergebenen Waren an die Selimaquellen, wo wir uns mit Wasser versahen. Wir setzten hierauf unsere Reise fort und stießen plötzlich auf Derwische, sie griffen uns an, und wir kämpften gegen sie. Wir waren 50 Mann stark. Zur selben Zeit kamen Leute von Abdel Rahman Negumi, um die anderen zu verstärken; nach einer halben Stunde waren wir unterworfen. Einzelne wurden getötet,

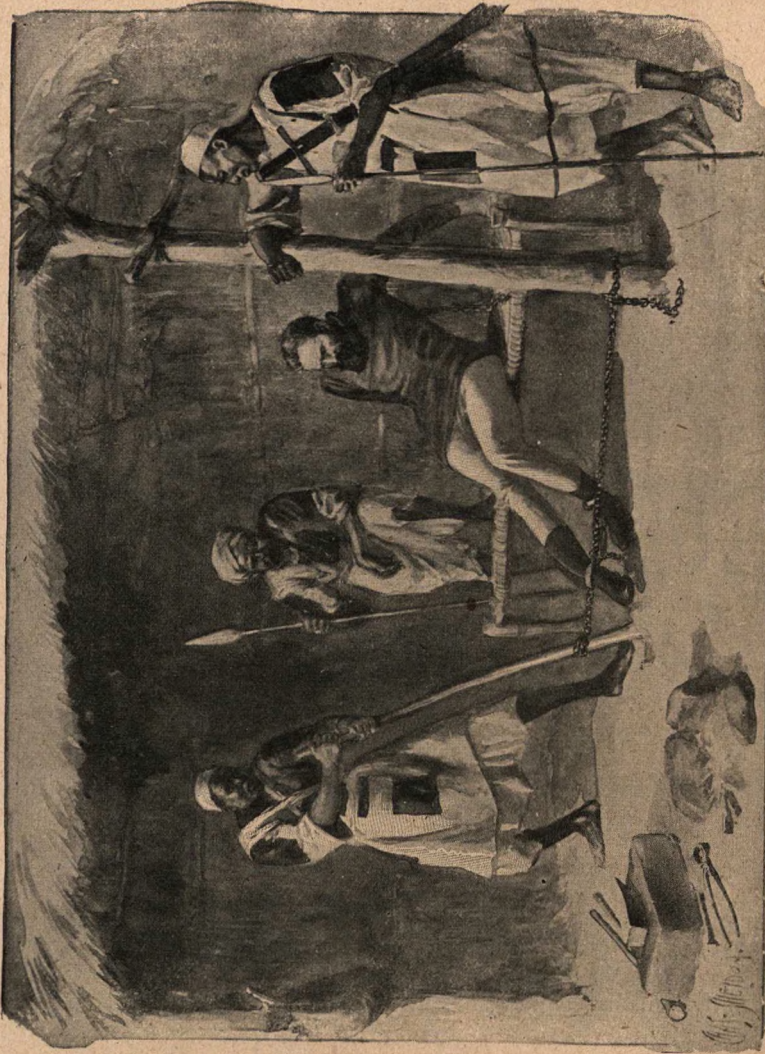
die anderen mit all ihrer Habe gefangen genommen. Ich, mein Diener Elias und die Dienerin Hassina wurden mit gefangen. Wir wurden alle zu Abdel Rahman Negumi nach Ordeh gesandt, und von ihm zum Kalifen El Mahdi, Friede sei mit ihm, nach Omdurman.

Als wir in Omdurman ankamen, wurden wir vor ihn geführt, schuldig befunden und zum sofortigen Tod verurteilt. Aber der Kalif El Mahdi, Friede sei mit ihm, begnadigte uns und veranlaßte uns, die wahre Religion zu bekennen. Wir nahmen den Islam an und bekannten uns in seiner Gegenwart zu den beiden Glaubenssätzen: Ich glaube, daß es nur einen Gott gibt, und daß Mohamed sein Prophet ist; und: Ich glaube an Gott und seinen Propheten Mohamed, auf den Gott seinen Segen ausgegossen hat, und glaube an den Mahdi, Preis sei ihm und Friede ihm und seinem Kalifen. Ich bat den Kalifen weiter, er möge mir den ‚Abai‘a‘ (den Bundeseid) gewähren, was er auch mit Freuden that und mit einem Handschlag bekräftigte. Er nannte mich nun, nachdem ich mich zur wahren Religion bekannt hatte, Abdallah. Daraufhin wurde mir vom Kalifen El Mahdi das Leben geschenkt, trotzdem ich den Tod verdient hätte, er vergab mir, weil er gnädig ist, und um der Religion Mohameds willen, der ich nun angehöre. Ich hielt es für richtig, Dich von allen diesen Vorfällen in Kenntniß zu setzen, und teile Dir noch mit, daß ich Dufa‘allah Hogal, obgleich er mich verraten hat, nicht genug dafür danke, daß er das gethan hat, denn dadurch ist mir das Heil zu teil worden. Salech Fadlallah Salem ist geflohen, und verbirgt sich in der Wüste, da er für sein Leben fürchtet. Alles, was ich hier sage, ist reine Wahrheit, ich lebe noch und danke Gott für mein Leben und meine Gesundheit. Den 17. Schaaban, 1304. (10. Mai 1887.)

Ich sah Slatin während meiner langen Gefangenschaft nur noch einmal wieder, und dann nur von ferne, als er dem obersten Gefangenwärter einige Befehle erteilte. Den Kalifen sah ich noch zweimal bei Gelegenheiten, von denen ich in den folgenden Kapiteln sprechen werde.

Nachdem ich den Brief unterzeichnet hatte, wurde ich in die Kukooba zurückgeführt. Ungefähr gegen Sonnenuntergang kam ein Mann, der eine lange Kette trug, zu mir und sagte, daß er den Befehl habe, meine Fesseln abzunehmen. Er schlang die Kette um einen Pfosten der Kukooba, zog sie durch einen der Fußringe, dann nahm er einen kurzen Pfahl, und benützte ihn als Hebel, um die Fußschellen zu öffnen. Als er noch daran arbeitete, die Fesseln zu lösen, kam der oberste Kadi und befahl, daß man die Fußschellen wieder anlegen und zwar kalt zusammenschweißen solle.

Ich blieb während der Nacht in der Kufuoba, und wurde am folgenden Morgen auf einem Esel nach dem Gefängnis geführt. Man sagte mir



Der Mann nahm einen kurzen Pfahl und benützte ihn als Hebel, um die Fußschellen zu öffnen.

nachher, daß Elatin diese Form meiner Bestrafung vorgeschlagen hätte, um mein Leben zu retten, und er gab zum Vorwand, daß ich dort besser zum Islam bekehrt werden und meine ganze Zeit meinen Lehrern widmen könne.



Ein arabischer Führer.

Achtes Kapitel.

Im Gefängnis.

Als ich ins Gefängnis eintrat, fand ich über hundert elende Leidensgefährten dort, meistens Sudanesen und Aegypten, alle gefesselt. Auf einem Amboß, der so tief in die Erde eingesenkt war, daß er mit dem Erdboden gleich war, wurden nun die neuen Ketten mit passenden Fußschellen an meine Füße geschmiedet. Zu den drei Fesseln an meinen Füßen legte man mir noch einen Ring mit Kette um den Hals. Von allen Sträflingen, die ich während meiner zwölfjährigen Gefangenschaft gesehen habe, hat keiner, wie verschiedene Journale es darstellten, Halsketten getragen, die direkt mit den Hand- oder Fußschellen verbunden gewesen wären. Alle Gefangenen wurden so gefesselt, wie es meine Photographie zeigt, die Halskette hing lose über die Schultern.

So gefesselt kam ich in einen Raum von ungefähr 30 Fuß im Quadrat, dessen Decke von einem ca. 4 Fuß dicken gemauerten Pfeiler getragen wurde, sodaß auf jeder Seite nur 13 Fuß blieben. Mir wurde ein Platz an der Wand, am weitesten von der Thüre entfernt, zwischen zwei gefesselten Männern angewiesen, die pockenkrank waren und im Sterben lagen. Außerdem waren noch ungefähr dreißig andere Gefangene in dem Raume, von denen einige schwer krank darniederlagen, ohne daß ihnen seit Tagen die geringste Pflege zu teil geworden war. Oben in der Decke waren einige Oeffnungen, wahrscheinlich für die Ventilation berechnet, doch bekam man nur Luft, wenn die Eingangsthüre geöffnet wurde. Der Gestank in dem Raume war nicht zum aushalten. Ich hatte wenig Hoffnung, hier länger als einige Tage leben zu können, und muß auch sofort ohnmächtig geworden sein, denn ich erinnere

mich an nichts, was um mich her vorging, nur das weiß ich noch, daß nach Sonnenuntergang ein endloser Zug von Gefangenen hereinkam, und sich, sobald die Thüre geschlossen war, ein Höllenlärm erhob. Dazwischen klirrten die Ketten und stöhnten die Kranken und Sterbenden, oder man hörte halblaute Gebete zu Allah um Erlösung von den Leiden, oder die furchtbarsten Flüche und Vermünschungen. Die Gefangenen kämpften wütend um die Plätze an der Wand oder am Pfeiler, wo sie wenigstens den Rücken anlehnen konnten. Von Schlaf war keine Rede, den fanden wir nur für Augenblicke, wenn es uns am Tage erlaubt wurde, draußen in der Zareeba uns aufzuhalten. Ich bin nicht imstande, meine erste Nacht im Gefängnis zu beschreiben, sie erscheint mir nur noch wie ein wirrer, entsetzlicher Traum.

Als am nächsten Morgen die Zelle geöffnet wurde, schwanden mir die Sinne, und man trug mich ins Freie; sobald ich mich etwas erholt hatte, wurde ich aber wieder zurückgebracht, „damit ich mich an den Raum gewöhne“, wie man mir sagte. Die ersten drei Tage verbrachte ich in heftigem Fieberdelirium, und meine Glieder schwellen von der Last der Ketten an. Erst am vierten Tage, als ein Aegypter, Hassan Gammal, zu mir kam, um mich zu pflegen, fand ich meine Besinnung wieder. Am selben Tage, etwas später, schickte man mir auch Hassina, damit sie mir Nahrung bereite und meine wunden Glieder wasche. Bis dahin hatte ich nichts gegessen und nicht einmal einen Trunk Wasser zu mir genommen. Hassina war nach meiner Gefangennahme in den Harem des Kalifen gebracht worden; dort hatte sie aber den Frauen und Eunuchen gesagt, daß sie sich Mutter fühle, und war insolge dessen zu mir geschickt worden. Das Geld, das ich mit hergebracht und welches mir abgenommen und dem Bet el Mal übergeben worden war, wurde an Hassina ausgeliefert, damit sie mir dafür Nahrung kaufen könnte. Als sie ins Gefängnis kam, nahm ihr Jdris-e-Saier, der Obergefangenwärter, das Geld ab und sagte, er werde für mich sorgen, legte ihr darauf leichte Ketten an und schickte sie in seinen eigenen Harem.

Es wurde mir nun erlaubt, während des Tages vor dem Gefängnis zu sitzen und mich auch mit anderen Gefangenen zu unterhalten.

Im Anfang hatte man mir, wie den anderen Gefangenen, unter der Androhung von Geißelhieben jede Unterhaltung verboten. Die anderen sehnten sich darnach, mit mir sprechen zu können, da ich ihnen Nachricht von der Außenwelt bringen konnte, sie stellten aber ihre Fragen sehr vorsichtig. Unter den Gefangenen waren natürlich viele, die jede Klage über die schlechte Behandlung im Gefängnis sofort an die Wächter oder den Kalifen hinterbracht hätten, um deren Gunst zu erwerben, ebenso gefährlich waren Aeußerungen, die sich auf den Wunsch zu entfliehen oder auf die Hoffnung, daß die Re-

gierung Hilfstruppen senden möchte, bezogen. Ich wußte, daß die Regierung in jener Zeit alle Wiedereroberungspläne aufgegeben hatte, ich sagte aber meinen Mitgefangenen nur, daß jedenfalls vor dem Eintritt der kühleren Witterung ein Vorrücken der Truppen nicht zu erwarten sei. Hätte ich ihnen die Wahrheit gesagt, so hätte leicht der Kalif den wirklichen Stand der Dinge



Jdris-e-Saier nahm ihr das Geld ab.

erfahren können, denn die Ärmsten, die auf die Erlösung durch die Engländer hofften, hätten ihre Enttäuschung und Verzweiflung nicht verbergen können. Es waren unter den Gefangenen viele alte Soldaten, die bei Khartum gefangen worden waren; diese besonders hofften Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr, daß die Regierung, für die sie gekämpft hatten, sie befreien

ferkerung, als eben die Hadendomas ihre Huldbigung überbrachten, wurde ich per Dampfer nach Khartum gebracht, damit dort die ganze Herrlichkeit des Kalifen und die Wahrheit des Mahdismus auf mich wirken sollte. Zuerst besuchten wir den ehemaligen Palast Gordons, wo der mahdistische Gouverneur Khaleel Hassan, der zugleich Direktor des Arsenal's war, uns empfing und bewirtete. Wir wurden durch die Zimmer geführt, und man zeigte uns auf der Treppe die angeblichen Blutspuren von Gordon. Dann ritten wir auf Eseln längs der Festungsmauer und meine Religionslehrer wiesen namentlich auf die Haufen gebleichter Knochen hin, die ringsumher lagen, und stellten mir anschaulich vor, wie Wadi Halfa und Kairo aussehen würden, wenn der Kalif mit Hilfe der himmlischen Heerscharen die Städte einnehmen werde. Es war ein trauriger Ritt für mich, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß, als meine Gedanken zu dem Tag von Kirbekan zurückeilten, an dem wir in der frohen Hoffnung, Gordon zu befreien, herkamen, die Erinnerung mich überwältigte und die Festungsmauern und Menschenknochen vor meinen Augen verschwammen und eine heiße Träne auf meine Hand niederfiel.

Nach meiner Rückkehr ins Gefängnis verschlimmerte sich mein Zustand bedeutend, beim Reiten hatten mir die schweren Ketten und Ringe die Haut so durchgerieben, die äußerst empfindlich war, daß sich eine Entzündung bildete, die sich durch die Unreinlichkeit im Gefängnis derart verschlimmerte, daß mein Körper bald mit großen Geschwüren bedeckt war. Als ich eines Morgens unfähig, mich zu bewegen, draußen im Schatten lag, ritten zwei Männer auf Kamelen in das Gehege, das das Gefängnis umgab. Sie kamen auf mich zu, ließen eins der Tiere vor mir niederknien, und befahlen mir, aufzusteigen, weil der Kalif nach mir gesandt hätte. Die anderen Gefangenen drängten sich um mich und sagten mir Lebewohl, Mahmoud Wad Said ermahnte mich, mich zusammenzunehmen und ebenso aufzutreten, wie ich es getan, als mir mit den Ombeyehs in die Ohren geblasen wurde. An diesem Tage fand nämlich eine Truppenparade statt, und jedermann dachte, daß ich vor allem Volk enthauptet werden sollte. Die beiden Boten wußten nur, daß der Kalif nach mir gesandt und sie mich lebend oder tot zu ihm bringen sollen. Ich wurde nun auf das Kamel gesetzt und auf den Paradeplatz außerhalb der Stadt geführt. Die schaukelnde Bewegung des Kamels teilte sich meinen Ketten mit, und als ich endlich beim Kalifen anlangte, war ich der Ohnmacht nahe, die Geschwüre waren aufgerissen und der eitrige Inhalt floß zur Seite des Kamels nieder. Der Kalif fragte, als er das sah, einen der Emire, was mit mir geschehen sei — er wendete sich, obgleich er neben mir stand, nicht direkt an mich — ich hörte ihn aber ganz deutlich und er vernahm auch

meine Antwort. Als er die Ursache meines Zustandes vernahm, befahl er, daß man während dieser Nacht meine Fesseln entfernen und durch leichtere ersetzen solle.

Der Kalif stand inmitten seiner Emire und seiner Leibgarde; uns gegenüber auf der Ebene stand sein Heer von Reitern, Kamelführern und Fußvolk. Eigentlich sollte ich am ganzen Heere vorbeigeführt werden, aber ehe wir uns den Reitern näherten, sagte der Kalif zu Emir Ali Waad Saad: „Teile Abdallah mit (ich war gemeint), daß er nur ein Viertel meines Heeres gesehen hat, und laß ihn morgen wieder zur Parade bringen.“

Die Gefangenen waren sehr erstaunt, mich lebendig zurückkommen zu sehen, und noch mehr erstaunt, als der oberste Gefangenwärter tatsächlich den Befehl, mir leichtere Ketten anzulegen, ausführte. Doch konnte der Befehl nicht gleich vollzogen werden, denn weil meine Beine so geschwollen und die Fußschellen so tief ins Fleisch eingedrungen waren, konnte man sie nicht nah genug an den Ambos bringen, um draufzuschlagen, und ich machte die Parade am folgenden Tag ungefähr im selben Zustand der Erschöpfung mit, wie am Tag vorher. Der Kalif war wütend darüber, er wollte doch nicht, als Zeichen seiner Macht, seinen Soldaten einen Menschen vorführen, dem man auf dem Kamel festhalten mußte. Er schickte deshalb nach meinem Gefangenwärter, damit er sich wegen seines Ungehorsams verantworten solle. Er entschuldigte sich damit, daß er keine leichteren Ketten habe, und daß meine Beine so geschwollen waren, das er garnicht an die Fußschellen herankommen konnte. Darauf erwiderte der Kalif, daß sie dann in dieser Nacht noch abgenommen werden sollten, was auch geschah, aber eine unsägliche Qual für mich war. Ehe wir zurückkehrten, schickte er mir Said Gummans Esel und Slatins Pferd, damit ich darauf reiten sollte, ich zog es aber vor, auf dem Kamel zu bleiben. Ich hatte nach Möglichkeit versucht, in die Nähe von Slatin zu gelangen, er war aber kaum einen Augenblick an des Kalifen Seite, sondern sprengte beständig von einer Stelle zur anderen mit den Befehlen des Herrn. Ali Waad Saad fragte mich im Auftrage des Kalifen um meine Meinung über das Heer; worauf ich erwiderte: „Viel Material, aber wenig Schulung“. Diese Worte gefielen dem Kalifen durchaus nicht, er hatte mich auch ohne die Uebermittlung Saads wohl verstanden. Bei dieser Gelegenheit sah ich den Kalifen zum letztenmal, ich hoffe aber doch, ihm noch einmal zu begegnen.

Neuntes Kapitel.

Das Leben im Gefängnis.

Ich will zunächst die ersten vier Jahre meines Gefängnislebens schildern. Nach dreiviertel Jahren nahm man mir die Ringe und Ketten ab, aber die Fußfesseln mußte ich, mit Ausnahme von vierzehn Tagen, beständig tragen. Es wäre unmöglich und auch wohl unnötig, meine täglichen Erlebnisse aufzuzählen; ich werde darum nur die Tagesordnung und mein dortiges Leben im allgemeinen kurz beschreiben.

Als ich nach Omdurman kam, bestand das eigentliche Gefängnis aus der schon erwähnten Zelle, das Umm Hagar (Steinhaus), und einem Vorraum, der Zareeba, die von einem etwa sechs Fuß hohen Dornestrüpp umgeben war. Es waren dreißig Wächter da, die uns mit ihrem Courbag (Peitsche aus Rhinozerosshaut) in Zucht halten sollten. Nicht einmal die geringsten Gesundheitsmaßregeln waren getroffen; alle Gefangenen mußten von ihren Freunden oder Verwandten beköstigt werden, und wenn keiner für sie sorgen konnte, mußten sie verhungern, denn wenn die Mitgefangenen auch im allgemeinen gern einen Teil ihrer Nahrung an Aermere abtraten, so hatten sie doch meistens selbst kaum genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten, da die Wärter den besten und größten Teil der gesandten Nahrungsmittel selbst aufaßen.

Jeden Morgen bei Sonnenaufgang wurden die Türen des gemeinsamen Gefängnisses geöffnet und wir durften uns zum Nil hinschleppen, um uns dort zu baden und Wasser zu trinken. Dann versammelten wir uns zum ersten Gebet, an welchem alle teilnehmen mußten. Wenn wir nicht arbeiteten,

mußten wir den „Ratib“*) des Mahdi lesen, eine Art Gebetbuch, das Auszüge aus dem Koran nebst Ergänzungen des Mahdi enthielt. Alle Gläubigen mußten diesen Ratib auswendig lernen und sich deshalb Exemplare davon entweder kaufen oder abschreiben. Gegen Mittag wurde ein zweites Gebet gesprochen, dem in der Zwischenzeit ein drittes und dann gegen Sonnenuntergang ein viertes folgte. Gingentlich hätten wir bei Einbruch der Nacht



Jeden Morgen durften wir uns zum Nil hinschleppen, um uns dort zu baden und Wasser zu trinken.

noch ein Gebet verrichten müssen, aber da wir dann nach der Umm Hagar zurückgetrieben wurden, so war die Zeit, die für das Gebet bestimmt war,

*) Das Hersagen des Ratib nahm immer drei Viertelstunden in Anspruch, und nach der Vorschrift des Mahdi mußte er von jedermann nach dem Morgen- und Abendgebet wiederholt werden. Diese religiöse Übung wurde für ebenso wichtig angesehen, wie die fünf vom Koran vorgeschriebenen Gebete. Man betrachtete ihn auch als eine Art Talisman und man erzählte nach großen Schlachten, wie vor Toski, Sinniß und Atbara, daß nur diejenigen gefallen seien, die entweder den Ratib nicht kannten oder kein Exemplar davon mit sich führten. Einzelne Exemplare waren von der alten Regierungspresse noch gedruckt worden, es galt aber für weit verdienstlicher, wenn man es sich selbst abschrieb. Der Mahdi hoffte, daß sein Ratib eine Art Koran mit den dazu gehörigen vielen Bänden „Traditionen“ werden würde, und darum lag ihm daran, daß möglichst viele schreiben lernten.



Drei von Abdallah's Eunuchen, Befehle entgegennehmend.

durch Heulen, Schreien, und Prügeln und jene entsetzlichen Flüche der Araber ausgefüllt, welche beginnend mit dem Vater des Angeredeten weiter gehäuft wurden auf unzählige Generationen rückwärts, alle weiblichen Vorfahren einschließend.

Mir fehlen die passenden Worte, um ein wirklich sprechendes Bild einer Nacht im Saier zu entwerfen. Die Szenen von Bestialität und Schmutz, die Mittel, die man brauchte, um die Stärksten mit einem einzigen Schlag zu Boden zu strecken, die namenlosen Verbrechen, die Nacht für Nacht und Jahr für Jahr dort begangen wurden, sollen nicht durch den Druck verewigt werden. Zu Zeiten, oft mehrere Wochen nacheinander, wurden 250 bis 280 Gefangene in jenen kleinen Raum gepfercht, man konnte kaum die Arme bewegen, die „Sibbehs“ wimmelten von Insekten und Schmarozern, sodaß an Schlaf nicht zu denken war und schon aus diesem Grund das Leben eine Qual gewesen wäre. Da die Hitze immer drückender und die an sich schon verpestete Luft durch die Transpiration der aufeinandergebrängten Körper immer dicker wurde, hörte man überhaupt auf Mensch zu sein. Jeder, der die Hand überhaupt bewegen konnte, warf den Kot von einer Seite des Raumes zur anderen, die Anderen suchten, um nicht getroffen zu werden, nach allen Seiten auszuweichen, kämpften, bissen, rangen, soweit es ihnen mit ihren Fesseln möglich war, miteinander und schlugen mit ihren Ketten gegen das Schienbein des Nachbarn, und so entstand ein grauenhaftes Durcheinander, das nur ein Dante beschreiben könnte. Jeder, der in einer solchen Nacht niedergehauen wurde, stand nicht wieder lebendig auf, denn sein Hilferuf wurde in dem Geklirr der Ketten und bei dem Höllenlärm der Flüche und Verwünschungen nicht gehört, und hätte wirklich einer versucht, dem Gestürzten aufzuhelfen, so wäre er gleichfalls unrettbar verloren gewesen. Wenn uns am Morgen erlaubt wurde herauszugehen, fanden wir drei bis vier zur Unkenntlichkeit entstellte Leichen auf dem Boden, die buchstäblich zertreten waren.

War der Tumult stärker als gewöhnlich, so öffneten wohl die Wärter die Türe und schlugen mit ihren Peitschen auf die Köpfe der Gefangenen, in solcher Nacht konnte man mit Sicherheit auf sechs bis sieben Opfer rechnen. Ich wollte gerne eingestehen, daß das, was ich hier erzähle, Phantasiegebilde seien, ich kann aber nur wiederholen und versichern, daß meine Worte nur ein ganz schwaches Bild von dem geben, was ich wirklich erlebt habe.

In der Zeit, als wir Ziegel machen und eine Mauer um das Gefängnis bauen mußten, war unser Leben, im Vergleich zu später noch erträglich. Wenn wir den Wächtern Trinkgelder gaben, konnten wir während des Tages, unter dem Vorwand uns waschen oder trinken zu wollen, fast so oft

zum Fluß hinunter, als wir wollten; und damit kamen wir in mannigfache Berührung mit den Bewohnern der Stadt. Das dauerte aber nur wenige Monate, weil viele Gefangene die Gelegenheit benutzten zu entfliehen. Da befahl der Kalif, so schnell wie möglich einen Brunnen zu graben, um das Gefängnis mit Trinkwasser zu versehen, und eine Mauer um das Gefängnis zu bauen.

Die Gefangenen, die entkamen, waren fast ausschließlich Sklaven; diesen war es am leichtesten zu entfliehen, weil die Sklaven in der Stadt zu Hunderten in Ketten gingen, um ihren Herren nicht entweichen zu können, und so konnten die Flüchtlinge leicht in der Stadt und außerhalb derselben unentdeckt bleiben. Wenn es ihnen erlaubt war, sich im Fluß zu waschen, wateten sie so lange im Wasser, bis sie in die Nähe einer Menschenmenge kamen, dann stiegen sie ans Ufer, mischten sich unter die Leute, bei denen sie keinen Verdacht erregten, gingen zum nächsten Schmied, der ihnen die Fesseln öffnete und das Eisen, das er sehr gut brauchen konnte, an Zahlungsstatt zurückbehielt.

In jener Zeit waren wir nicht ganz ohne Kunde von der Außenwelt. Die Spione des Kalifen, die regelmäßig zwischen Omdurman und Kairo hin und her gingen, brachten ihm ägyptische Zeitungen und hielten die Verbindung zwischen dem Kalifen und einzelnen besonders fanatischen Mohammedanern in Kairo aufrecht. Seit ich wieder frei bin, habe ich versucht über einen Vorfall Aufklärung zu erhalten, der sich vor einigen Jahren bei der Armee an der Grenze zugetragen; ich werde nur berichten, was ich dort hörte, und wie es vom Kalifen und den Emiren erzählt wurde. Demgemäß waren alle englischen Offiziere entlassen worden und hatten sich vom Sirdar getrennt. Die Soldaten waren ebenfalls aus Aegypten zurückgezogen worden und der Kalif frohlockte schon, in kürzester Frist die ägyptische Armee, die sich ihm entgegenstellen würde, zu besiegen und keinem am Leben zu lassen. Dann sollte ich Zeuge der großen Schlacht sein, in der die Engel Allahs in den Scharen der Gläubigen kämpfen und die Ansars unterstützen würden, die Türken gänzlich zu vernichten. Während wir uns noch darüber unterhielten, kam die Botschaft, daß die englischen Truppen und Offiziere Aegypten nicht verlassen würden, und in dem Maße, wie des Kalifen Hoffnungen fielen, hoben sich die unserigen.

Zehntes Kapitel.

Der oberste Kerkermeister.

Von all den Beamten, die der Kalif eingesetzt hatte, blieben glaube ich, nur zwei bis zur Einnahme Omdurmans in ihrer Stellung. Der eine war Rhaleel Fassanein, Direktor des Arsenal, der andere Idris-el-Saier, der Kerkermeister. Idris — er lebt heute noch — gehört dem Stamm der Gawaamah an, mit dem die Missionare wohl einen schweren Stand haben würden, wenn sie nicht darauf vorbereitet wären, vor dem Befehrungsversuche die zehn Gebote zu revidieren, oder mindestens eins zu verändern. Einen Beweis hierfür mag die folgende Geschichte geben, die zugleich angeben soll, woher der Name meines Gefängnisses und Kerkermeisters rührt:

Idris' Mutter hatte eine Schwester, die, müde des Alleinseins, sich einem Hirten ihres Stammes, der sie häufig besuchte, anbot und auch von ihm angenommen wurde. Erstere hatte auch die Absicht gehabt, sich demselben Manne anzubieten, und sagte das ihrer Schwester, diese kam ihr mit der Anfrage zuvor und wurde angenommen. Die Zurückgewiesene überhäufte ihre Schwester nun mit Vorwürfen, die der Sitte des Landes gemäß bald in Tätlichkeiten übergingen. Als der glückliche Schäfer einst zu ihr kam, fand er sie mit ihrem Sohne Idris in dem Arm; sie fragte ihn, wie er es wagen dürfe, der Sitte ihres Stammes entgegen sie zurückzuweisen, die schon zwei Kinder, und ihre Schwester zu heiraten, die noch keines hatte. Saier bedeutet in der Gawaamah-Sprache „Gebrauch“, „Landrecht“ und Idris bekam später den Beinamen es-Saier — weil er seinen Vater nicht angeben konnte.

Jdris' Mutter heiratete später noch einmal und herrschte später mit ihrem legitimen Sohne über Saier's Familie. Als er vom Mahdi zum Kerkermeister berufen wurde, nannte man sein Gefängnis das „Bet-es-Saier“ — „Haus des Saier“ was später in Saier abgekürzt wurde. — Danach wurden alle Gefängnisse und auch der Hauptkerkermeister „Saier“ genannt.

Jdris war ein berühmter Räuber und Dieb gewesen, und er erzählte uns beständig von seinen Missetaten, um uns dadurch klarzumachen, welches



Jdris war ein berühmter Räuber gewesen und er erzählte uns beständig von seinen Missetaten.

Wunder der Mahdi an ihm vollbracht; er hatte ihn befehrt und zum geachteten Wächter über alle Diebe, Mörder und Räuber gesetzt! Infolge seines früheren Berufes hatte er immer noch einen scharfen Blick für alles, was Dieb und Mörder hieß.

Er war ganz außerordentlich abergläubisch, und obschon der Mahdi und der Kalif das Wahrsagen und das Schreiben von Beschwörungen streng untersagt hatte, so konsultierte Jdris, wie auch der Kalif selbst, im geheimen beständig Wahrsager und sein ganzes unredlich erworbenes Gut floß in die

Hände dieser Leute. Er hatte sich 25 oder 30 Bretter aus hartem Holz, ungefähr 18×20 Zoll machen lassen und schrieb auf diese täglich einen Sourah aus dem Koran. Die Tinte, die man zu diesem speziellen Gebrauch verwendete, bestand aus einem Gemisch von Holzkohle oder Lampenschwarz mit Gummi arabikum und parfümiertem Wasser. Sobald die Schrift auf den Brettern stand, wusch sich Idris sorgfältig die Hände, nahm ein kleines Gefäß, das ungefähr zwei Teetassen Flüssigkeit fassen konnte, wusch das Geschriebene vollständig ab, und ließ das Wasser in ein Gefäß fließen. Er hätte die Worte noch einmal schreiben müssen, wenn ein Tropfen verloren gegangen wäre, denn der Name Allahs und viele seiner Attribute steckten ja in der Flüssigkeit. Das Wasser, das abfloß, trank er dann aus, und wenn er die fromme Handlung vollzogen, so kam er zu uns und hielt uns folgende schwungvolle Rede. Da ich sie jahrelang zwei- bis dreimal wöchentlich hörte, so kann ich sie fast in vollem Wortlaut wiedergeben:

„Ich bin ein geborener Dieb und Räuber, ich überfiel mit meinen Genossen so viele Reisende als ich konnte, und beraubte sie ihres Eigentums, ich trank mehr als irgend ein anderer, und ich handelte in jeder Weise gegen die Gebote der Gesetze und der Religion. Dann kam ich in Berührung mit dem Mahdi, er lehrte mich beten und fremdes Eigentum achten. (Diese letzten Worte riefen bei seinen Zuhörern immer ein bitteres Lächeln hervor, da er uns zu peinigen pflegte, um „für den Kalifen“ den letzten Pfennig oder den geringsten Wertgegenstand, den wir besaßen, einzuziehen.) Wie muß ich dem Mahdi danken, daß er aus mir einen anderen Menschen gemacht, einen guten und heiligen Menschen, einen neuen Mann, er wird auch am Tage des Gerichts mein Zeuge sein und mich mit seinen Ansars in den Himmel führen. Stellt euch nun vor, was ich war, und seht, was ich bin. Ich bin schlechter gewesen, als der schlechteste von euch. Wenn ihr stahlt, so tatet ihr's, als ihr bei der Regierung waret, und ihr tatet, was diese und jeder andere auch tat, und es war euch erlaubt zu stehlen. Ich war schlechter als ihr, mir hat niemand das Stehlen erlaubt. Gott hat mir verziehen, er wird auch euch verzeihen, wenn ihr bereut und dem Bet-el-Mal gebt, was ihr den Armen entrißen habt, es sind viele Arme in der Stadt, die nach Nahrung schreien und der Bet-el-Mal ist leer. Ich habe mein Geld in Almosen ausgegeben und auch meine Frauen und Kinder schreien um Nahrung. Ich habe keine Schiffe, die mir Waren bringen, ich habe keine Aecker, auf denen ich Durra pflanzen kann (eine Kornart im Sudan, die unseren Weizen ersetzt). Ich bin ein Gefangener, wie ihr, und mein Sold ist nicht groß genug, meine Familie zu ernähren. Gestern war in meinem ganzen Hause kein Durra, meine Kinder sind hungrig zu Bett gegangen, ich

danke aber Gott für seine Gnade, daß er mich durch diese Entbehrungen heimsucht, für die ich im Himmel umsomehr belohnt werde. Nun gehe ich zu meinen Kindern, die im Sterben liegen, und dann will ich zu Gott beten, daß er euch befreit und das Herz des Kalifen zu euern Gunsten umstimmt. Der Kalif weiß alles, er sieht euch den ganzen Tag, „el Nebbi Khiddr“*) ist in seinen Augen und Ohren und el Nebbi Kiddy sieht nicht nur alles und hört alles, sondern er liest auch eure Gedanken.“

Nach dieser Rede küßten ihm alle außer mir die Hand. Am Ende seiner ersten Rede und einige Wochen später fügte er jedesmal noch besonders hinzu: „Und du, der du aus der Welt der Schlechten kommst, du verstehst nun gut genug arabisch. Der Kalif hat mir aufgetragen, dich in der wahren Religion zu unterweisen, deine Mitgefangene können dir erzählen, wie Hicks Pascha mit seiner ganzen Armee von den Engeln besiegt wurde, die Ansar feuerten nicht einen Schuß, warfen nicht einen Speer, die Speere flogen aus ihren Händen, die Engel lenkten sie in die Brust der Ungläubigen, die davon zu Boden sanken und in Flammen aufgingen. Gott ist groß. Bald wirst du erkennen, daß du im Unrecht bist, es gibt nur eine Religion und das ist die des Mahdi. Wie glücklich wärest du, wenn du zu seiner Zeit gelebt hättest und in die Gemeinschaft der Ansar eingetreten wärest. Gott liebt dich, er hat dich zu uns gebracht, und mit dem Segen des Kalifen kannst du noch immer unter die Ansar aufgenommen werden. Du wirst dann gegen die Ungläubigen und die Türken kämpfen, wie es andere Befehzte auch getan. Du bist starken Geistes und darum will dir der Kalif wohl. Danke ihm für seine Gnade, daß er dich nicht getötet hat. Laß dich befehren und ich werde mich über dich freuen und stolz auf dich sein, ich werde wie ein Vater zu dir sein. Ihr anderen habt den Mahdi gesehen und den Kalifen, ihr kennt ihre Taten, sprecht zu ihm davon. Du Hamad el Nil, du bist ein Gelehrter, du weißt mehr von der Religion als

*) Der Nebbi Khiddr ist eine mythische Gestalt im Islam. Einzelne Sekten erkennen ihn als Propheten an, andere nicht, sein Name ist nicht im Koran erwähnt. Aeltere Schriftsteller erzählen, daß er ein Gefährte von Noah, Abraham und Moses gewesen sei; da er aus dem Lebensbrunnen getrunken haben soll, glaubt man, daß er beständig an einer der heiligen Stätten gegenwärtig sei. Doch hat man ihn nie genau definiert. Der Mahdi traf zwei Fliegen auf einen Schlag, indem er den Nebbi Khiddr seine Lehre einverleibte; erstens wurde Dmdurman zur heiligen Stätte erhoben, und zweitens konnte er den unwissenden Anhängern durch das Märchen von der Allwissenheit und Allgegenwart, die ihm mit Hilfe des Nebbi Khiddr eigen war, einen gewaltigen Respekt einflößen. Aber gerade diese Benützung der mythischen Gestalt erweckte in Hamad el Nil und anderen den Verdacht, daß die „Mission“ des Mahdi Betrug sei.

ich, bringe Abdallah dazu, daß er Gott erkennt und seinen obersten Propheten.“

Zum Schluß meiner ersten Lektion fragte mich Abou Zinn, wie viel Geld ich habe. Ich fragte ihn, warum er das wissen wolle, und er entgegnete: „Verstehst du's denn nicht, der Saier will Geld von dir haben.“ Ich sagte ihm, daß Hassina mein Geld hätte und daß der Saier es schon in Verwahrung habe, worauf er mir lächelnd sagte: er wird es nicht von selbst nehmen, sondern mich zwingen, es seinen sterbenden Kindern zu geben. Einige Tage später rief man mich auf, damit ich dem Saier wieder zuhören solle, und er verkündete uns, daß einzelne unter uns irgend ein Unrecht begangen haben, da der Nebbi Khiddr es dem Kalifen mitgeteilt habe, und dieser ihn daher beauftragt hätte, wieder neue Ketten an unsere Füße zu legen. Er sagte ferner, daß wir es ohne Groll gegen den Kalifen oder ihn ertragen müßten, denn der Nebbi Khiddr werde es dem Kalifen auch wieder mitteilen, sobald wir uns gebessert haben, und der Kalif sei voll Gnade und werde uns dann die Ketten sofort wieder abnehmen lassen. Alle besseren Gefangenen wurden daraufhin zum Ambvß geführt und die Kette wurde ihnen angeschweißt. Mich verschonte man damals, da ich auf den Rat Abou Zinns hin dem Saier hatte sagen lassen, er solle 15 Taler für seine sterbenden Kinder von meinem Gelde nehmen. Wir Gefangenen hielten dann einen Rat und beschloßen, Geld zusammenzubringen. Es dauerte zwei Tage, bis wir die nötige Summe, 50 Taler, zu denen ich 17 beisteuerte, beisammen hatten. Sogleich wurden die Ketten abgenommen und auch Hassina wurde von ihren Fesseln befreit. Darauf erschien der Saier von neuem im Gefängnis und hielt wieder uns eine Rede; diesmal äußerte er sich lobend über unser Benehmen, ermahnte uns fernerhin bußfertig und gehorsam zu sein und auf dem Pfad der Tugend zu wandeln, denn der Nebbi Khiddr sehe das mit sichtlichem Wohlgefallen.

Der allwissende Nebbi Khiddr war aber nie lange Zeit mit unserem Betragen zufrieden. Jeden Monat hatte er dem Kalifen etwas zu hinterbringen und jedesmal erhielten wir eine „Kettenzulage“, bis wir Idris einige Taler für die Armen gaben, die er mit einem günstigen Bericht dem Kalifen bringen konnte. All dies unredlich erworbene Geld wurde, wie ich schon erwähnte, an Wahrsager und Beschwörer ausgegeben, in deren Gewalt der Saier war, einen Teil davon erhielten auch wohl die Diener und Ratgeber des Kalifen, die der Saier immer mit Geld versehen mußte, damit er seine Stellung behielt.

Der Saier wußte ganz gut, daß kein einziger von uns an diese Nebbi Khiddrgeschichte glaubte, doch hatten sich gerade an die besseren Gefangenen,

aus denen allein man Abgaben herauspressen konnte, Unwissende angeschlossen, die fanatische Anhänger des Kalifen und seiner Lehre waren und die daran glaubten. Für sie hatte er die Erzählung erfunden und gab sie Jahr für Jahr in derselben Weise wieder ohne irgend welche Veränderung zum besten, denn es sollten die Leute damit getäuscht werden, damit sie nicht etwa dem Kalifen erzählen, auf welche Weise der Saier zu dem „geschenkten“ Gelde kam.

Elftes Kapitel.

Ein Befreiungsversuch.

In den ersten Monaten meiner Gefangenschaft gelang es Nur ed Din, aus dem Stamm der Kabbabih zu mir ins Gefängnis zu kommen, denn er hoffte, mir zur Flucht verhelfen zu können. Ich hatte einige Jahre lang geschäftlich mit ihm zu tun gehabt, war teils im Auskunftsbureau, teils im Karawanenhandel mit ihm in Verbindung gekommen. Als ich Wadi Galsa mit Salehs Karawane verließ, brachte Nur ed Din ihm gerade Nachrichten von der Regierung. Als er nach der Stadt zurückkehrte, hörte er, was geschehen war, und machte sich sofort nach Omdurman auf und ließ mir durch einen Boten sagen, daß er meinetwegen gekommen sei, da alle seine Bemühungen, ins Gefängnis zu kommen, durch die Wächter verhindert wurden; und da er nicht durch den Saier oder den Mehkemeh*) zu seinem Ziel gelangen wollte, suchte er mit seinem Freund auf dem Marktplatz in Streit zu kommen, wurde verhaftet, vor den Kadi geführt und ins Gefängnis geworfen. Als ich ihm, weil ich nicht wußte, daß er als Gefangener kam, entgegen ging, gab er mir einen „Kuß“ (im Sudan das Zeichen, daß man schweigen soll) und begab sich nach einer Stelle des Gefängnisses. Als wir am selben Tag etwas später wieder in die Zelle getrieben wurden, flüsterte er mir zu: „Ich bin deinetwegen gekommen, sei auf der Hut, passe auf und versuche die Erlaubnis zu erhalten, außerhalb des Umm Hagar zu schlafen.“ Zwei Wochen lang konnten wir kein Wort mehr wechseln, doch hatte sich in dieser Zeit Nur ed Din mit meinen Genossen angefreundet und ihnen im Vertrauen

*) Eine Art Religionsgericht.

mitgeteilt, daß es ihn so sehr reizte, einmal mit dem „weißen Kaffer“ zu sprechen. Er mußte naturgemäß jeden Verdacht vermeiden und so verging eine weitere Woche, bevor er sich mir nähern konnte. Er gab vor, mich wegen seiner Gesundheit und verschiedener Leiden konsultieren zu wollen, um einen Grund zu finden, sich mit mir unterhalten zu können, und er erzählte mir folgende seltsame Geschichte:



Grausamkeiten des Kaffern.

Er hatte Gabou getroffen und dieser hatte ihm zweideutige Vorschläge gemacht, die daraus hinausliefen, den Dervischen und der Regierung zugleich zu dienen. Nur ed Din schöpfte sogleich Verdacht und ging nicht auf die Andeutungen ein. Dadurch war Gabou in die Hand von Nur ed Din geraten und suchte einen Streit mit ihm vom Zaun zu brechen. Daraufhin beschuldigte ihn Nur ed Din direkt des Verrats an Salehs Karawane. Schon lange war Gabou von einzelnen Stammgenossen scheel angesehen worden

und sie fürchteten, daß, wenn der Verrat herauskäme, er ihnen zur Last gelegt werden und sie als Mitverschworene bestraft werden könnten. Sie dachten, daß Gabou zur Zeit in irgend eine unsaubere Geschichte verwickelt wäre, infolge deren sie ihn bei der Regierung anzeigen könnten, und um sich selbst zu sichern, fragten sie Nur ed Din um Rat. Dieser machte darauf den Vorschlag, daß einige, um ihre Ehre zu retten, versuchen sollten, mich von Omdurman zu entführen, weil das auch in ihrem eigenen Interesse läge. Da zwischen Gabou und Nur ed Din nun erbitterte Feindschaft herrschte, hatte der letztere beschlossen, die Reise nach Omdurman zu wagen. Als er sah, daß ein Entweichen aus dem Gefängnis eine reine Unmöglichkeit war, faßte er einen verzweifelten Entschluß. Wir liefen beide Gefahr, unser Leben dabei zu verlieren, aber ich wollte mich dem gerne aussetzen, da ich wußte, daß Nur ed Din nichts machen würde, was er nicht vorher gründlich überlegt hätte. Nicht Gewinnsucht trieb ihn dazu, mich zu retten, sondern da Gabou sein Todfeind war, wollte er, wenn irgend möglich, der Ueberlebende sein, und er wußte, daß in dem Augenblick, wo ich in Wadi Galsa erscheinen würde, Gabou sofort gehängt oder erschossen worden wäre.

Nur ed Din ließ durch einen Knaben, den er mitgebracht hatte und der ihm täglich Nahrung ins Gefängnis brachte, zuerst für Relais-Kamele sorgen, dann ließ er Flinten und Munition kaufen, die nicht weit von Omdurman in der Wüste vergraben wurden. Als das ausgeführt war, sollten sechs der Leute, die an der ersten Wechselstelle postiert waren, ein Loch in diejenige Gefängniswand hauen, die dem Nil am nächsten war. Das sollten sie in der Nacht tun, in der wir ihnen eine Botschaft senden oder ein verabredetes Zeichen geben würden, auf welches beständig ein Mann in der Nähe der bezeichneten Stelle wartete. Die letzten Instruktionen sollten gegeben werden, wenn wir hörten, daß die Kamele bereit und gut mit Wasser versehen seien. Wir sollten durch das Loch in der Mauer kriechen, zum Fluß schleichen, wo wir ein altes Fischernez nachschleppen sollten, damit man das Rasseln meiner Ketten nicht hören konnte. Bei der letzten Hütte sollten wir dann den Fluß verlassen, meine Ketten mit Lumpen umwickeln, die Kamele besteigen und so schnell als möglich zwölf Stunden westwärts reiten, wo wir dann die frischen Kamele treffen würden. Wir hatten den Jungen mit dem Auftrag, drei Revolver und Munition zu besorgen, zu unseren Leuten geschickt; Nur ed Din und ich sollten für den Fall, daß wir Waffen brauchen müßten, je einen nehmen, ehe wir die vergrabenen Gewehre erreichten, den dritten sollte der Mann erhalten, der falls unsere Flucht entdeckt würde, auf ein Boot feuern sollte, das wir zu dem Zweck ans andere Ufer des Flusses gebracht hatten, wobei er schwören sollte, daß wir mit dem

Boot entwichen seien. Damit wollten wir unsere Verfolger auf eine falsche Spur lenken. Man konnte damals nur einen Revolver und sieben Patronen aufstreuen, und wir wollten lieber noch einige Tage warten, bis wir vollständig ausgerüstet waren.

Während das alles vorbereitet wurde, bekam Nur ed Din Fieber, und mit Entsetzen erkannte ich, daß er alle Symptome vom Typhusfieber hatte, das auf arabisch Umm Sabba (sieben) heißt, weil es seine Opfer innerhalb sieben Tagen dahinrafft. Man kann sich denken, wie sorgfältig ich ihn pflegte,



Hassina trug mich mit zwei Knaben von einem Schattenplatz zum andern.

wie Hassina den ganzen Tag geschäftig war, Tee von Tamarinden, Datteln und Wurzeln zu brauen, und wie sie ihm kühlende Getränke eingab, um sein Fieber zu vermindern. Er wäre vielleicht genesen, hätte ihn nicht seine Angst, daß ihm die Rache an Gabou entgehen könne, zu sehr aufgeregt, so nahm er immer mehr ab und starb wirklich. Ich war in der Nacht seines Todes im Umm Hagar eingeschlossen und das Fieber ergriff auch mich, so daß ich zwei Tage später besinnungslos und hilflos dalag. Hassina trug mich mit zwei Knaben von einem Schattenplatz zum andern, und da meine Halskette nachschleifte und meine Träger häufig darüber strauchelten, wurde

endlich der Befehl gegeben, sie mir abzunehmen. Man hatte Hassina gesagt, daß Pflanzenmark, eine besondere Kürbisart, mit Salzwasser durchtränkt, mir helfen könne, das Wasser mußte getrunken werden und das Fleisch während der Genesung gegessen werden. Die abführenden Eigenschaften dieses Mittels mögen für sudanesishe Konstitutionen gut sein, und es hat mir sichtlich damals auch geholfen, doch kann ich meine Leser nur davor warnen, falls sie je so unglücklich sein sollten, das Fieber zu bekommen, jenes Mittel anzuwenden. Wenn der Trank genügend gewirkt hat, wird der Mund mit Butter



Der Kalif hielt die Gelegenheit für günstig, mich wieder im Mahdismus unterrichten zu lassen.

vollgestopft und das brennt in dem dann eingetretenen Stadium der Heilung wie kochendes Del, so daß man die Empfindung hat, als würde man innerlich verbrüht. Darauf wird der ganze Körper rasch und tüchtig mit Butter oder Del eingerieben, doch ist Butter besser. Der Patient kann bei der ganzen Behandlung nichts sagen, er ist hilflos, jede Spur von Willen und Stärke ist verschwunden, und wenn er dann endlich in alte Kamelshaarkleider eingewickelt zum Schwitzen gebracht worden ist, so befindet er sich in einer Verfassung, für die die Bezeichnung Schwäche viel zu gering ist. Am dreizehnten Tage nach meiner Erkrankung erreichte ich das letzte Stadium der Behandlung, dann schlief ich ein und erwachte vollständig mit ganz klarem Kopf, natürlich zum Skelett abgemagert. Der Kalif hörte von meinem

Befinden und hielt die Gelegenheit für günstig, mich wieder im Mahdismus unterrichten zu lassen, doch verzögerten die Anstrengung und die Quälereien, die mir diese Unterweisung verursachte, natürlich meine Rekonvaleszenz erheblich. Radi Hanafi, einer der früheren Kadis von Slatin, der mein Mitgefangener war, gab ehrlich zu, daß die Richtersprüche und Urteile, die von den Mahkemehs ausgegeben wurden, in direktem Widerspruch zum Koran stehen, und er suchte auch mich zu überzeugen, wie unklug es sei, dem Kalifen so offenkundig entgegenzutreten. Er meinte, ich sollte es machen, wie Slatin, der jetzt sein eigenes Haus besaß, Weiber und Sklaven, Pferde und Esel und ein gutes Stück Land außerhalb der Stadt, das er bebauen konnte. In meinem damaligen Zustand wünschte ich mir aber nichts sehnlicher als den Tod, in welcher Gestalt und Weise war mir gleich, wenn er nur eintrat, und nichts lag mir ferner, als über irgend einen äußeren Vorteil nachzudenken. Hanafi versuchte alles mögliche, um mich zum Uebertritt zu bewegen; er wies auf meine, damals vierzig Pfund schweren Ketten hin und hielt mir die unumschränkte Macht des Kalifen vor, der mich sicher noch weit härter quälen würde, wenn ich nicht seinen Glauben annehme. Darauf entgegnete ich aber, daß der Kalif nach einer Bekehrung sofort von mir verlangen würde, daß ich dies öffentlich kund tue, und daß er mich ganz sicher sofort nachher würde enthaupten lassen, damit ich nicht wieder zum Christentum zurückkehren könne. Hanafi dagegen glaubte, daß der Kalif nach meiner Bekehrung zum Islam mich darum doch noch am Leben lassen würde, weil er dann hoffe, mich auch noch zum Mahdismus zu bekehren. Trotz seiner redlichen Bemühungen konnte er meinen Sinn nicht ändern, und da der Kalif annahm, er habe nicht alles versucht, was in seiner Macht stand — es kamen auch noch andere Beweggründe dazu — schickte er ihn später nach Jebel Rajaf in der Nähe von Lado, der Gefangenenstation des Sudans.

Als ich wieder genug Kraft hatte, um eine Flucht wagen zu dürfen, hatten meine Helfer keinen Mut mehr dazu und es fehlte ihnen der Führer. Nur ed Din war tot, sie hatten sich nur um des Lohnes willen an die Sache gewagt, und als nun dieser ausblieb, wollten sie ihre Haut nicht länger zu Markte tragen, lösten die Kamelposten auf und zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden.

Wie viel hundertmal habe ich's nachher bereut, den Rat Nur ed Dins, ihn einfach zurückzulassen, nicht befolgt zu haben. Er war tatsächlich nicht in Gefahr, da er krank lag, wäre kein Verdacht auf ihn gefallen. Während der ganzen zwölf Jahre meiner Gefangenschaft war dieser Fluchtplan, wie gefährlich und verwegen er auch war, der einzige, der Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, denn mein Führer wollte damit auch sich selbst retten.

Zwölftes Kapitel.

Die Hungersnot.

In allen Gefängnissen des Orients ist es, wie schon gesagt, Sitte, daß die Gefangenen selbst für ihren Unterhalt sorgen; sie müssen sich das Essen entweder kaufen oder von Freunden und Verwandten hinschicken lassen; wenn sie keine haben, dann müssen sie verhungern. Der beste und größte Teil der Speisen verschwand schon beim Kerkermeister, das heißt, Zdris es Saier versorgte damit erst seine hungernden Kinder und seinen großen Haushalt. Sogar in der schlimmsten Zeit der Hungersnot nahm Zdris nicht ab, er war immer derselbe starke, feiste, schwarze Kerl, wie ich ihn zum erstenmal am 10. Mai 1887 und zum letztenmal im September 1898 gesehen habe. Uebrigens war Zdris auch nicht ganz so schlecht, wie er geschildert wurde; öfters, wenn der Nebbi Khiddr uns gehörig zur Reue gebracht, oder wenn Zdris Mariffa getrunken hatte und in guter Laune war, so ging er so weit, seinen Gefangenen kleine Liebenswürdigkeiten zu erweisen, er ließ ihnen dann einzelne Ketten abnehmen, oder gestattete ihnen, im Freien zu schlafen. Aber die Nebbi Khiddr's-Einrichtung machte ihn als Untergebenen so abhängig von der Gnade des Kalifen, daß seine gute Laune niemals lange dauerte. Falls ich aber wieder einmal in den Sudan komme, oder Zdris der Zivilisation in Europa einen Besuch abstattet, so kann ich ihn vielleicht fragen, wem ich einzelne, durchaus unnötige Exratoruren zu verdanken hatte.

Gewiß wird die Frage aufgeworfen werden, warum wir, die wir doch die Verhältnisse kannten, nicht von vornherein uns größere Quantitäten Lebensmittel zuschicken ließen. Dagegen sprachen zwei Gründe, von denen

der erstere, der weniger gewichtige ist. Die Wächter mußten ganz genau, welches das Nahrungsminimum war, durch das wir unser Leben fristen konnten, und sie hätten auf keinen Fall mehr als dieses Minimum die Tore des Gefängnisses passieren lassen. Wäre mehr oder bessere Nahrung eingeführt worden, so hätte darin für den Gefangenen zweierlei Gefahr gelegen:



Jdris-es-Saier.

entweder hätte man vermutet, daß der Gefangene oder seine Freunde Geld haben, und am folgenden Tage hätte unfehlbar der alte Herr Nebbi Khiddr wieder in Aktion treten müssen, das bedeutete verschärfte Fesseln, bis wieder verschiedene Taler für Jdris bereit gelegen hatten. Der Unglückliche, der so die Aufmerksamkeit von Jdris wachgerufen, hätte für das Geld aufkommen müssen, denn mit ihm wurden, damit man ja das richtige Opfer nicht ver-

fehle, immer so ungefähr zwölf Mann mit Extrastrafen belegt und nach dem Umm Hagar geschickt. In diesem Punkt herrschte eine bewundernswürdige Unparteilichkeit. Kam ein mageres oder verbratenes Hühnchen oder eine Taube ins Gefängnis, so kostete das immer einige Taler Reuegeld und die vorerwähnten Strafen. Man mußte nämlich die Vorsicht anwenden, die klingenden Beweise der Reue erst nach einigen Tagen abzuliefern, damit der Kalif und seine Leute glauben sollten, daß es Mühe gekostet habe, das Geld zusammenzubringen.



Die Griechin Cattarina. Nach einer Photographie.

Unsere gewöhnliche Nahrung war Afseeda, das sudanesishe Sorghum, das grob gemahlen und angefeuchtet, eine Art dicken Brei bildete, das sich auf der Zunge wie Sägespäne anfühlte und schmeckte. Es war kein nahrhaftes Gericht, aber dafür so schwer, daß es die Schmerzen und das Knurren des Hungers stillte. Gelegentlich, aber nur sehr selten, kam noch eine Sauce von gemahlenem Samen des Baamia hybiscus, das sogenannte „Mulakh“, dazu, und wenn man das mit dem gegorenen Afseeda zusammen essen konnte,

so glaubte man, ein lukullisches Mahl genossen zu haben. Freunde in der Stadt sandten uns, wenn es ihnen ihre Mittel erlaubten, etwas Weizenbrot, ein wenig Käse oder Butter, oder einige Prisen Kaffee ins Gefängnis.

Unter den vielen freilebenden Gefangenen in Omdurman taten mir einzelne unendlich viel Gutes. Allen voran Pater Ohrwalder und die alte griechische Dame Cattarina, die der schützende und helfende Engel der Gefangenen und Sträflinge war, dann Mr. Tramba und seine Gattin Viktoria, Nahoum Abbajee und Youssief Jebraalee. Sicher hat der Engel, der im Himmel das Sündenbuch führt, die kleinen Schwindeleien, die Pater Ohrwalder anwendete, um mich sprechen zu können, auf die rechte Seite seines Buches eingetragen, denn oft mußte er zur List greifen, wenn seine wenigen Pfaster nicht genügten, die Wächter zu bestechen, um mir den Löwenanteil an irgend einer Leckerei zukommen zu lassen, die er, Gott weiß es, selbst so gut hätte für sich brauchen können. Einmal kam er und gab vor, „Ajjan Chaalas“ (todkrank)

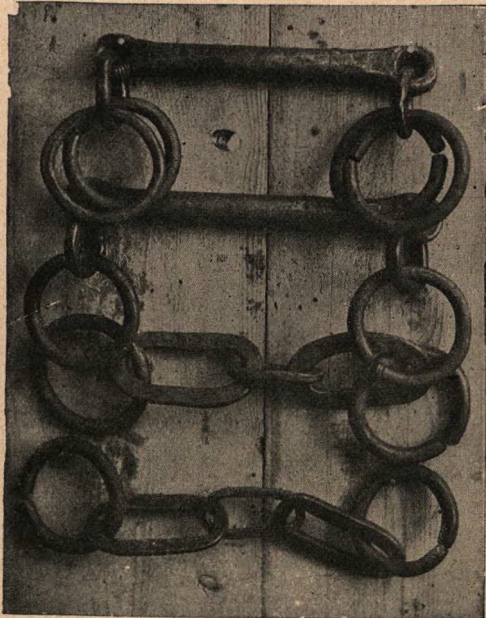
zu sein, und erklärte, mich noch einmal gern sehen zu wollen, ein andermal hatte er gehört, daß ich im Sterben liege, und wollte darum mich nochmals sehen, ein drittes und viertes Mal wollte er andere Kranke und Gefangene besuchen. Wenn er todkrank war, so schlich er mit gebeugtem

Neufeld, In Ketten der Kalifen.



Pater Ohrwalder besucht Karl Neufeld.

Rücken und gesenktem Kopf auf mich zu, schleppte mühsam seine Füße nach, setzte sich neben mich auf den Boden nieder und schwankte mit dem Oberkörper. Bei dieser letzteren Bewegung steckte er mir die Leckerbissen zu, die er in einer Ledertasche unter seinem linken Arme trug. Manchmal wurde er auch fortgejagt, trotzdem er Bakschisch gegeben hatte, aber so ungefähr alle zwei Monate konnte er mich, wenigstens während der ersten drei Jahre meiner Gefangenschaft, doch sprechen und brachte mir dann Neuig-



Karl Neufelds Fußketten. Nach einer Photographie.

keiten aus der Welt, die für uns beide, obschon sie in Wirklichkeit meistens schon ein oder zwei Jahre alt waren, doch Stoff zum Nachdenken bis zu seinem nächsten Besuch gaben. Ich sagte ihm oft, daß ich den Tod nicht, wohl aber den Wahnsinn fürchte. Manchmal, wenn man mir erlaubte, im Freien, statt in der grauenhaften gemeinsamen Zelle zu schlafen, ermöglichte mir die kühle erfrischende Nachtluft einen wirklich erquickenden Schlummer, und wenn ich dann aus dem Traum erwachte, der mich in die freundliche Vergangenheit geführt hatte, fragte ich mich im Halbschlaf oft ganz verwundert, was denn nun Wirklichkeit sei, die alten, lieben

Bilder oder das Gefängnis von Saier in Omdurman. Einige Augenblicke lang fürchtete ich mich, die neben mir in Reihen gefesselt liegenden Gefährten anzuschauen, wenn ich mich aber dann zusammennahm und es tat, so fühlte ich von neuem das Gewicht der Fesseln und die schweren Ketten zwischen den Füßen, die mich mit 50 oder 60 zusammenbanden, und dann berechnete ich wohl, wie lange das dünne Fädchen, das zwischen Vernunft und Wahnsinn noch vorhanden war, halten würde.

Ich habe es nur Vater Ohrwalder und den erwähnten Freunden zu verdanken, daß ich in der ersten Zeit meiner Gefangenschaft den Verstand nicht verlor. Jeder von ihnen riskierte, indem er mir beistand, das bißchen

Freiheit, das er hatte, und sogar das Leben. Selbst in den entsetzlichsten Nächten in Umm Sagar, wenn sich dort Höllenszenen abspielten, wenn Tod und Wahnsinn in der rasenden Menge wütete, wenn ich selbst mit den fanatischen Gefangenen handgemein wurde und wie sie mit Händen und Füßen ausschlug, biß und kratzte, um wenigstens mein Leben zu erhalten, selbst dann bewahrte mich der Gedanke an die Freunde draußen vor dem Reißen des dünnen Fadens; doch verursachte mir die Qual, die ich auszuhalten hatte, das furchtbarste Kopfweg, und ich hatte Zeiten, wo mein Gedächtnis völlig schwand, und das ist auch heute noch öfter der Fall.

In der Zeit der Hungersnot wurde die mehr als christliche Güte meiner Freunde auf die allerhärteste Probe gestellt. Die Nahrungsmittel kosteten außerordentlich viel, aber jeden Tag brachte mir Cattarina mein Teilchen Durra oder Weizenbrot, jeden Tag schickte Jouffef Jedaalee seinen Laib Brot hinein, und wenn ich nur einen Bissen davon bekam, kümmerte er sich nicht darum, wie viel die Wärter unterschlugen. Es kam natürlich nicht alle Nahrung, die für die Gefangenen bestimmt war, an die richtigen Empfänger; und um das wenige, das der Saier hereinließ, entstand ein wütender Kampf, denn wer am nächsten stand und die längsten Ketten oder Eisenstäbe zwischen den Beinen hatte, konnte natürlich die meiste Nahrung erwischen, da er imstande war, längere Schritte zu machen. Wäre nicht alles so unendlich traurig gewesen, so hätten die Szenen, die sich bei dem Kampf um die Nahrung abspielten, für die Zuschauer lustiger wirken müssen als Sackspringen oder irgend ein anderes ländliches Spiel. 30 bis 40 lebende Skelette sprangen und hüpfen, so weit es ihre Ketten erlaubten; oft stürzten einige, die sich vor Erschöpfung und Hunger nicht mehr aufrecht erhalten konnten, nieder; andere, welche die Boten, die Nahrung brachten, erreichen konnten, ließen sich von den Courbags der Wärter nicht zurücktreiben, sondern leckten im Gegenteil gierig das Blut auf, das aus ihren eigenen Wunden floß. Dieses Bild ist nicht übertrieben, es war noch schrecklicher, aber ich will lieber die Details verschweigen, da sie unnötig aufregen.

Wir hörten, daß in der Stadt vielfach Menschenfresserei getrieben wurde, im Gefängnis aber trat das nie zu Tage. Wenn ein Gefangener durch Hunger und Grausamkeit zur Verzweiflung getrieben war, legte er sich nieder und wartete auf den Tod; bekam er noch Nahrung, so nahm er sie an, weigerte sich aber stets, Wasser zu sich zu nehmen, wenn keine Nahrungsmittel dabei waren. Tag für Tag wurden die Leichen von acht bis zehn Gefangenen, die Hungers gestorben waren, in den Nil geworfen, und es müssen Tausende im Gefängnis gestorben sein. Die Zahl der Einwohner des Gefängnisses blieb sich immer gleich, denn stündlich kamen neue, halb

verhungerte Geschöpfe, die auf dem Marktplatz versucht hatten, Lebensmittel zu stehlen, hinein. Diese kämpften auch am wildesten um die ins Gefängnis gebrachte Nahrung. Man kann sich leicht denken, daß der allerruhigste Mensch bis zum Wahnsinn getrieben wurde, wenn er, um für sich oder sein Kind Nahrung zu schaffen, stahl, und dafür in ein orientalisches Gefängnis gebracht wurde, wo man ihn zum Ambos schleppte und Ketten anschweißte, die man in seiner Gegenwart einem anderen, der eben Hungers gestorben



Hassina bahnte sich, beständig kreischend, ihren Weg zu mir.

war, abnahm. Das geschah nicht ein- oder zweimal, sondern unzählige Male zur Zeit der Hungersnot im Gefängnis es Saier.

Hassina war mehrmals zu Boden geschlagen worden, wenn sie mir meine Nahrung brachte, und verhungerte Gefangene verzehrten dann meine ganze Portion. Wir mußten darum auf einen Ausweg sinnen. Sie kaufte ein Gazellenfell, das sie unter ihrem Rock anhängte, und versteckte dahinein meine Speisen; zum Schein aber trug sie immer noch eine Kleinigkeit in der Hand, worauf sich die anderen dann stürzten. Hassina hatte, wie Wod Negumi bei seiner ersten Unterredung mit ihr gesagt, gute Lungen, fing an



Der Scheikh Ed Din's.

heftig zu schreien, bahnte sich, dabei heftig kreischend ihren Weg zu mir hin, und wartete auf eine gute Gelegenheit, das Fell neben mir auf den Boden fallen zu lassen*).

Man darf aus dem Vorhergehenden nicht etwa schließen, daß die Gefangenen unter sich kein Mitleid gehabt haben, besonders zeigten sie es denen gegenüber, denen es in bezug auf Nahrung noch schlechter ging als ihnen selbst; ja sie zeigten im Gegenteil mehr Mildthätigkeit gegeneinander, als man es oft unter zivilisierten Menschen findet. Solange Mahmoud Wad Said noch ein wenig Geld hatte, kaufte er jeden Tag einige Portionen Nahrung und ließ seinen ärmeren Mitgefangenen morgens und abends einen großen „Geddah“ mit Affeeda und Milch zukommen, und ernährte so täglich 30 bis 40 Gefangene; andere teilten das Wenige, was sie erhielten, mit den Unglücklichen und auch meine Wohlthätigkeit übte, wie ich sah, auf die anderen Gefangenen einen guten Einfluß aus. Aber wie hätte ich, der einzige Weiße und Christ im Gefängnis, der einzige der sich wenigstens im Sudan offen zum Christentum bekannte, mir nicht Mühe geben sollen, ihnen mehr Selbstlosigkeit, Nächstenliebe und Herzensgüte zu zeigen als diese fanatischen Wilden mir selbst entgegenbrachten.

*) Als ich das Vorstehende Pater Ohrwalder vorlas, um ihn zu fragen, ob er noch andere kenne, die mir beigestanden, veranlaßte er mich zuerst all das Gute, was ich über ihn geschrieben, bis auf die wenigen noch vorhandenen Bemerkungen zu streichen, dann sagte er mir, daß auch Slatin sein Leben für mich aufs Spiel gesetzt habe. Ich kann natürlich mit Slatin jetzt über diesen Punkt nicht sprechen, denn das wäre ungefähr gleichbedeutend mit der Frage an ihn, wieviel Dank in Talern ausgerechnet ich ihm schulde.

Als ich nach Omdurman kam, hatte man mich für einen Bruder Slatins gehalten, der hergekommen sei, um eine Expedition zu arangieren, die den Zweck haben sollte, den Kalifen zu bekämpfen und Slatin zu befreien. Man verdächtigte ihn deshalb mehr als je und vielleicht war in gewissem Sinne seine Lage noch schlimmer als die meine. Verschiedene Leute in Omdurman — besonders meine Dienerin und der Gefängnisbarbier — die Slatins Stellung ganz genau kannten und die sich keine Gewissensbisse daraus gemacht hätten, ihn anzuschwärzen, forderten, nachdem sie einmal seine Hilfsbereitschaft erkannt, täglich in meinem Namen allhand Gaben von ihm. Andere taten sicherlich dasselbe, und Slatin muß in jener Zeit von allen Seiten ausgenutzt worden sein, denn die Betrüger wußten ganz gut, daß er, auch wenn er ihr Spiel durchschaute, ihnen nichts anhaben konnte, daß sie ihn sofort dem Kalifen angezeigt hätten, dessen strikter Befehl dahin lautete, daß er in keiner Weise versuchen dürfe, sich mir zu nähern. Es ist das Wenigste, was ich tun kann, daß ich Slatin hier erwähne, und er muß eben warten, bis dieses Buch erscheint, bis er erfährt, wie ich ihm von ganzem Herzen dankbar bin. Gleichzeitig werden auch die Fernerstehenden einen Begriff davon erhalten, wie schwierig seine Stellung am Hofe des Kalifen war.

Dreizehntes Kapitel.

Prügelstrafen.

Durch den Glauben an den Nebbi Khiddr allein, von dem ich im letzten Kapitel gesprochen habe, war es möglich, daß derartige gegenseitige und offenkundige Betrügereien von dem Kalifen und den Gefängniswärtern ausgeführt werden konnten.

Der Kalif folgte hierbei, wie schon erwähnt, dem Beispiel des Mahdi und beanspruchte den Nebbi Khiddr als seinen Propheten und beständigen Boten, einer Art sudanesischem Merkur; und daher auch die gegenseitigen aber nicht zugegebenen Betrügereien zwischen dem Kalifen und seinen Untergebenen. Das stand aber unter jeder Bedingung fest, daß der Kalif Herr über Leben und Tod und sein Wort unwiderruflich war; niemand durfte also auch nur die Vermutung aussprechen, daß er den Kalifen in irgend einer Weise betrogen oder getäuscht habe, sonst hätte doch „Nebbi Khiddr“ das Haupt des Verleumders als Sühne verlangt.

Da die Entweichungen aus der Zarreba so häufig wurden, daß darüber in der Stadt gesprochen wurde, ließ Abdullahi eine Mauer statt der Dornenhecke um das Gefängnis bauen, und damit die Gefangenen nicht mehr gezwungen waren, zum Nil zu gehen um Wasser zu trinken oder sich zu waschen, wurde zu diesem Zweck ein Brunnen gegraben*).

Ehe diese verhältnismäßig großen Arbeiten angeordnet wurden, hatten die Gefangenen Ziegelhütten für die Gefangenwärter zu bauen und, als diese

*) Der Brunnen wurde „Beer el Ummarra“ (Emirbrunnen) genannt. Zum Bau des Brunnens sollten auf Befehl des Kalifen alle besseren Gefangenen verwendet werden, da die Arbeit ihnen gut tun werde. In meiner Abteilung waren Ibrahim Wad Adlan, Ajib Abou

fertig waren, mußten sie in den verschiedenen Haushaltungen mithelfen, was sie natürlich am liebsten taten. Die meisten Gefangenwärter waren durch die Trinkgelder und anderen unredlichen Einnahmen in den Stand gesetzt, größere Hauswesen mit vielen Weibern zu halten, und die natürliche Folge davon war, daß überall Schelten und Reiben, beständiger Kampf zwischen den Weibern und Nebenfrauen herrschte. Aus diesen Streitigkeiten zogen dann die Gefangenen ihren Vorteil; sie merkten bald, welche von den Frauen die unterdrückteste war, und machten sich an diese heran, trugen ihre Kessel und Töpfe zuerst, brachten ihr, so oft sie wollte, Wasser, und gewannen so in wenigen Tagen ihre Sympathie; der Gefangene klagte der Frau sein Leid, und suchte ihr klarzumachen, daß es ihr eigentlich noch viel schlechter gehe als ihm. Der alte Satz: „Mitleid ist der erste Schritt zur Liebe“ bewahrheitete sich, — er gilt für die schwarze Schöne des Sudan, wie für die weiße Schwester in Europa — und bald schmiedete das Paar Pläne zur Flucht und Entführung. Die hauptsächlichste Schwierigkeit bestand darin, den Mann von seinen Ketten zu befreien und in ein entferntes Dorf zu fliehen, aber die sudanesischen Damen stehen auch hierin ihren zivilisierten Schwestern nicht nach, sie finden stets einen Ausweg aus den scheinbar verwickeltsten Verhältnissen und meistens bestand er darin, daß sie in Omdurman selbst einen Schlupfwinkel aufstöberten, wo sie für einige Zeit geborgen waren; die Frau traf alle Vorbereitungen, — und nie habe ich von einem Mißerfolg gehört.

Jeden Monat wurde Abdullahi eine Liste über die Gefangenen, nebst einem Bericht über den Fortschritt in ihrer Erziehung, vorgelegt; mit Bittgesuchen für die Befreiung einzelner Gefangenen. Regelmäßig fehlte an dem Abend, an dem die Liste gezeigt wurde, der eine oder andere Gefangene — und kam überhaupt nicht wieder. Auf folgende Weise wurden im Sudan romantische Geschichten herbeigeführt. Da sich die Schafe und Ziegen bekanntlich leicht verlaufen, so ging die Frau, die ihrem Herrn und Gebieter entfliehen wollte, vorsorglich mit den Gefangenen hinaus, um das Vieh zusammenzutreiben, und ebenso vorsorglich tat sie das gerade um die Zeit des Sonnenunterganges, wenn die Gefangenwärter damit beschäftigt waren, die Gefangenen in die Zelle zu treiben. Wenn der Wärter dann im Hause nach

Sinn, Mohamed Wad Beshir, Mohammad Abu Sinn, Abdallah Abou Sinn, Ali Wad el Hadd, Ahmad Abd el Rajid, Mahmoud Wad Said, Hassan um Barak, und der Sherif Chaliel, sozusagen die sudanesische Aristokratie. Wir arbeiteten wenig oder gar nicht selbst, und bezahlten dafür die gefangenen Sklaven; Ybris hatte uns zwar angeboten, für Geld, das wir ihm geben sollten, Arbeitskräfte für uns zu besorgen, wir waren aber klug genug und erklärten, selbst gerne arbeiten zu wollen.

dem Vermißten fragte, schöpfte er erst keinen Verdacht, wenn aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß er zurückkehrte, und wenn am folgenden Morgen die Schafe und Ziegen den Heimweg allein gefunden hatten, so wußte er woran er war; seine einzige Rettung war nun, dem Kalifen ein so gutes Zeugnis über den Entlaufenen auszustellen, daß dieser ohne weiteres begnadigt wurde. Er durfte um keinen Preis eingestehen, daß der Sträfling aus seinem Hause entlaufen war, er hätte natürlich seinen Kopf risikiert, und darauf spekulierte das verschwundene Paar. Kaum war die Begnadigung dann offiziell verkündet worden, so erschien das Paar vor dem Radi und ließ sich schlankweg verheiraten, die sudanesishe Dame hatte durch ihre That einen Mann erhalten, dessen einzige Frau sie blieb, und der junge Gatte war seine Ketten los. Wenn er es wollte, konnten sie sich allerdings an demselben Tag wieder scheiden lassen, aber er sowohl als sie hatten dann doch ihr Ziel erreicht und nichts mehr mit dem Gefängniswärter zu tun. Dieser durfte, wie sie wohl wußten, keine Klage gegen sie erheben und noch hoffen, daß er sie wieder einstecken konnte, denn wer durch den Kalifen freigesprochen war, konnte nur nach einem erneuten Strafbefehl von seiten des Herrschers wieder ins Gefängnis kommen, und der betrogene Gatte hätte, falls er auch noch späterhin sich hätte rächen wollen, immer fürchten müssen, daß die beiden seinen falschen Rapport in Bezug auf das Betragen des ehemaligen Gefangenen in Erinnerung und ihn ins Gefängnis oder an den Galgen gebracht hätten.

Ich war leider ein zu wichtiger Gefangener, als daß meine Flucht auf die oben beschriebene Weise möglich gewesen wäre. Ich konnte nur auf ehrliche Eingeborene und stinke Kamele, die meine Verfolger nicht hätten einholen können, rechnen. Ich beneidete meine Gefährten oft, die die Ehefesseln statt der Kerkerfesseln angelegt hatten, wenn sie kamen, um mich zu besuchen. Doch schaudere ich jetzt noch, wenn ich mir vorstelle, was sich ereignet hätte, wenn ich auf ähnliche Weise befreit worden wäre, denn dem alten Spruch zufolge, daß ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift, hätte ich mindestens einem Duzend sudanesischer Schönheiten (?) die Ehe versprechen müssen, damit sie den Kalifen oder ihre jeweiligen Gatten zu meinen Gunsten betrogen hätten, und wenn ich dann frei geworden wäre, hätten sie mich voraussichtlich alle am Gefängnistor erwartet und äußerst nachdrücklich ihre Ansprüche geltend gemacht.

Aber ich muß erklären, wie ich in direkte Beziehung mit den Harems der Gefängniswärter kam. Da ich in Königsberg und Leipzig Medizin studiert hatte, wurde ich schon früher, als Oberägypten dem Reisenden noch weniger bekannt war als jetzt, oft zu den Kranken oder Verunglückten

gerufen. Ich behandelte die Leute natürlich ohne Bezahlung und hatte bald eine große Praxis und den Beinamen „Hakeem Pascha“ (militärischer Oberarzt). Mein Ruf ging mir zwar nicht voran nach Omdurman, aber er begleitete mich doch, und ich mußte bald in den verschiedenen Harems ärztliche Besuche machen, und half z. B. wenn, oft zum größten Leidwesen der Mutter, ein neuer Untertan des Kalifen erschien.

Solange die Frauen krank waren, war mein Leben erträglich, denn ich durfte mich neben sie setzen und stundenlang mit ihnen plaudern, da ich doch abwarten mußte, bis die Wirkung der Tränke, die mir meistens unbekannt waren, erfolgte, das Resultat war immer befriedigend. Das einzige wertvolle Medikament, das mir in jener Zeit in die Hand kam, war übermangansaures Kali, und ich fand auch bald heraus, daß die sudanesishe Konstitution dasselbe in krystallinischer und nicht in flüssiger Form verlangte. Die Wirkung trat natürlich sofort ein und der Erfolg war, was meine medizinischen Leser gewiß bezweifeln werden, ebenso befriedigend für mich wie für die Patienten.

Manchmal mußte ich auch im Frauengefängnis Hilfe leisten, das nicht weit von unserm Saier entfernt lag. Auch dieses Gefängnis bestand aus einer einzigen Zelle, die von leichtem Zaun umgeben war, sodaß man die Frauen sehen konnte, die in der ersten Zeit nach ihrer Einkerkung in der Sonne auf dem Boden lagen. Gewöhnlich waren es Sklavinnen, die aus irgend einem Grunde dort eingesperrt wurden, damit sie nicht entlaufen konnten. Ihre Herren waren vielleicht auf Geschäftsreisen, die sie Wochen und Monate lang fernhielten, und dann wurden die Frauen irgend eines leichten Vergehens angeklagt und solange im Gefängnis aufbewahrt, bis der Herr zurückkehrte und ihre Freilassung verlangte. Da er auch für ihren Unterhalt sorgen und sie in der Haushaltung der Gefangenwärter helfen mußte, so lag es ebenfalls im Interesse der Gefangenwärter, sie nicht entweichen zu lassen.

Verheiratete Frauen wurden aus allen möglichen Gründen wegen des Verdachtes ehelicher Untreue oder auch nur wegen einer Gardinenpredigt eingesperrt. Sie trugen zwar leichtere Ketten als die Männer, aber ihr Los war im allgemeinen auch nicht besser. Die Anklage nicht bewiesener Untreue, wie es auch in Schottland üblich, genügte, um sie einzusperrern und ihnen dreihundert Streiche mit dem Courbag zu verabfolgen, und wenn sie sich davon erholt hatten, so mußten sie in den Häusern der Wächter Mädchen für alles spielen, Korn mahlen, Kinder warten, Wasser tragen, und wurden wochenlang, Tag und Nacht, wie Sklaven herumgehzt. Eine „Frau Kaudel“ (ein zankfüchtiges Weib) oder eine böse Sieben erhielt fünfzig bis achtzig



Neufeld schreibt unter Schwierigkeiten.

Schläge und hatte daselbe Loß, wie ihre vielleicht unschuldige aber härter bestrafte Leidensgenossin. Nach einigen Wochen dieser Behandlung kehrte die Frau gewöhnlich vollkommen geheilt nach Hause zurück und die Strafe, die sie erlitten, diente als wirkames, abschreckendes Beispiel für alle Konforten der Bekanntschaft.

Die härteste Arbeit, die wir verrichten mußten, war das Ausladen der Boote, bei welcher wir aber durch die stets gegenwärtige Peitsche in Atem gehalten wurden; müde und krank durften wir dann nur sein, wenn wir uns den Luxus gestatten konnten, Extragelder zu bezahlen. Diese Arbeit brachte den Gefängniswärtern den größten Nutzen; entweder mußten wir arbeiten oder unsere Arbeit mit Geld aufwiegen. Beim Ausladen der Boote kurz nach meiner Konvaleszenz vom Fieber, das mich nach dem Tode Nur ed Dins ergriffen, bekam ich meine ersten Peitschenhiebe. Ein junger Aufseher wollte durchaus Geld von mir haben, und da ich ihm nichts geben konnte, befahl er mir, beim Ausladen der Boote mitzuhelfen. Wenn man sich durchaus einem Befehle widersetzen wollte, so setzte man sich auf die Erde, was ich auch tat. Der Wärter wollte mich nun zur Türe des Saier schleifen, ich aber sprang auf und schlug ihn nieder. Spornstreichs rannte er zu Jdris, erzählte ihm die Sache in seinem Sinne, worauf Jdris mich aufstehen hieß, denn ich hatte mich wieder hingesezt, und von mir verlangte, beim Ausladen der Boote zu helfen. Ich weigerte mich nochmals und beschuldigte den Wächter, daß er Geld von mir erpressen wollte. Daraufhin schlug mich Jdris mit seinem „Safarog“ (ein Instrument, das fast vollkommen dem australischen Boomerang entspricht und bei den Sudanesen zum selben Zweck gebraucht wird). Er schlug derart, daß sein Safarog zerbrach und daß ich betäubt zusammenbrach. Als ich noch halb bewußtlos dalag, drehte man mich um, um mir noch fünfhundert Peitschenhiebe zu verabfolgen. Ich soll aber nur sechzig oder siebenzig erhalten haben, denn als Jdris sah, daß ich bewußtlos war, hielt er mich für tot und war deshalb in großer Angst. Ich wurde zu meinem Platz in der Zelle getragen, und Jdris suchte unterdessen die anderen Gefangenen zu überzeugen, daß der neue Wärter die ganze Schuld an der Sache habe. Jdris wußte, was es für ihn bedeuten würde, wenn ich zu Tode geprügelt worden oder infolge der Prügel gestorben wäre, und wollte es zugleich den Aufseher entgelten lassen, daß er, der allmächtige Jdris, sich einen Augenblick vor den Gefangenen gedemütigt hatte. Er fand auch bald Gelegenheit zur Rache, als derselbe Wächter einen anderen Vorwand suchte, um mich zu peitschen.

Ich hatte von den Aufsehern eine kleine Lehnhütte gekauft, die innerhalb der Gefängnismauer lag, und hatte auch von Jdris die Erlaubnis er-

halten, dort zu schlafen. Der junge Aufseher nahm, wie die andern Gefängniswärter, von den Gefangenen, die gern im Freien schlafen wollten, dafür Trinkgelber an. Idris merkte, daß die Abgaben für seine sterbenden Kinder geringer wurden, vermutete den wirklichen Grund und paßte auf. Als eines Nachts mehr Sträflinge als gewöhnlich im Freien schliefen, erschien er plötzlich im Gefängnis. Unserem Aufseher blieb nichts anderes übrig, als zu erklären, daß die Gefangenen sich einfach geweigert hätten, in der Zelle zu schlafen, und sie fingen auch gleich an mit Peitschen auf uns loszuschlagen. Der junge Wärter, der nicht wußte, daß ich für Geld von Idris die Erlaubnis erhalten, draußen zu schlafen, kam direkt auf mich zu, schleppte mich heraus und trieb mich mit Peitschenhieben zur Zelle zurück, die zirka 40 bis 50 Meter von meiner Hütte entfernt war. Da ich einen dicken Zibbeh trug, rissen mir die Schläge die Haut nicht auf, aber sie waren doch so heftig, daß ich, weil ich noch sehr angegriffen war, wieder krank wurde. Die ganze Sache kam durch Idris dem Kalifen oder dem berühmten Nebbi Khiddr zu Ohren, und ich hatte die große Genugthuung, meinen Quäler aus seinem einträglichen Posten entlassen und zu zweihundert Peitschenhieben verurteilt zu sehen. Er mußte dann als gefesselter Gefangener auf denselben Booten arbeiten, um derentwillen er mich damals gepeitscht hatte. So viel ich mich heute noch erinnern kann, war dieser Vorfall der einzige während meiner ganzen Gefangenschaft, in dem Gerechtigkeit gewaltet hat.

Ich habe in früheren Kapiteln das Durchpeitschen beschrieben, wie es von den Derwischen bei meiner Gefangennahme ausgeführt wurde; im Saier war es etwas ganz anderes. Das Maximum der überhaupt angeordneten Hiebe, das auch oft angewendet wurde, betrug eintausend, freilich immer über die Kleider. Die Regeln des Peitschens waren gewöhnlich die folgenden: die ersten zweihundert wurden auf den Rücken unter den Lendenwirbeln, das dritte und vierte Hundert auf die Schultern, und das fünfte auf die Brust appliziert. Wenn die höchste Zahl tausend befohlen war, so wurden sie immer auf das Gefäß gegeben und meist angewendet, um Geständnisse zu erpressen. Nach achtzig bis hundert Schlägen waren die Zibbehs in Fetzen gehauen und von Blut überströmt.

Die einfachen Hiebe mögen nicht so schlimm gewirkt haben, wie diejenigen mit der neunschwänzigen Rake, doch ersetzte im ersteren Falle die Qualität die Quantität, denn gerade bei dieser Strafe starben sehr viele während der Prodezur. Einmal wurde ein alter schwarzer Soldat der ägyptischen Armee Namens Mohammad Njami — er war während der Paraden Läufer des Kalifen, in Kriegszeiten — zu mir geschickt, um ihn von

den Folgen des Peitschens zu heilen. Er hatte auf irgend eine Weise das Mißfallen des Scheif ed Din, des Sohnes des Kalifen, erweckt und wurde öffentlich geprügelt und zur „Erziehung“ in den Saier geschickt. Man mußte ihn nach der Bestrafung zu mir ins Gefängnis tragen. Sein Gefäß war in Felsen gehauen und die Knochen traten hervor. Sechs oder acht Wochen



Ich erhielt bei jedem Schritt einen Hieb mit dem Courbag.

lang wusch ich die Wunden dieses Mannes mit Karbolsäure — der Scheif ed Din schickte mir selbst das nötige Karbolspulver, denn sein Vater, der eifersüchtig auf die Macht des Sohnes war, hatte ihm Vorwürfe gemacht und ihm die stereotypen Worte, die er bei solchen Gelegenheiten anwandte, gesagt: „In Usbailh shariknie fie milkie, anna iktahu.“*)

*) Der Kalif hob den Finger hoch und sagte: „Lieber würde ich diesen Finger abschneiden, als daß ich ihm irgend ein Recht in der Regierung meines Reiches einräumte.“

Ujami genas und besuchte mich aus Dankbarkeit oft im Gefängnis. Scheik ed Din war so erfreut über die Heilung des Mannes, daß er seinen Vater bat, er möge mich doch freilassen, damit ich unter den Ansars meinen Beruf ausüben und andere belehren könne; aber der Kalif war hartnäckig und wollte mich nicht freilassen; seine Gründe dafür, die ich später von einigen Mitgefangenen erfuhr, werde ich gelegentlich mitteilen.

Die Veranlassung zu meiner dritten Prügelstrafe war folgende: Ich hatte von Idris die Erlaubnis erhalten, in meiner Lehmhütte zu bleiben und die Nacht nicht mehr in der furchtbaren Zelle zuzubringen, und da ich



Ruinen des Saier. Nach einer Photographie.

mich in meiner jetzigen Lage sicher vor den Erpressungen der anderen Wärter fühlte, weil ich Idris reichlich mit Bakschisch versehen hatte, blieb ich auch standhaft und ließ ihnen keine Trinkgelder zukommen. Mein damaliger Wächter wagte nach den Ereignissen mit seinem Vorgänger nicht, mir den Aufenthalt in meinem Hause zu verbieten, aber er untersagte mir die Hütte überhaupt zu verlassen. Als ich wenigstens zum allgemeinen Waschplatz — ungefähr hundert Schritte entfernt — gehen wollte und er mir das verweigerte, machte ich mich trotzdem auf den Weg, erhielt aber bei jedem Schritt einen Hieb mit dem Courbag. Ich trug so schwere Ketten, daß ich hilflos war und meinen Quäler nicht erreichen konnte; da ich nur soviel Spielraum hatte, als mir meine 15 Zoll langen Eisenstäbe gestatteten, entwischte er mir immer wieder.

Ungefähr zur selben Zeit erfreute Idris es Saier das Gefängnis wieder mit einem nächtlichen Besuch, um zu sehen, wie viele Gefangene unerlaubt außerhalb des Umm Hagar schliefen. Da deren so viele waren, ließ er alle durchpeitschen. Ich erhielt mit fünfzehn bis zwanzig anderen hundertundfünfzig Hiebe; wenigstens bekam ich die ganze Dosis ab, während andere schon nach fünfundzwanzig Hieben um Verzeihung baten. Ich biß abwechselnd auf die Zähne und preßte die Lippen aufeinander, um keinen Schmerzenslaut von mir zu geben, und je mehr sie mich fragten: „Wirst du noch nicht aufschreien? Ist dein Herz und Kopf immer noch so hart, wie schwarzes Eisen?“ desto mehr nahm ich alle Kraft zusammen, um nicht nachzugeben. Die seelische Qual war aber weit, weit größer, als die körperliche. Ich, ein Europäer, ein Preuße, der im englischen Heere mitgekämpft hatte, das leider zu spät kam, um Gordon zu retten, war nun in den Klauen desselben Tyrannen und seiner Myrmidonen, aus denen wir Gordon hatten befreien wollen; ein Weißer und Christ — der einzige offenkundige Christ — in Ketten und geprügelt von einem Schwarzen, der gleich mir ein Gefangener und ein Sklave und doch hier mein Herr über mich war! Es ist für alle diejenigen, die ähnliche Verhältnisse nicht durchgemacht, unmöglich, sich vorzustellen, was ich seelisch litt. Es kann ja sein, daß ich zu eigensinnig und hartnäckig gewesen bin, mag als Dummkopf gehandelt haben, indem ich dem Kalifen und den Mahdisten so feindselig entgegentrat; wenn ich aber jetzt an die schrecklichen Zeiten zurückdenke, so habe ich die Ueberzeugung, daß Gordon, wenn er noch lebte, mein Verhalten gebilligt hätte; äußerlich mußte ich ja nach der Flucht von Pater Rossignoli den ganzen mohammedanischen Kultus über mich ergehen lassen und wurde gezwungen, die Zeremonien mitzumachen. Ich hätte den Tod in jeder Gestalt begrüßt, aber ich nahm mir nicht selbst das Leben; ich versuchte wohl, meine Feinde bis aufs Aeußerste zu reizen, aber vor dem Selbstmord, zu dem ich doch, weiß der Himmel, allen Grund gehabt hätte, hielt mich etwas zurück, Hoffnung, Mut, Lebenslust, der Stolz auf meine Rasse, oder vielleicht auch die persönliche Tollkühnheit, ihnen bis zuletzt zu trozen. Mein Benehmen machte auf den Kalifen einen großen Eindruck; als Wod Negumi um meine Freilassung bat, damit ich mit ihm nach Dongola reisen und ein Geschäft aufzun können, sagte ihm der Kalif: „Ich lasse Neufeld nicht frei, aber ich töte ihn auch nicht.“ Wenn er zu anderen über mich sprach, gebrauchte er, da ich noch nicht befehrt war, nie den Namen Abdallah, sondern nannte mich nach seiner Aussprache „Nofel“.

Dierzehntes Kapitel.

Hassina als Unheilstifterin.

Während ich schreibe, liegen drei verschiedene Zeitungsausschnitte neben mir, die ich den letzten Nummern einer Londoner Zeitung entnommen habe. Sie sollten die Leser amüßeren, was sie ohne Zweifel auch tun würden, aber, weil sie ganz ungenau sind, fühle ich mich veranlaßt, sie zu berichtigen. Ich bin dahinter gekommen, daß einer der falschen Berichte sich auf die Aussagen des Führers gründet, der von der glücklichen Flucht des Vaters Rossignoli erzählt. Späterhin werde ich über die Einzelheiten dieser Flucht und meine Weigerung, die günstige Gelegenheit mit zu ergreifen, sprechen. Jetzt will ich nur über die eine dieser falschen Nachrichten reden, woraus hervorleuchten wird, daß die Begebenheit trotz der komischen Seite doch auch einen tragischen Zug an sich hat. Letzterer mag wohl verloren gegangen sein, da die Geschichte zweitausend Meilen weit entfernt von der Stätte, wo sie sich zugetragen, erzählt wurde, und da ihr erster Verbreiter einer jener Orientalen war, die ihren höchsten Stolz darein setzen, gut fabulieren zu können, um der Welt zu beweisen, daß das Geschlecht der Harun al Raschid noch nicht ausgestorben ist; wahrscheinlich würde der Führer und Wafih Idris selber erstaunt sein, wenn sie vernähmen, daß man ihre Geschichte für wahr gehalten.

Als meine Dienerin Hassina im Mai 1887 in den Harem des Kalifen geführt worden war, erlangte sie ihre Freiheit wieder, als sie erklärte, daß sie sich Mutter fühle, was nicht der Fall war. Im November 1888 war sie wirklich schwanger und ihr Zustand ließ sich nicht mehr verbergen. Da Hassina eine Sklavin war, konnte sie nicht legitim verheiratet werden und wurde vom Harem des Kalifen aus als mein Eigentum an mich zurück-

geschickt, das heißt in den Harem von Idris es Saier, wo sie meine Speisen einkaufen und bereiten und den verschiedenen Frauen von Idris in der Haushaltung helfen mußte.

Idris hatte schon lange ein Auge auf Hassina geworfen und es schien ihm sehr günstig, daß sie schwanger war, da er sie dann für sich behalten konnte. Denn wenn eine Sklavin unter gewöhnlichen Umständen in seinem Harem ein Kind gebar, konnte er die Vaterschaft beanspruchen, und Kind und Mutter wurden frei, wenn er letztere als seine Frau ansah. Er sprach mit Hassina über die Sache und schickte sie zu mir, um mich um Rat zu fragen. Ich besprach den Fall mit meinen Freunden im Gefängnis und diese erklärten, daß Idris den vierten Surah des Korans falsch verstanden habe und er die gewünschte Stellung Hassina gegenüber nur einnehmen könne, wenn ich Kriegsgefangener wäre und er Hassina auf dem Schlachtfelde gefangen hätte. Die Sache wurde noch komplizierter, als mir Hassina gestand, daß sie selber nicht wisse, wer der Vater des Kindes sei. Hassina hatte eine leicht kupferfarbene Haut, Idris war vollkommen schwarz, also wollte man warten, bis das Kind auf der Welt war und durch seine Hautfarbe den wirklichen Vater verraten würde. Hassina selbst wollte sich für nichts entscheiden, bis das Kind da sein würde. Hätte sie Idris als den Vater des Kindes anerkannt, so wäre sie in Lebensgefahr gewesen, falls das Kind dann nicht ihre Angabe bestätigt hätte. Bevor ich aber die komplizierte Geschichte weiter erzähle, die durch Hassinas Zustand und ihre Ungewißheit in so wichtiger Frage hervorgerufen wurde, will ich kurz dem Leser etwas aus dem Sittenkoder anführen, den der Mahdi eingesetzt, damit er versteht, in was für einen Konflikt wir hineingeraten waren.

Ein Mann konnte neben seinen vier legalen Frauen so viele Nebenfrauen und Sklavinnen halten, als er ernähren konnte, die Frau aber durfte nur einen Gatten und Herrn haben. Das Uebertreten unseres sechsten Gebotes wurde streng bestraft, unverheiratete Frauen und Sklavinnen wurden gepeitscht, verheiratete gesteinigt, doch konnte letzteres Urteil nur vollstreckt werden, wenn die Frau ein Geständnis ablegte. Nur in der ersten Zeit, als der Mahdismus noch mit dem ganzen Fanatismus der neuen Religion gehandhabt wurde, kam das Steinigen, bis das Opfer tot war, häufiger vor; wie es mit dem Peitschen war, habe ich ja schon vorher beschrieben. Sollte eine Steinigung vollzogen werden, so grub man ein tiefes Loch in die Erde, in das man die Frau bis an den Hals einsteckte. Die Leute standen in einer Entfernung von 15—20 Metern um sie herum und das Steinewerfen begann nach einem bestimmten Signal. Man muß zwar einräumen, daß die Sudanesen nicht gerne an diesen Exekutionen teilnahmen. Keiner dieser Steine war schwer

genug, die Frau zu betäuben oder zu töten, aber das Schreckliche an der Sache war, daß die Exekution an einem rumpflofen Kopf, der mindestens eine Stunde lang nach allen Seiten hin schwankte, um den Steinwürfen auszuweichen, vollzogen zu werden schien. Manchmal erlöste ein Freund oder Verwandter die Gequälte, indem er scheinbar wütend über ihre Missethat unter heftigen Schmähungen seine Art gegen ihren Kopf warf und sie damit totschlug. Kurz vor Sonnenuntergang kamen die Freunde, holten sich den Leichnam und ließen ihn anständig begraben, denn die Seele der Frau war durch das Blut, das ihrem Körper entströmte, gereinigt in die andere Welt eingegangen.

Man wird erstaunt fragen, warum überhaupt irgend eine Frau ein Geständnis ablegte, wenn sie doch wußte, welches die Folgen waren, und es ist auch tatsächlich nur selten geschehen. In einem von drei Fällen, von denen ich gehört, wurde das Geständnis durch die Tortur erpreßt und die arme Frau zog den schrecklichen, aber sicheren Tod vor Sonnenuntergang der entsetzlichen, endlosen Qual der Tortur vor. Tausende von Frauen wurden der Untreue angeklagt, aber meistens gingen die Klagen von anderen Frauen aus und entsprangen nicht etwa einer moralischen Entrüstung, sondern der Eifersucht und anderen kleinlichen Motiven.

Nun will ich mit der Geschichte der Verwicklungen weiter fortfahren, in die Hassina sich und uns hineingebracht. Während ich 19 Monate lang in Ketten unter der ganz besonderen Oberaufsicht von Idris stand, war Hassina als Dienerin in seinem Harem ebenfalls in seiner Aufsicht. Hätte ich die Vaterschaft für das Kind beansprucht, so wäre Idris wegen der Freiheiten, die ich genoß, mit dem Kalifen in Konflikt gekommen, beanspruchte sie Idris, so wäre er geköpft oder gehängt worden, da der männliche Schuldige in jedem Fall bestraft wurde und Hassina für mein Eigentum galt. Hassina wäre in jedem Fall gepeitscht oder gesteinigt worden. Hätte das Kind durch seine Hautfarbe nach seiner Geburt meine Angaben Lügen gestraft, so hätte man sich nach einem anderen Vater umsehen, Idris hätte sich vor dem Kalifen verantworten müssen. Hassina hätte ihre Strafe abbekommen und ich wäre für meine Lüge dem Kalifen gegenüber auch bestraft worden.

Ich hatte mich erkundigen lassen, wann sie einkaufen ging, mit wem Hassina verkehrte und wen sie besuchte, und kam danach zu der Ueberzeugung, daß der neue Ankömmling wahrscheinlich einen etwas helleren Hautton haben werde als seine Mutter. Auf den Rat der Freunde gab ich mich daraufhin als Vater des Kindes aus und überließ es Idris, sich mit dem Kalifen auseinander zu setzen. Ich riskierte natürlich etwas dabei, doch war das immerhin die am wenigsten gefährliche Lösung. Die Freunde glaubten, daß der

Kalif mich freigegeben werde, wenn er wisse, daß ich Frau und Kind habe, da er danach annehmen werde, daß ich, da ich mit Frau und Kind überhaupt nicht entfliehen könne, nicht mehr an Flucht denken werde und daß eine Frau mich unbedingt an einer Flucht verhindern würde, die sie und ihr Kind in Lebensgefahr brächte. Der Kalif war aus den vorerwähnten Gründen, also daß die Gefangenen nicht fliehen konnten, stets darauf bedacht gewesen, seine Gefangenen, die frei umhergingen, mit mehreren Frauen zu versehen, und war sehr mißvergnügt, wenn keine Kinder geboren wurden. Idris war mit meiner Stellung nicht zufrieden, denn er verlor so jede Aussicht, Hassina für sich zu gewinnen, und hatte zudem den Zorn des Kalifen zu fürchten, da er gegen das Verbot den Verkehr zwischen Hassina und mir erlaubt habe. Um sich aus der Affaire zu ziehen, fragte er einige sudanesishe Matronen um Rat.

In der Zeit, in der Hassina uns mit ihren interessanten Umständen in Verlegenheit setzte, war Omdurman fast ganz ohne männliche Bevölkerung, da das Gerücht einer neuen Expedition zur Befreiung Emin's (Stanleys Expedition) sich verbreitet und man eine bedeutende Kriegsmacht nach Aequatoria gesandt hatte. Die Armee, die Abyssinien angreifen sollte, sowie diejenige, die Wod Negumi einige Monate später bei Tosky ihrem Untergang entgegenführte, befand sich schon seit Monaten im Felde.

Einige der Damen, die zu Kate gezogen wurden, waren, wenn sie nicht dem Stamme der Gawaamah angehörten, eigentlich nicht dazu würdig, und andere hätten unter den Umständen, in denen sie sich befanden, besser getan, die Oeffentlichkeit zu meiden, sie hatten so aber durch Idris eine gute Gelegenheit, ihre eigene Sache zu vertreten, und wollten sich dieselbe nicht entgehen lassen. Nicht etwa um Hassinas oder Idris' willen gelangten sie zu dem außergewöhnlichen Urtheilsspruch, daß eine Frau nicht nur neunzehn, sondern sogar zwanzig Monate oder mehrere Jahre mit einem Kind gehen könne. Idris machte nun noch einen anderen Versuch; er versicherte, daß es weder mein noch sein Kind sein könne, wonach Hassina hätte ins Gefängnis geschickt und geprügelt werden müssen. Da er aber das Prügeln selber besorgte, war anzunehmen, daß er seinem zukünftigen Eigentume nicht zu großen Schaden tun würde. Nun kamen diejenigen Mitglieder des Ehrenrates an die Reihe, die eigentlich nicht hätten mitsprechen dürfen, wie ich vorher erwähnte, und die Geschichten, die sie zu ihrem eigenen Nutzen erfanden, wären wert, in „Tausend und eine Nacht“ aufgenommen zu werden, wollte man sie aber niederschreiben, so würden sie wohl weniger zur Veröffentlichung geeignet sein, als ihre berühmten Vorbilder.

Nun wandte sich Idris an den Kadi, der, nachdem er sich persönlich

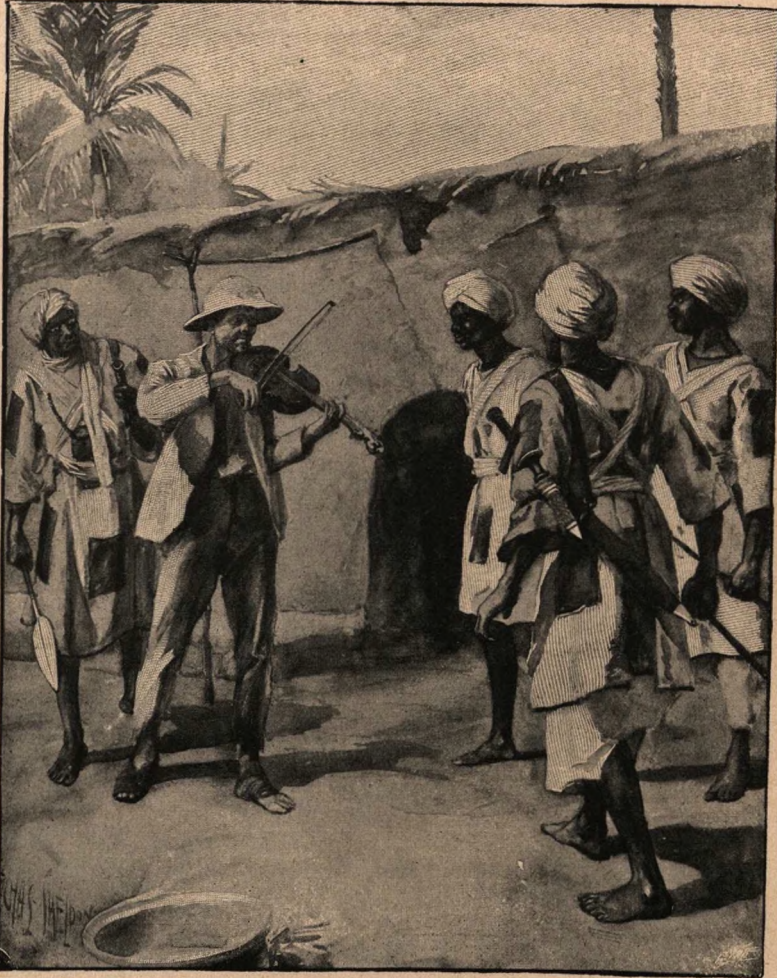
bei den Damen über den Streitpunkt informiert hatte, die ganze Sache dem Kalifen erzählte, was dem Beherrscher ebensoviel Vergnügen, wie Idris Merger bereitete. Abdullah ließ mir huldvollst zu dem kommenden Ereignis gratulieren und gab Hassina völlig frei, worauf sie sich dann in dem sogenannten christlichen Viertel niederließ.

Im Januar wurde ein Mädchen geboren, das den Namen „Makkieh“ (Fußschelle) erhielt; der Name fand bei der humoristischen Seite des Kalifen, der solche Scherze liebte, Gefallen und der Einfall erfreute ihn so sehr, daß er aus lauter guter Laune darüber bei mir anfragen ließ, ob ich für ihn Schießpulver fabrizieren wolle, wenn er mich freiließ. Leider mußte ich ihm antworten, daß ich diese Kunst nicht verstehe, worauf er lange Zeit Mißtrauen gegen mich hegte.

Gerade in jener Zeit wurde auch ein Mann eingebracht, der von Halsa aus kam, wo er als Spion gefangen worden und nach Omdurman gebracht war. Dieser Mann, den ich unter dem Namen Joseppi kannte — die endlose Reihe seiner anderen Namen habe ich vergessen — war Böhme und Bäcker von Beruf. Er war nicht sehr intelligent und das bißchen Intelligenz, daß er besaß, ging in seinem musikalischen Raptus auf. Von den unzusammenhängenden Angaben, die er mir während unserer beinahe zweijährigen gemeinsamen Gefangenschaft so nach und nach machte, reimte ich es mir zusammen, daß er als wandernder Musikant durch Europa gezogen, dann nach Aegypten irgendwie mitgenommen wurde und da wieder als Landstreicher vom Mittelmeer bis nach der Grenze zog. Er erhielt aber statt Geld Getränke und dadurch wurde sein Kopf noch mehr verwirrt, eigentlich kam seine Trunksucht aber sicher mehr von den unglücklichen Verhältnissen als von seiner Vorliebe für alkoholische Getränke. Als er Wadi Halsa verlassen, dachte er, er werde wie in Europa und Aegypten so je nach einer Tagereise mindestens ein Dorf oder eine Stadt finden, da er keine Ahnung davon hatte, was eine Wüste ist. Nachdem er einige Tage gewandert und vor Hunger Stücke seiner zerschliffenen Schuhe geessen hatte, kam er zum Nil, wußte aber nicht, wohin er sich nun wenden sollte, ging auf gut Glück weiter und wurde dann von den Derwischen gefangen. Er suchte sich mit ihnen zu verständigen und ihnen durch Zeichen klarzumachen, daß er hungrig sei, und wollte dann durch die „Allmacht der Musik“ die Herzen der „Wilden“ rühren. Sie kümmerten sich aber nicht darum, zerschlugen ihm die Geige und nahmen ihn gefangen. Er kam nach Omdurman und wurde vor den Kalifen gebracht, der nicht wußte, ob er einen Berrückten oder einen Komödianten vor sich hatte, denn als man Joseppi Datteln zum Essen brachte, warf er dieselben nach allen Seiten hin weg und legte sich dann platt auf die Erde. Er wurde in den

Saier geschickt, wo er ohnmächtig hinfiel, als man ihm beim Amboß Fesseln anlegte.

Joseppi war fast ein Jahr unter meiner Obhut, er war harmlos wie



Joseppi wollte durch die Allmacht der Musik die Herzen der Wilden rühren.

ein Kind, hat mir aber doch unendliche Schwierigkeiten verursacht. Während des Tages war er ganz ruhig, in der Nacht sang oder summt er ununterbrochen und seine Melodien hatten weder Anfang noch Ende und setzten sich aus Noten zusammen, die er an allen Ecken und Enden aufgeschnappt hatte.

Wir waren seines Gesanges bald überdrüssig und er wurde einmal leicht geprügelt, als er auf unsere Aufforderung seinen Mund nicht halten wollte. Ich machte ihm darauf Vorstellungen, daß er schweigen solle, wenn ihn die anderen darum bitten, und er grübelte über meine Worte nach, und da er annahm, daß ich mich auf die Seite der anderen stellte, ging er zum Aufseher, um ihm im Vertrauen mitzuteilen, daß ich in Europa ein großer bekannter General gewesen und andere derartige Dinge mehr. Joseppi hatte einen kolossalen Appetit und war immer hungrig. Während der schlimmsten Zeit der Hungersnot, als die Nahrung so spärlich war, bereitete er mir viele Unannehmlichkeiten, denn wenn er die Hälfte von seinem ärmlichen Essen verschlungen, ging er zu allen anderen Gefangenen und bettelte sie an. Er brauchte tatsächlich dreimal soviel als wir, und wir gaben ihm seinen Teil, sobald die Nahrung kam, um ein wenig Ruhe zu haben, da wir dann früher fertig waren als er. Da er Kamelhaut aß, die die Aufseher den ärmeren Gefangenen verkauften, wurde er krank, und ich fürchtete, daß er im Gefängnis sterben werde, und ließ nach dem christlichen Viertel Bericht schicken, daß man den Kalifen veranlassen möge, ihn freizugeben. Das geschah auch und er fand Beschäftigung in der Bäckerei von Joffe Sana. Bald nachher borgte er sich unter dem Vorwand, ein Elefantenkorn zu kaufen, einige Taler, machte sich mit einem neuen Rock, dem Geld und einem guten Proviantkorb auf den Weg und kam zwei Tagereisen weit. Gerade zu der Zeit, als Wad Ablan den Kalifen bat, daß er mich freilassen solle, um ihm zu helfen, erschien eine Deputation der in der Stadt wohnenden Gefangenen, mit der Kunde, daß Joseppi entflohen sei, weil er sonst schon zurück sein mußte. Der Kalif wandte sich an Wad Ablan und sagte: „El bumi ma'gaad — Abdulla Neufeld ogud? Khallee ossbur.“ (Der Narr blieb nicht hier, sobald er die Gelegenheit hatte zu entfliehen. Wird Neufeld bleiben? der soll noch ein wenig warten.) Das war das zweite Mal, daß der arme Bursche mich der Freiheit beraubte. Er wurde ohne Zweifel um seiner Habseligkeiten willen ermordet, denn seine Ueberreste wurden später auf dem Wege von Khartum nach El Fun gefunden.

Fünfzehntes Kapitel.

Neue Hoffnung, neue Enttäuschungen.

Es bietet sich mir hier eine günstige Gelegenheit, von einer Persönlichkeit zu sprechen, über die wenig geschrieben und die darum auch wenig bekannt ist, die aber trotzdem bei den Mahdisten eine besondere Rolle spielt, nämlich von Ibrahim Wad Ablan, dem Amin des Bet el Mal. Keinem von unseren Mitgefangenen vertraute er wie mir, was wahrscheinlich daher rührte, daß er mich als einen geschworenen Feind des Mahdismus kannte, daß ich den Kalifen sogar herausforderte, seine ganze Härte gegen mich zu kehren, und daß meine Interessen durchaus nicht im Sudan lagen. Er hegte auch im geheimen den Verdacht, daß ich doch ein Abgesandter der Regierung sei, und der Brief von General Stephenson absichtlich so geschrieben worden sei, damit der Kalif, falls er ihn in die Hände bekäme, getäuscht würde und wirklich an meine friedliche Mission als Kaufmann glaube. Die Freundschaft, die während der zwei bis drei Monate unserer gemeinsamen Gefangenschaft zwischen Ablan und mir bestand, endigte mit einem interessanten, aber zugleich sehr traurigen Ereignis.

Wad Ablan war vor dem Mahdistenaufstand einer der bedeutendsten und reichsten Kaufleute Kordofans gewesen und war in Geschäften oft nach Kairo und nach anderen Gegenden Aegyptens gekommen. In bezug auf Intelligenz und Lebensart war er allen anderen „vornehmen“ Mitgefangenen, die ich nach einander im Gefängnis kennen lernte, weit überlegen, ich möchte ihn sogar höher stellen als die besten Beamten der alten Regierung. Er schrieb und las sehr gut und hatte, wie man später sehen wird, Eigenschaften, die manchen gewiegten orientalischen Diplomaten übertrafen. Er war der



Shereef

Zeigheir

Zeigheirs Vater

Eine Gruppe von Gefangenen des Kalifen.

alten Regierung im Herzen treu ergeben, aber er mußte seine Rolle spielen, und spielte sie gut. Wären mehr solche Ablers im Sudan gewesen, und es hätte noch manch einer die Fähigkeiten dazu besessen, so hätte die Regierung Abdallahis damals mit der Insurrektion des Kalifen Shereef geendigt, aber ohne das Verschulden Ablers. Er hatte im geheimen sorgfältig die Wege dazu geebnet und damit seine Aufgabe erfüllt. Dieselbe zu Ende zu führen war die Pflicht anderer.

Abler war der einzige Mann im Sudan, der den Mut hatte, seine Meinung Abdullahi gegenüber zu vertreten, er war selbst ein Mann, handelte als solcher und verachtete die Kriecher und Schmeichler. Es gelang ihm nicht, Abdullahi dazu zu bewegen, in seiner Regierung wenigstens einigermaßen Recht und Gerechtigkeit und die Satzungen des Koran walten zu lassen, und infolgedessen bemühte er sich, seinen Einfluß und seine Macht zu untergraben; aber er mußte sein Werk allein und mit der allergrößten Vorsicht ausführen. Er hätte zwar, wie er mir sagte, verschiedene Leute gerne ins Vertrauen gezogen, aber er scheute doch Verrat und Indiskretion zu sehr, um es wirklich zu wagen. Er fürchtete, die Freunde könnten sich unabsichtlich irgendwie verplaudern und dann wären ihre Zungen sowohl wie seine eigene für immer verstummt.

Als Direktor des Bet el Mal war seine oberste Sorge, die Staatskasse und die Kornspeicher gut gefüllt zu haben. Während der Hungersnot war ihm das unmöglich, aber er wußte doch, auch dann, stets etwas Korn und Geld aufzutreiben. Die Armen und diejenigen, die ehrlich zu ihrem Eigentum gekommen waren, drückte Abler nie; er war wirklich der Beschützer der Armen und Muslimanieh (gefangene Christen). Es war Ablers Politik, die Zahl von Abdallahis Feinden zu vermehren, und schon deshalb beschützte er die Armen, die so wie so schon bittere Feinde ihres grausamen Beherrschers waren.

Als Abdullahi erfuhr, daß der Speicher und die Staatskasse völlig leer seien — und er selbst sah, wie Ablers Haus und die Schatzkammer Tag und Nacht von Tausenden von Verhungerten belagert wurden — erhielt Abler den strengen Befehl, Korn zu schaffen und dasselbe nach dem Bet el Mal zu bringen. Diesen Befehl beschloß er auch sofort an den nächsten Freunden des Kalifen auszuführen, denn all ihre Schätze waren geraubtes Gut, die Beute, die sie durch Vernichtung von schwächeren Stämmen oder Völkern an sich gebracht hatten. Jeder Widersetzlichkeit trat er damit entgegen, daß er behauptete, nach dem Befehl des Kalifen zu handeln, und jeder wußte, daß Ungehorsam mit dem Tode bestraft wurde. Manchmal versuchte ein besonders „starker“ Mann beim Kalifen Einsprache zu erheben, und dieser tat dann aber, als habe er Abler keine bestimmten Vorschriften gemacht.

Wenn Adlan nun zur Rede gestellt wurde, so durfte er in Gegenwart des „starken“ Mannes nicht aussagen, daß er nach gegebenen Befehlen gehandelt hätte, sondern mußte seine Antwort so einrichten, daß sein Kläger vermutete, er hätte nach eigenem Ermessen gehandelt; nach der Audienz folgte dann der



Adlans Haus und die Schatzkammer wurden Tag und Nacht von Tausenden von Verhungerten belagert.

„starke“ Mann Adlan nach dem Speicher, um seine Güter wieder zurückzuholen, Adlan hatte aber auf des Kalifen Befehl alles verteilt, und konnte das auch durch seine Liste nachweisen, die der Kalif selbst durchgesehen hatte, da ohne des Herrschers Willen nichts aus dem Bet el Mal herausgetragen werden durfte. Der „starke“ Mann wußte nun nicht, wer ihn betrogen hatte, und fing an, gegen Adlan zu intrigieren, wobei ihm hauptsächlich Jacoub half, des Kalifen Bruder, der erbittertste Feind Adlans; denn dieser, als

oberster Emir, war rasend eifersüchtig auf die Popularität Ablans, der ihm die Achtung und Verehrung raubte, die ihm doch seiner Stellung nach naturgemäß gebührt hätte.

Vielleicht ist auch Abdullahi selbst auf Ablan eifersüchtig geworden. Als Kalif hatte er eine so unbegrenzte Macht, daß er jede gefährliche Person durch eine Handbewegung vernichten konnte, und so kam denn auch Ablan in den Saier. Dieser meinte zwar, das sei nur geschehen, um seine Gegner zu besänftigen, um irgend welches Wanken ihres Gehorsams zu verhindern und der sich mehr und mehr steigenden Unzufriedenheit Einhalt zu tun, doch hatten die Feinde Ablans während seiner Gefangenschaft freies Spiel, und als er von den neuen Anschuldigungen, die man gegen ihn erhob, hörte, und auch des Kalifen veränderte Gesinnung erfuhr, sah er, daß er doch in wirklicher Gefahr war.

Wir hörten, daß der Bet el Mal in der fürchterlichsten Klemme war, und daß der Kalif schon geäußert hatte, Ablan wieder einzusetzen, wenn die Verhältnisse sich nicht änderten. Darauf zog mich Ablan vollständig ins Vertrauen und sagte mir, daß er, wenn er je wieder in seine frühere Stellung komme, alles tun würde, um mich zu befreien, und legte mir's so sehr ans Herz, „keine Fluchtversuche zu machen“, wenn ich freigelassen würde, daß ich die feste Ueberzeugung hatte, er würde mir dabei helfen. Da die Geschäfte im Bet el Mal immer schlechter standen, faßte Ablan wieder neue Hoffnung und beriet mit mir, was er tun solle, falls er wieder eingesetzt werde. Er sah ein, daß er für einige Zeit wenigstens seine alte Politik aufgeben müsse, und wußte auch nicht, wie er die leeren Speicher und Kassen wieder füllen sollte. Da der Handel bis zu einem gewissen Grade erlaubt war, schlug ich ihm vor, denselben etwas weiter auszudehnen, doch wollte er zuerst nichts davon wissen. Der Kalif wollte nämlich den Sudan so viel als möglich als terra incognita bewahren und fürchtete, daß er durch die Eröffnung neuer Handelsbeziehungen den Weg in das Land öffne. Mein nächster Vorschlag war, daß der Bet el Mal den Kaufleuten gegen einen festen Preis Gummi, Elfenbein, Federn abgeben solle, die sie mit anderen in Omdurman nötigen Waren austauschen würden. Diese Waren könne die Schatzkammer wieder an die Bevölkerung abgeben und der Wechselhandel würde dann doppelten Gewinn abwerfen. Zuerst verwarf er auch diese Idee, denn er kannte keinen einzigen Menschen, dem er in solchen Dingen hätte vertrauen können, und wenn er den Kaufleuten Waren gegeben hätte und sie dieselben nicht mit Gewinn gegen andere vertauschten, so würde er dafür verantwortlich sein. Ich schlug dann weiter vor, nur solchen Kaufleuten Kredit zu geben, die im Sudan ihre Familien hätten, da diese doch sicher wieder nach

der Heimat zurückkehren würden, worauf er aber meinte, daß der Kalif jene dann verdächtigen würde, der Regierung unerlaubte Auskünfte gegeben zu haben; denn tatsächlich gaben sie, wenn sie nach Omdurman zurückkamen, dem Kalifen ebenso ungenaue Auskunft über die Regierung, als sie der Regierung über die Angelegenheit im Sudan gegeben hatten.

Als ich schließlich keine Vorschläge mehr wußte, versuchte ich ihm in der bilderreichen Sprache seines Volkes meine Ideen begreiflich zu machen. „Ablan,“ sagte ich, „du hast den Kalifen von seinem eigenen Fleisch genährt, er ist krank, aber er ist hungrig, du hast ihm alles Fleisch von den Knochen geschnitten; wenn du ihn nun mit seinen eigenen Knochen weiter nähren willst, so springt er auf und wird dich töten, denn er will Fleisch; du mußt nun versuchen, irgendwo anders her Fleisch zu verschaffen, um ihn zu nähren und seine Knochen wieder zu bedecken.“ Da leuchtete Ablan die Idee, Handel zu treiben, ein, und er versprach, daß er, sobald er frei sein werde — er rechnete sicher darauf, frei zu werden — für mich beim Kalifen bitten werde, damit ich ihm bei der Arbeit helfen könne. Er sagte mir aber, daß ich zuerst meine Abneigung gegen den Mahdismus bekämpfen und Mohammedaner werden müßte. Ich versprach es zu tun, und Ablan berichtete dem Saier und dieser dem Kadi, daß ich bereit sei, den Glauben zu wechseln. „Was,“ sagte der Kadi, „Abdallah Nofel will Mohammedaner werden? Nein, nein, sein Herz ist schwarz, wie es immer war, er steht nicht zu uns, er will uns nur betrügen, sein Wille ist immer noch stark; er ist ein Betrüger; sag' ihm das.“ Der Kadi hatte nicht vergessen, wie ich einst in Gegenwart anderer mit ihm diskutiert hatte, wobei er den kürzeren gezogen, und hatte mir das nie verziehen. Da damals meine Bekehrung mißlungen war, wußte er, daß ich die Torturen des Saier nun zu ertragen hatte, und je bitterer sie waren, um so mehr freute er sich. Bald nachher wurde Ablan wirklich wieder zurückgerufen und ließ mir sagen, daß ich Geduld haben müsse, da er erst mit dem Kalifen über mich sprechen könne, wenn er wieder ganz in Gunst bei ihm stehe.

Ich hätte schon vorher erwähnen sollen, daß, als der Kalif nach Plänen für das Grab des Mahdi fragte, Kadi Hanafy und andere ihm vorschlugen, mich die Zeichnungen für dasselbe machen zu lassen, in der Hoffnung, daß der Kalif damit zufrieden sein und mir zur Ausführung derselben die Freiheit schenken würde. Ich erinnerte mich an die alten Kalifengräber in Kairo und es war mir darum nicht schwer, dem Kalifen einige „Originalskizzen“ zu unterbreiten. Auf Anraten des Saier fertigte ich in drei Wochen ein Tonmodell von zwei Fuß Höhe an. Hunderte kamen, um es anzusehen, aber schließlich wurde es von einem fanatischen Gläubigen, welcher meinte, daß ein ungläubiger Hund nichts mit dem Grabe ihres Heiligen zu tun haben dürfe,

in Stücke geschlagen. Wie ich nachher hörte, war der Fanatiker erst aufgetreten, nachdem man schon eine Kopie meines Modells gemacht hatte. Ublan mußte von diesem Vorfall und ließ mir sagen, daß ich Zeichnungen für die Wanddecoration im Innern entwerfen sollte. Ich verbrachte auch damit wieder einige Wochen, und als sie fertig waren, schickte ich sie direkt an den Kalifen, der Ublan beauftragte, sich zu erkundigen, wie viel Zeit und Geld die Ausführung dieser Zeichnungen kosten würde. Ich gab eine Zeit



Ich fertigte in drei Wochen ein Modell von zwei Fuß Höhe an.

von sechzig Tagen an und Ublan fügte hinzu, daß die Kosten ganz unbedeutend würden, da er die Farben dazu habe.

Schon während ich diese Zeichnungen ausgeführt, bereitete ich mich zur Flucht vor, die ich, sobald ich herauskommen würde, unternehmen wollte. Da ich genug Tinte und Papier hatte, konnte ich geheime Briefe schreiben, und so schickte ich am 12. Oktober 1888 meine Dienerin zu einem griechischen Gefangenen, um ihn zu bitten, einen griechischen Brief für mich an meinen alten Freund Mantarions Gffendi, Stationsvorsteher in Assuan, zu schreiben. Ich habe den Originalbrief vor mir, dessen wörtliche Uebersetzung folgender-

maßen lautet: „Herr Neufeld hat mich, da er nicht schreiben kann, gebeten, an Sie zu schreiben. Sie können sich nicht vorstellen, in was für einer schwierigen Lage er ist. Seit er hier ist, wurde er zweimal zum Galgen geführt, aber nicht gehängt, und ist immer noch mit Ketten beladen und äußerst bedauernswert. Er möchte gern, daß Sie sein Geschäft übernehmen und von nun an als sein Agent in seinem Interesse arbeiteten. Er borgte von dem Ueberbringer hundert Medjedie (Taler), welche Sie ihm mit einer Belohnung für seine Bemühungen wieder geben sollen. Schicken Sie ihm zweihundert Pfund hieher, vielleicht kann er sich seine Freiheit damit erkaufen. Dieser Brief muß geheim gehalten werden, da es Leute gibt, die alles wieder hieher bringen, und wenn man von dem Brief hier wüßte, so müßte Herr Neufeld das teuer bezahlen. (Unterzeichnet) Niroghopolo.“

Als ich am 10. November 1888 hörte, daß ein anderer Bekannter von mir in Omdurman war, suchte ich mir einen anderen griechischen Gefangenen, der mir einen zweiten Brief an Manfariouß Effendi schrieb. Dieser Brief ist auch abgegeben worden und Manfariouß händigte ihn mir mit anderen Dokumenten, die er sorgfältig aufbewahrt hatte, ein. Er heißt:

„Herrn Manfariouß Bey, —

Ich möchte Sie bitten, sich alle meine Sachen von Herrn Möller (meinem Geschäftsführer) auszuhändigen zu lassen und mein Agent zu werden; schicken Sie mir, bitte, auch etwas Geld, 200 bis 300 Pfund, damit ich es für meine Zwecke verwenden kann. Da ich in Not war, habe ich vom Ueberbringer die Summe von 100 Talern geborgt, die ich bitte, nebst einer Belohnung für seine Mühe zurückgeben zu wollen, er heißt Akkar — sein wirklicher Name, Karrar, war absichtlich verändert worden —. Lassen Sie sich einen Empfangsschein für das Geld geben, das Sie dem Mann einhändigen; schreiben Sie mir einen Brief an die Adresse von Ahahmad Abou Jdris oder seinem Bruder Kabbassi und nennen Sie mir die Summe, die Sie geschickt haben; helfen Sie auch dem Ueberbringer in jedem Falle, wo er Ihrer bedarf.“

(Unterzeichnet)

Brothomos (ich bin bereit).

Ich hatte von Leuten, die nach Omdurman kamen, seltsame Geschichten über die Beförderung meiner Briefe gehört, und damit der Empfänger wisse, daß meine Zeilen authentisch waren, unterzeichnete ich sie mit unserem gebräuchlichen Quittungszeichen. £ 200, — „u. r. r.“

Während ich in fieberischer Angst und Aufregung über das Schicksal meiner Boten war, berichtete mir Adlan, daß Sulieman Haroun, aus dem

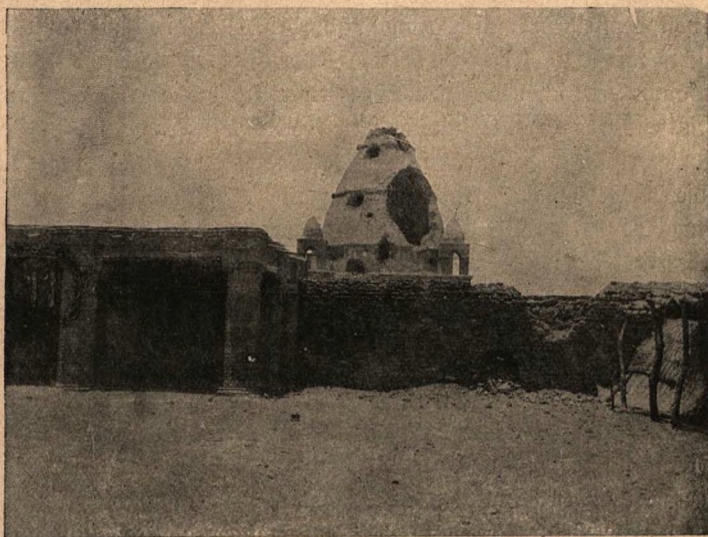
Stamm der Ababdeh, der damals in Omdurman lebte, seinen Sohn Mohammad Ali nach Kairo schickte. Ich erriet, daß Ablan mir nahe legen wollte, mich mit Sulieman in Verbindung zu setzen, und bat ihn, zu mir ins Gefängnis zu kommen. Nach einigen Tagen konnte er wirklich zu mir gelangen, und ich ging gleich auf mein Ziel los und fragte ihn, ob er mir bei einem Fluchtversuch helfen würde. Er versprach es zu tun, wenn ich ohne seine Hilfe aus dem Gefängnis herauskommen könnte. Damit er Vertrauen zu mir habe und sehe, daß ich gewillt sei, ihn zu belohnen, bat ich ihn, Ablan zu besuchen, und ich glaube auch, daß Ablan Sulieman die 200 Taler vorstreckte, die er mir brachte, und über welche ich ihm eine Quittung auf 100 £ lautend ausstellte. Ich gab ihm einen Brief an meinen Geschäftsführer in Assuan mit einer Quittung über 100 £, und Ordre, weitere 200 £ auszubezahlen. Wenn er das Geld erhielt, sollte er Waren einkaufen und für Kamele sorgen, und die Waren an den Bet el Mal bringen, wo er mich, wie Ablan versicherte, dann sicher treffen würde. Mohammad Ali sollte sofort wieder nach Omdurman zurückkehren. Wenige Tage nach der Absendung meines Berichtes kam Muß Daud el Kanaga, ebenfalls vom Stamm der Ababdeh, ein alter Bekannter von mir, um mich zu besuchen, und ich versicherte mich auch seiner Mithilfe, erzählte ihm, wie ich die Sache eingerichtet, und fragte, ob er mit Mohammad Ali bei meiner Flucht gemeinsame Sache machen wolle. Ich übergab Kanaga einen Brief an Mankarious Effendi, mit einer Tratte auf den Ueberbringer von 200 £ und mit der dringenden Bitte, dem Boten jede mögliche Hilfe zu leisten. Sollte er aber Mankarious Effendi nicht treffen, so sollte er mit meinem Brief nach Kairo zum deutschen Konsul gehen. Kanaga verließ Omdurman am 30. Dezember 1888.

Die Leser werden sich wundern, daß ich so viele in mein Geheimnis, das so aufhörte Geheimnis zu sein, eingeweiht habe, da ich doch die Unzuverlässigkeit der Sudanesen genau kannte und diesen Fehler schon so oft gerügt hatte. Die Erklärung ist sehr einfach: ich kannte die Leute, denen ich mich eröffnete, und dann hatte ich die scheinbar unbedeutende List angewendet, von jedem, den ich einweichte, Geld zu borgen. Später werde ich die Bedeutung dieser Art Geschäfte noch erklären.

Während die Boten ihren Weg machen, da und dort aufgehalten werden, und anderen gegenüber vorgeben, daß sie Handel treibend nur nach und nach von Berber bis Dongola vorrücken können, will ich erzählen, was unterdessen in Omdurman geschah.

Es drangen vereinzelt Nachrichten zu uns, daß die „Gläubigen“ bei Suakim einen großen Sieg über die Engländer gewonnen haben. Von Gefangenen, die in den Saier kamen und bei der Schlacht zugegen gewesen

waren, hörten wir die Wahrheit, die freilich anders lautete, als die vom Kalifen verbreitete Nachricht. Die „Gläubigen“ hatten eine ernste Niederlage erlitten. Bald nachher trug die Armee aber einen großen Sieg über König Johann von Abessinien davon und der Bet el Mal konnte sich aus dem Erlös der verkauften Sklaven ordentlich bereichern. Ablan stand wieder in voller Gunst und Abdullahi war zu sehr damit beschäftigt, Negumi zum Kriegszug gegen Aegypten zu überreden, als daß er an das Grab des Mahdi oder an dessen Ausschmückung hätte denken können, und das Interesse wurde noch



Grab des Mahdi nach der Schlacht von Omdurman.
Nach einer Photographie.

geringer, als bald darauf die Nachricht kam, daß Negumis Heer in Toski fast vollständig vernichtet worden war. Jedenfalls stieg nun mein Unglücksstern wieder mächtig, denn gerade zu der Zeit erhielt Joseppi für sein Schreien eine so scharfe Prügelstrafe, daß er ganz von Sinnen war, zu Idris ging und ihm erzählte, daß er wisse, daß ich ein mächtiger General sei und daß ich Pläne schmiede, um den Kalifen zu entthronen. Ich glaube keinen Augenblick daß der arme Bursche wußte, was er tat, denn er kam ganz harmlos zu mir zurück, um sein kärgliches Mahl mit mir zu teilen.

Nach unserer Berechnung mußten Kanaga und Mohammad Ali im Dezember oder Anfang Januar Omdurman wieder erreichen und Ablan drängte an diesem Zeitpunkt darauf, daß das Grab des Mahdi endlich aus-

geschmückt werden sollte, da meine Flucht sogleich nach der Rückkehr der Boten stattfinden mußte, damit die Relaisposten in der Wüste noch bereit ständen. Eigentlich hätte ich schon eine Zeitlang vor der Ankunft der Freunde an der Arbeit sein müssen, damit meine Wärter mich nicht mehr so streng bewachten. Jeden Tag ließ Ablan fragen: „Hast du Bericht vom Kalifen?“ und jeden Tag trug mein Bote die Antwort zurück: „Nein, hast du etwas gehört?“ Endlich kam die freudige Botschaft, daß die Arbeit gemacht werden solle, und zwei Aufseher führten mich zum Grab des Mahdi, wo ich die genaue Nachbildung meines Tonmodells vor mir sah, nur die Kuppel war abweichend von demselben konisch gemacht worden. Ablan kam dann zu mir und wünschte mir Glück, daß dies mein letzter Tag in Malkiehs (Ketten) sei, sagte mir auch, daß ich beim Grabe bleiben solle, bis er wieder komme, da er zum Kalifen gehen wollte, um von ihm den Befehl auszuwirken, daß ich nach dem Bet el Mal gebracht werden solle. Aber in dem Augenblick, in dem er diesen Befehl auch tatsächlich erhalten, trat eine Deputation von Muslimanieh vor den Kalifen und meldete die Flucht Joseppis, worauf ich sofort wieder ins Gefängnis zurückgebracht und mit neuen, besonders schweren Ketten beladen wurde. Wie habe ich diesen Joseppi verwünscht! — Ich wußte eben damals nicht, daß der arme Bursche ermordet worden war.

Nicht lange nachher sah ich, daß man Ablan schwer gefesselt ins Gefängnis führte und ihn in eine Hütte brachte, die von den anderen entfernt lag. Alle Sträflinge erhielten strengen Befehl, nicht mit ihm zu sprechen. In der Nacht suchte ich unter dem Vorwande, daß ich zum Abort wolle, in seine Nähe zu kommen; schlich auf seine Hütte zu, kroch schließlich bis dicht davor und streckte meine Ketten so weit auseinander als möglich, damit sie nicht klirren und mich den Wächtern verraten sollten. Ich flüsterte ihm zu: „Was ist geschehen?“ worauf er mit entsetzter Stimme entgegnete: „Imshée, imshée (geh weg, geh weg), sprich nicht mit mir, mich hat ein großer Hund gepackt, geh weg, sonst beißt er dich auch ins Bein.“ Ich versuchte noch weiter in Erfahrung zu bringen, was geschehen war, doch bat Ablan so dringend, daß ich mich entfernen sollte, daß ich mich wieder zu meiner Hütte zurückstahl, ohne daß mich jemand bemerkte. Als Ablans junger Sklave an meiner Hütte vorbeiging, sagte er mir gleichfalls: „Sprich nicht mit meinem Herrn, sonst mußt du die Ombehehs hören.“

Während der ganzen Nacht ging der Junge zwischen Ablans Hütte und seinem Hause hin und her, und als ich ihn fragte, was er denn tue, gab er immer dieselbe Antwort: „Ich verbrenne Papiere; sprich nicht mit meinem Herrn.“ Ich hatte von Ablan gehört, daß er mit „Freunden“ in Verbindung stand, und wußte auch, daß er darauf rechnete, daß ich im Fall meiner Rück-



Eine Geißelung auf Befehl des Kalifen.

kehr nach Aegypten sein „Freund bei Hofe“ sein sollte, und vermutete, daß er jetzt alle Beweisstücke, die gegen ihn oder andere sprechen konnten, vernichten ließ. Der Kalif muß selber Kunde von einem Briefwechsel bekommen haben, denn er war wütend, als er bei der Haussuchung nichts vorfand, und fast hätte auch Fdris in dieser Affäre den Kopf verloren, weil der Kalif ihn beschuldigte, daß er die Wegschaffung der Papiere ermöglicht habe.

Am dritten oder vierten Morgen nach der Gefangennahme sahen wir Ahdan gebunden aus seiner Hütte herauskommen; man führte ihn zum Ambos, die Ketten wurden gelöst, und wir alle wußten, daß das Hinrichtung bedeute, nur nahmen wir an, daß der Kalif ihn im letzten Augenblick noch begnadigen werde und ihn durch den Beweis seiner Macht nur schrecken wolle. Wir durften uns ihm nicht nahen, aber Ahdan rief laut: „Nun ist mein Tag gekommen, fürchtet euch nicht, ich bin ein Mann und werde nichts sagen und tun, dessen sich ein Mann zu schämen braucht. Lebt wohl.“ Während man mir wieder Extraketten anlegte, hörte ich den Klang der Ombeyehs, die den Tod Ahdans verkündeten.

Die Trauer um seinen Tod war allgemein, aber nur wenige, vielleicht auch niemand kannte den Grund seiner Hinrichtung, als der verstorbene Kalif. Ich jedoch glaube die Sache auch einigermaßen beleuchten zu können; muß aber ein neues Wort erfinden: Ahdan ist „Gordonisirt“ worden und ungefähr am Jahrestag von Gordons Tod fand auch er seinen Tod, denn auch für ihn war die Hilfe zu spät gekommen. —

Wenn ich meine Leser mit dieser in die Länge gezogenen Episode langweile, so bitte ich um Entschuldigung, aber es sind Wochen darüber hingegangen, bis ich alle Beweise und Schriftstücke, die von Europa bis Omdurman zu suchen waren, beisammen hatte, und die notwendig waren, um die Berichte glaubwürdig zu machen.

Die Boten, die ich mit den ersten erwähnten Briefen wgsandte, kamen im Januar oder Februar 1889 in Assuan an und überbrachten dieselben Mankarious Effendi, der auch sofort an meinen Geschäftsführer schrieb, der inzwischen mein Geschäft verkauft hatte und nach Alexandrien gegangen war. Da er keine Antwort auf sein Schreiben bekam, schrieb Mankarious Effendi an das deutsche Konsulat in Alexandrien, worauf er die nachstehende Antwort erhielt:

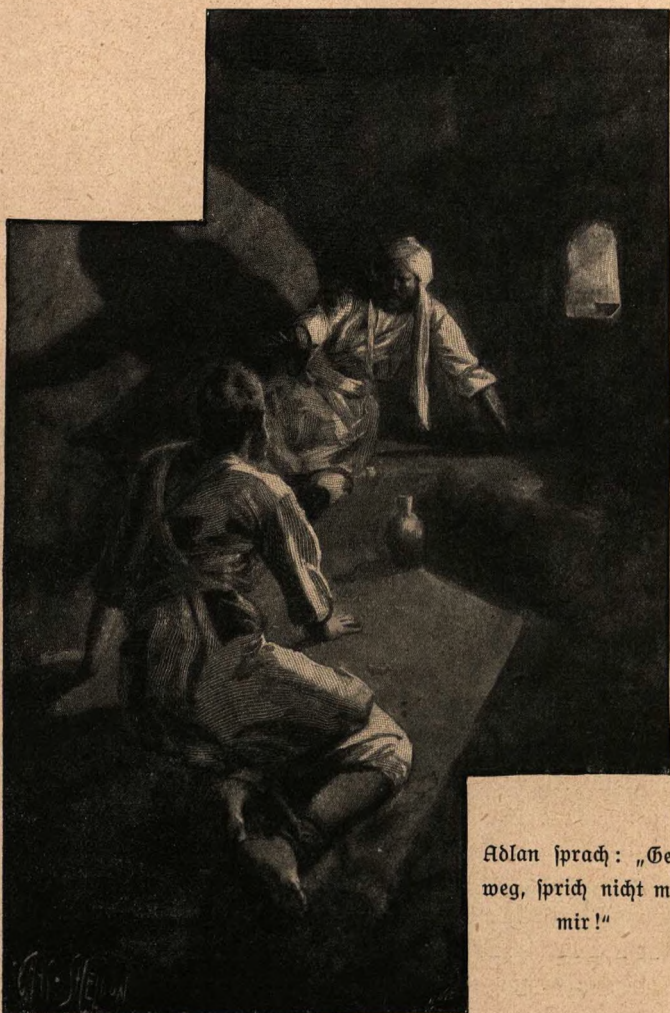
*) Mankarious Effendi Rizk, Assuan,

Alexandrien, 4. März 1889.

„In Beantwortung Ihres Schreibens vom 18. Februar, bedaure ich,

*) Da dieser Brief wie der folgende aus dem Arabischen übersetzt ist, ist er nur dem Sinne und nicht dem Wortlaut nach vollkommen authentisch. Anm. d. Uebersetzers.

Ihnen mitteilen zu müssen, daß der Geschäftsführer des im Sudan gefangenen Herrn Neufeld, Herr Möller, nicht imstande ist, irgend etwas für seinen Chef zu tun. Hier geht das Gerücht, daß das Haus nun von Herrn Möller



Adlan sprach: „Geh weg, sprich nicht mit mir!“

etabliert ist, da Herr Neufeld seit vielen Monaten seine Verpflichtungen nur teilweise eingelöst hat. Herr Möller erklärt sich auch aus diesem Grund für durchaus nicht fähig, an Herrn Neufeld irgend welche Gelder auszusahlen, da er viele seiner Gläubiger unbefriedigt zurückweisen mußte. Herr Möller

wurde vor das Konsulat gerufen, hatte volle Rechnung über sein Geschäftsverfahren und über den Stand des Hauses abzulegen, und er konnte beweisen, daß er in keiner Weise ungerecht gehandelt habe.

Was die 500 £, die Herr Neufeld beim Kredit Lyonnais deponiert hatte, betrifft, so konnte Herr Möller durch Quittung nachweisen, daß er zur Begleichung von Verbindlichkeiten 400 £ erhoben hatte; der Rest wurde zum Teil auf den Reisen zwischen hier und Assuan verbraucht, zum Teil auch für Neuetablerung des Hauses in Alexandrien. Doch hat Herr Möller sich bei Abd el Kader Bey, der kürzlich aus dem Sudan herkam, erkundigt, auf welche Weise er an Herrn Neufeld Geld schicken könne. Abd el Kader Bey gab ihm den Rat, kein Geld zu schicken, da er in seiner Gefangenschaft keine Verwendung für Geld habe. Er sagte ferner, daß Herr Neufeld gegenwärtig in Ketten sei und nur durch seine Wärter veranlaßt worden sei, um Geld zu bitten. Er wurde damals sehr schlecht von den Aufsehern behandelt und von ihnen bedroht. Das ist alles, was wir in der Sache wissen.

(Unterzeichnet.)

Der deutsche Konsul
Helwig."

Um dieselbe Zeit schickte mein Geschäftsführer auf meinem eigenen Briefpapier an Manfariouß folgenden Brief:

Alexandrien (ohne Datum).

„Nach Salaams*) 2c. Ihr Schreiben ging mir zu und ich habe von dessen Inhalt Notiz genommen. In Beantwortung desselben teile ich Ihnen mit, daß ich mich beim deutschen Konsulat meldete, wo ich einen von Ihnen an das Konsulat gerichteten Brief vorfand, worin sie sagen, daß Herr Neufeld an Sie geschrieben und daß er von mir 500 £ verlangt, obschon ich die Summe an seine Gläubiger bezahlt. Ich habe nach Halsa und Assuan Waren geschickt, deren Gegenwert ich noch nicht erhalten habe. Ich teile Ihnen fernerhin mit, daß Nicola Lutfala di Dahabieh das Pferd und den Esel verkaufte und mir kein Geld dafür einsandte, er handelte ohne meine Einwilligung. Ich schrieb unablässig, daß er mir die Abrechnung oder das Geld schicken solle, ich erhielt aber keine Antwort.

Wollen Sie nun gütigst den Verkauf der Gegenstände, die Nicola bei sich hat, übernehmen, er schrieb mir, daß er krank sei und nichts unternehmen könne. Sie sind wohl so freundlich und verkaufen die Sachen und schicken mir das Geld zu, damit ich weitere Forderungen decken kann. (Die Summen, die mir die Führer vorgestreckt, und das Geld, das ich verlangte.)

*) Begrüßung.

Bitte lassen Sie sich auch von Nicola eine Aufstellung über alle Dinge, die er verkauft hat, geben, senden Sie mir die Liste zu und machen Sie die ganze Sache glatt, sonst müßte ich mich an die Regierung wenden.

In bezug auf unsere zwei Häuser in Assuan bitte ich Sie, dieselben zu jedem Preis zu vermieten und aus der Miete die Abgaben zu bezahlen.



Frau Neufeld.

Nach einer Aufnahme von Reiser in Assuan.

Wenn sie jetzt leer stehen, so lassen Sie sie wöchentlich reinigen und suchen Sie dieselben rasch wieder zu vermieten. Sonst müssen sie natürlich fest geschlossen bleiben. Sollte irgend etwas unverkäuflich bleiben, behalten Sie es, bitte, für Herrn Neufeld, und wenn Sie mir schreiben, so tun Sie's, bitte, unter der Adresse Herrn Möller, Agent von Herrn Neufeld in Alexandria.

(Unterzeichnet.)

Möller.

NB. Verlangen Sie von Nicola auch Rechenschaft."

Und während diese Korrespondenz geführt wurde, kam ein anderer Bote von mir an und Manfariouss Effendi schrieb nochmals an das deutsche Konsulat, worauf er die nachstehende Antwort erhielt:

Alexandria, 12. März.

„Wir sandten Ihnen einen Brief am 4. März und erhielten unter demselben Datum wieder einen solchen von Ihnen. Sie können sicher sein, daß Herr Möller die volle Wahrheit sagt, Herr Neufeld ist auch nicht mehr ein deutscher Untertan oder Schutzbefohlener, denn in der ganzen Zeit, die er in Aegypten zubrachte, hat er nie den Schutz des Deutschen Reiches, in dem er doch geboren ist, angerufen. So ist er seiner Nationalität verlustig. Das stimmt auch mit dem überein, was wir von den interessierten Kreisen in Deutschland hören. Daraufhin kann sich das deutsche Konsulat durchaus nicht in die Geschäfte von Herrn Neufeld mischen, es hätte nur Herrn Möller bestrafen können, wenn dieser sich etwas hätte zu schulden kommen lassen. Diesen Punkt haben wir schon in unserm Brief vom 4. März festgesetzt. Die Nachforschungen, die unser Konsulat in bezug auf Herrn Möller angestellt, haben bewiesen, daß er nichts Strafwürdiges getan.

Sollten Sie es aber dennoch für nötig halten, den Wunsch, den Herr Neufeld in den Briefen, die wir Ihnen anmit zurückschicken, zu erfüllen und sein Geschäft zu übernehmen, so würde die Sache vor ein gemischtes Gericht gebracht werden, da Herr Möller dasselbe nicht freiwillig abgibt.

Das Testament, das Herr Neufeld machte und das Sie am 23. Oktober 1887 an unser Konsulat schickten, wurde erst hier aufbewahrt, und dann, als Frau Neufeld im September 1888 herkam, an Frau Neufeld übergeben, da der Bericht gekommen war, daß Herr Neufeld tot sei. Es war an den Gouverneur von Alexandria gesandt worden, dem Frau Neufeld gerichtlich untersteht. Der Gouverneur öffnete es und händigte es Frau Neufeld aus, die noch im Besitz desselben ist. Herr Möller hat sein Geschäft nun nach Kairo übergeführt, wo er sich auch zu verheiraten gedenkt. Salaams.

(Unterzeichnet.)

Der deutsche Konsul

Selwig.“

Manfariouss Effendi hätte ohne weiteres meinen Wunsch erfüllt, wenn man ihm nicht überzeugend vorgestellt hätte, daß die Briefe nicht von mir stammen und daß ich gar nichts von ihnen wisse. Manfariouss und die Regierung wußten nicht, daß die kleinen lateinischen Buchstaben, die ich am Ende beigefügt hatte, das Geheimzeichen zwischen mir und meinem Geschäftsführer gewesen waren, das ich bei Telegrammen anwendete und das die Authentizität



Gefangenwärter
Sohn von Sauzi Pascha

Neufeld

Gefangenwärter

Sauzi Pascha

Essenszeit im Gefängnis.

völlig klar bewiesen hätte. Mankarious sandte Mohammad Ali mit meiner diskreditierten Rechnung nach Omdurman zurück und mit dem mündlichen Bericht, daß er für mich tun werde, was er könne, um Geld für meine Flucht zusammenzubringen. Während er seine Vorbereitungen machte, kam auch Mouffa Daoud el Kanaga, der unterwegs mit den Leuten verhandelt hatte, deren wir zu unserer Flucht bedurften. Als er hörte, wie die Dinge lagen, ging er, ohne Mankarious oder Mohammad Ali ins Vertrauen zu ziehen, nach Kairo, in der Hoffnung, Geld auf den Brief hin zu erhalten, den ich ihm mitgegeben, denn er wollte ganz allein den Ruhm und den Nutzen davon haben, mich gerettet zu haben.

Ich fahre in dieser Geschichte fort, indem ich mich auf die von Kanaga in Gegenwart eines Rechtsanwalts beschworenen Aussagen stütze, bei welchen auch noch weitere Zeugen zugegen waren. Ich war zuerst selbst etwas ungläubig gewesen, aber Kanaga konnte mir Dokumente vorlegen, die durchaus nicht angezweifelt werden können. Zwei derselben sind auch in extenso in den Registern des deutschen Konsulats aufbewahrt.

Kanaga zeigte nach seiner Ankunft in Kairo auf dem Konsulat meinem Geschäftsführer meinen Brief und überbrachte ihm auch meine mündliche Botschaft. Vom deutschen Konsulat wurde er auf das österreichische geführt, und der Generalkonsul gab ihm nach dem Bureau des Kriegsministeriums einen Konsulatsbeamten mit und es zeigte sich ganz deutlich, daß Graf Waß, der österreichische Generalkonsul, glaubte, daß Kanaga Unterstützung finden werde, um sofort wieder zurückzukehren, denn er gab ihm einen selbst geschriebenen Brief mit dem Datum des 27. Oktober 1889 an Slatin mit, in dem er Slatin bittet, er solle den Kalifen veranlassen, auf das, vom österreichischen Kaiser an ihn gerichtete Schreiben wegen der österreichischen gefangenen Missionare zu antworten. Kanaga wurde mit der Angabe, daß keine Antwort auf den Brief, den er angegeben habe, eingegangen sei, immer wieder hingehalten. Er verlor die Geduld, kehrte nach Assuan zurück, stellte auf eigene Rechnung eine Karawane zusammen und meldete dann persönlich in Kairo, daß alles bereit sei. Wieder wurde er von einem zum andern geschickt, bis er schließlich am 26. April 1890 zum letztenmal zum deutschen Konsulat ging, das immer noch „keine Antwort“ erhalten hatte, und einen beglaubigten Schein verlangte, daß er meinen Brief abgegeben und hierauf kein Geld erhalten habe. Dieses besiegelte und unterzeichnete Attest wurde ihm auch ausgestellt:

Attest: Auf besonderes Verlangen von Mouffa Daoud el Abadi (Ababdeh) bestätige ich, daß der Obgenannte ungefähr am 22. Oktober

1889 auf das kaiserliche Konsulat seinen an Herr Möller in Assuan angeblich von Herrn Neufeld herrührenden Brief abgab, daß dieser Brief an Herrn Neufelds Vater geschickt wurde, daß aber bis heute kein Geld daraufhin ausbezahlt worden ist.

(Unterzeichnet.)

Becker.

Der Brief selber war in den Konsularregistern G. 48 p. 385 registriert und war folgenden Inhalts:

William Möller, Assuan. Vor drei Tagen schickte ich Mohammad Ali mit einem Brief und einer Quittung über £ 100 zu Ihnen. Machen Sie keine Schwierigkeiten beim Bezahlen und geben Sie ihm so viel Geld als möglich, wie ich Ihnen schon im letzten Briefe sagte, er ist sicher und ich hoffe, daß er späterhin die Botschaften zwischen Ihnen und mir besorgen wird, dafür kann er schon belohnt werden. Ich habe mit ihm ausgemacht, daß er für seine Dienste 25 Prozent von dem Betrage erhalten soll, den sie ihm mitgeben. Mit dem anderen Mann, den ich Ihnen geschickt, können Sie's halten wie Sie wollen, nur machen Sie keine Schwierigkeiten mit dem Ausbezahlen. Ich hoffe mit dem Gelde meine Freiheit erkaufen zu können und dann wird alles wieder eingebracht werden. Bis jetzt schickte ich zu Ihnen Das Konsulat ließ die Namen der Führer aus. Die beglaubigte Kopie dieses Briefes enthält ferner die Bemerkung, daß einzelne lateinische Schriftzeichen darauf gestanden haben, die man nicht habe entziffern können. Es waren wieder meine Geheimschriften an den Geschäftsführer, die die Authentizität des Briefes beweisen sollten. Auf der Rückseite des Briefes stand: „Bezahlen Sie an Moussa Daoud el Kanaga die Summe von £ 30. Datum: 5. Dezember 1888.“

Kanaga versteckte das Attest und den Brief vom österreichischen Konsulat in seinem Rock und zog gegen Omdurman. Kurz vor Berber wurde er von einer Patrouille Derwische abgefangen und vor den mahdistischen Gouverneur der Stadt gebracht. Da wurde er mit zwei Männern konfrontiert, die beschworen, daß er mit Wad Aylan und mit mir in Verbindung gestanden habe. Kanaga leugnete das auch nicht, doch habe er nur um die Erlaubnis Handel zu treiben nachgesucht. Der Gouverneur ermahnte ihn, die Wahrheit zu sagen, denn er habe von Omdurman Bericht erhalten, daß Wad Aylan ihm helfe, daß ich entfliehen könne, und er habe auch von Kairo gehört, daß er auf dem Kriegsbureau und auf den Konsulaten gewesen sei, und daß die Waren, die er mit sich führe, nur der Deckmantel für seine eigentliche Absicht seien. „Aber,“ fuhr der Gouverneur fort, „Aylan ist tot

und Neufeld hat wieder neue Ketten bekommen." Er konnte aber aus Kanaga kein Geständnis herauslocken, ließ ihn prügeln und ins Gefängnis werfen, und seine Kamele und Güter konfiszieren. Nach kurzem Aufenthalt im Gefängnis wurde er wieder freigelassen um zu seinem Stamm zurückzukehren. Hätte ihn der Gouverneur als Gefangenen nach Omdurman geschickt, so hätte er gleichzeitig auch die konfiszirten Güter dorthin senden müssen und die wollte er doch selbst behalten. Das war nur möglich, wenn er Kanaga „verzieh“ und frei setzte. Kanaga kehrte auch eiligst zu seinen Leuten zurück, machte aber, da er mit so knapper Not dem Gericht entronnen war, keine weiteren Versuche mehr, mir zur Flucht zu verhelfen, und sein Mißerfolg schreckte auch alle andern ab.

Sechzehntes Kapitel.

In eigener Sache.

Ich gebe der Welt meine Geschichte nur darum in eigener Darstellung, weil ich den offenkundigen Bestrebungen gewisser Kreise, mich schlecht zu machen, die Wahrheit entgegenstellen möchte. Es ist mir dabei nicht um mich selbst zu tun, sondern um meine Angehörigen, um Weib und Kind, und es liegt mir daran, daß die Verleumdungen, die durch die Presse gingen, auch als solche allgemein erkannt werden.

Meine Erzählung hat nun wohl auch den Vorwurf widerlegt, daß ich mich geweigert habe, aus dem Sudan zu entfliehen. Weitere Angaben werden noch klarer sprechen. Die Briefe, die ich zitiert habe, sind ein weitgehender Beweis dafür, daß vom Oktober 1888 bis zum April 1890 meine Führer und ich alles getan haben, was in unseren Kräften stand, um meine Flucht zu ermöglichen, und während mein Bote sich die Füße, von Pontius zu Pilatus, wund läuft, schreibt das englische Kriegsbureau unterm 10. März an meine Frau folgendes:

„Mohammed Effendi Kafai, der frühere Unterleutnant des 4. Bataillons im 5. Regiment, der Khartum vor drei Monaten verließ, sagt, daß er Neufeld sehr gut kenne und daß er ihn in Omdurman einige Tage vor seiner Abreise gesehen. Neufeld sei bis vor fünf Monaten unter Aufsicht gewesen, aber jetzt sei er frei. Er verdankt seine Freilassung der Fürsprache eines Emirs, der dem Kalifen den ungeheuren Dienst vorgestellt, den Neufeld ihm geleistet, da er doch die Ursache gewesen sei, daß Waffen und Munition durch die Kabbabish abgefangen worden seien. Er wurde daraufhin als einer der Mulazimeen des Kalifen angestellt und erhielt ein kleines Gehalt, der Kalif

gab ihm zwei Frauen und behandelte ihn gut. Neufeld kann sich nicht beklagen, er hat nur zu wenig Geld, da die Lebensmittel sehr teuer sind. Er ist oft mit Ibrahim Bey Fauzi zusammen, der eine kleine Kaffeebude eröffnet hat. Es ist nicht wahr, daß der Kalif je Neufelds Leben bedrohte, er drohte ihm nur mit Gefängnis, wenn er nicht Mohammedaner werde. Es scheint nicht möglich zu sein, daß Neufeld von auswärts irgend welche Sendungen erhalte. Er beschäftigt sich in keiner Weise mit Handel oder dergl. Ich hörte nie, daß Neufeld irgendwie den Wunsch aussprach fortzukommen, er hätte es wohl auch nicht können, wenn er es gewünscht hätte, da ihn jedermann kennt."

Im September 1888 war meiner Frau berichtet worden, daß ich einen Fluchtversuch gemacht habe, wieder eingefangen und enthauptet worden sei. Es war also sehr liebenswürdig und rücksichtsvoll vom Ministerium, daß man den Irrtum in bezug auf meinen Tod berichtete, nur hätte man das auch tun können, ohne ihr die Nachricht durch die Angabe zu vergiften, daß ich meine Befreiung der Mitwirkung verdanke, die ich beim Betrug an dem getreuen Schech Salech gehabt. Ich glaube, einer Dame hätte man solch Herzeleid ersparen können, sogar wenn die Tatsache wahr gewesen wäre. Ich danke Gott jede Nacht, nein, jede Stunde, daß ich lebendig aus meiner Hölle zurückgekehrt bin und Weib und Kind aus der Hölle habe befreien können, in die sie durch derartige Berichte versetzt worden waren.

Es liegt aber nicht in meiner Absicht, irgendwelche Anklage gegen das Kriegsbureau oder die Konsulate zu erheben. Ich gebe die einfachen Tatsachen, und das tue ich darum, weil gerade in der Zeit, in der ich in Herzensangst die Erfolge abwartete, die meine Boten haben würden, und darauf rechnete, daß meine Freunde alles tun werden, um mich zu befreien, das Gerücht verbreitet wurde, daß ich mich geweigert habe, zu entfliehen, worauf meine Frau unzählige Beileidsbriefe erhielt. In dem einen sagte man ihr, daß man zum Allmächtigen bete, daß er das Herz ihres irrenden Gatten wieder zum Guten lenken möge, in anderen drückte man ihr die Hoffnung aus, daß die Henker des Kalifen mich bald nach Verdienst bestrafen werden, so daß die Bande, die sie an mich fesseln, gelöst werden. Denen, die für mich beteten, Dank. Er, der die Wahrheit kannte, hörte diese Gebete, und ich mache denen, die mich beschuldigten, keine Vorwürfe, denn ich fühle keine Bitterkeit gegen sie, sie glaubten eben nur, was sie durch die Presse hörten.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Gefangener außerhalb des Gefängnisses.

Das Verschwinden von Joseppi, auf das dann gleich der Tod Adlans folgte, machte mich fast verrückt vor Verzweiflung; jede Hoffnung, jemals aus dem Saier zu entkommen, war geschwunden, und die Antwort, die der Kalif Wad Adlan und den Muslimanieh gegeben, die zu meinen Gunsten gesprochen, entmutigte auch meine Freunde außerhalb der Gefängnismauern. Ich hatte aber einen sehr interessanten Mitgefangenen, dessen Betrügereien Abdullahi und anderen gegenüber indirekt zu meiner teilweisen Befreiung führten. Viele Generationen noch werden an der Gordonschule lehren müssen, bis sie aus den Sudanesen den Glauben an „Jinns“ (Geister, Gespenster, Feen) werden vertreiben können. Ebenso fest glauben sie auch an übernatürliche Kräfte, die einzelnen Individuen und ganzen Gemeinschaften eigen sind. Ihr Glaube daran ist trotz der vielen Schwindeleien nicht geschwunden, sodaß es nicht zu verwundern ist, daß der Mahdi viele Nachahmer seiner Wundertaten fand, und je mehr Versuche, aus Sand Pulver, aus Staub Blei und aus gewöhnlichen Metallen Edelmetalle herzustellen, den Zauberern mißglückten, um so mehr erhoffte man vom nächsten Hexenmeister, der sich zeigte.

Ein Mann namens Schuenbo von den Fellati (in der Nähe des Chadsees) hatte in Omdurman ein gutes Geschäft damit gemacht, daß er die Leute veranlaßte, ihm Kupfermünzen zu geben, die er in Silber verwandeln wollte; er hatte seine Dienste auch Wad Adlan angeboten, aber da der Bet el Mal schon Tausende von Talern durch derartige Leute verloren hatte, ließ sich Adlan nicht auf Unterhandlungen mit ihm ein. Nach dessen Tode wandte sich Schuenbo an den Kalifen und den Bet el Mal, und als der Kadi sich

nach seinen Fähigkeiten erkundigte, erklärte er, daß er die Finns beherrsche, die für ihn das Kupfer in Silber verwandeln. Darauf erschienen aber verschiedene Leute vor dem Kadi und sagten aus, daß Schueybo sie betrogen, das Kupfer nicht in Silber verwandelt, sondern ihr Geld noch behalten habe. Schueybo entschuldigte sich aber damit, daß in den betreffenden Fällen die Finns nicht gewirkt hätten, weil die Kläger zu wenig Vertrauen in sie hatten, und sie die Geister bei der Arbeit hatten belauschen wollen, daß die Finns niemals in Gegenwart Fremder arbeiteten, und daß nur er zugegen sein dürfe, wenn die Verwandlung der Metalle vor sich ging. Darauf erhielt er zirka hundert Taler in Kupfermünzen und Räucherwerk, Spezereien, Gewürze zc., welches ebenfalls ungefähr den Wert von 200 Talern hatte, auf Anweisung des Kadi aus dem Bet et Mal. Die Spezereien und Gewürze sollten die erzürnten Finns wieder günstig stimmen, und der Kalif befahl, daß das Hexenwerk im Saier ausgeführt werden sollte, da dort Idris genau darauf achten könne, daß der Zauberer nicht gestört werde. Er bekam eine einzeln stehende Hütte und fing auch gleich mit seinen Beschwörungen und Räucherungen an. Idris und einige Gefangene durften zusehen, wie die Münzen in die Erde vergraben wurden, denn die Geister waren gnädig gewesen. Eine Viertelstunde lang dauerte nun der Zauberspruch, der jedenfalls Schueybo und seinen Geistern ebenso unverständlich war als uns. Jeden Tag wurde bis zum Mittag des folgenden Freitag die Beschwörungsformel wiederholt, da um diese Zeit die Geister jede fertige Arbeit ablieferten. Freitag Mittag gingen alle zu Schueybos Hütte, und nachdem die Erde entfernt war, waren sie überzeugt, anstatt der Kupfermünzen silberne Taler zu finden, aber nur die Hälfte der Münzen war verwandelt, was Schueybo dadurch erklärte, daß die Geister Hunger gelitten hätten. Sie mußten also gefüttert werden, doch durfte man ihnen nicht grobe Nahrung wie Affeeda geben, sondern gebratene Hühner, Tauben, Weißbrot, Milch und Eier zc. Wir durften auch nicht zusehen, wenn sie ihre Mahlzeit hielten, doch sahen wir später die abgenagten Hühnerknochen und Eierschalen. Trotzdem war aber etwas noch nicht in Ordnung, denn am folgenden Freitag waren alle Münzen unverwandelt geblieben; weil Schueybo jedenfalls seinen Vorrat an Talern erschöpft hatte. Als Idris mich auf Anraten des Kadi um meine Meinung fragte, weil Schueybo noch weitere Versuche anstellen wollte, sagte ich, daß bei mir zu Hause die kleinen Kinder schon solche Betrügereien nicht glaubten, und daß der Kadi, wenn er doch sein Geld los sein wolle, besser damit die halbverhungerten Leute speisen sollte. Ich weiß nun nicht, ob ihn meine Antwort ärgerte oder der Betrug, dessen Opfer er gewesen; kurz, Schueybo wurde tüchtig durchgepeitscht, gab aber keinen Schmerzenslaut von sich, sondern lachte Idris

noch ins Gesicht und forderte ihn auf, stärker zuzuschlagen. Nachdem das Prügeln vorbei war, sagte er, daß seine Silbergeister zwar ohne seine Schuld weggeflogen seien, daß aber die Geldgeister ihm zu Hilfe gekommen seien und sich zwischen ihn und die Peitsche gestellt hätten.

Jdris, von dessen Aberglauben ich schon früher gesprochen, war wieder gleich gewonnen, als ihm Schuenbo vorflunkerte, er könne aus Blei Gold



Alle waren überzeugt, anstatt der Kupfermünzen silberne Taler zu finden.

machen; der Nebbi Rhiddr mußte wieder zu Hilfe kommen und die Gefangenen ihren Teil entrichten. Mit diesem Geld errichtete er im Hause von Wad Farag, der für einen Sohn des Jdris galt, ein besonderes Laboratorium für Schuenbo, und dieses wurde mit verschiedenen Tiegeln, zwei sudanesischen Blasebälgen, einigen Sklaven zur Bedienung, einem Haufen Blei und verschiedenen Paketen mit Spezereien, Pulver zc. aus der Apotheke des Bel el Mal versehen. Als das erste Blei geschmolzen war, machte Schuenbo Farag, der ihn überwachen sollte, damit nicht etwa das geschmolzene Gold in die Taschen

Neufeld, In Ketten des Kalifen.

des Künstlers verschwinde, auf die röllliche Färbung der Masse aufmerksam, und Farag glaubte nach dem, was er gesehen, natürlich nun auch, daß das Wunder sich vollziehe, und entfernte sich, während Schueybo eine weitere Zauberformel murmelte. Als er wieder eintrat, sah er in den Tiegeln eine glänzende, gelbe Masse, von der starke Dünste aufstiegen; er mußte aber schnell den Tiegel wieder zudecken und sich mit Schueybo entfernen, damit die Finns ungestört arbeiten und das Metall auskühlen können. Farag meldete Jdris und dem Kadi nun, daß die Verwandlung des Bleies in Gold tatsächlich stattgefunden, da er selber das Gold gesehen habe. Der Kadi war aber doch im Zweifel und wollte, da die Sache Jdris allein anging, den Effekt des Prozesses nicht mit ansehen. Als man nun annehmen konnte, daß das Werk vollendet sei, gingen Jdris, Farag und Schueybo nach dem Laboratorium — aber, o Jammer! die Tiegel waren leer. Schueybo klagte nun Farag an, daß er das Gold gestohlen habe, und es erhob sich ein wütender Streit. Das Gefängnis und die Gefangenen wurden durchsucht, und da man das Gold nicht fand, wurde Farag geprügelt, um anzugeben, wo das Gold versteckt sei. Jdris wollte noch einen Versuch wagen, aber während des ganzen Vorganges dabei sein; als die Finns ihre Hilfe versagten, wurde Schueybo geprügelt. — Man sollte nun annehmen, daß die Leute nach diesen Erfahrungen hinter seine Schliche gekommen wären, davon aber war keine Rede, er sammelte und bekam Geld, sodaß er hin und wieder einem der früher Geprellten einen Taler von einem der später Geprellten abgeben konnte. Man klagte ihn nachher aber doch an, er wurde verschiedene Male geprügelt und starb schließlich im Gefängnis.

Während Schueybo an seinen alchimistischen Betrügereien arbeitete, kam ein alter ägyptischer Doktor Hassan Zecki, der Verwalter der medizinischen Spezereien des Bet el Mal war, wegen der an Schueybo gelieferten Tropfen in den Saier. Er kannte mich bei Namen, da ich als ein „Medizinmann“ galt und ihm oft Notizen in bezug auf die Medikamente, die ich brauchte, schickte; ich kannte die arabischen Bezeichnungen nicht und gab daher bei den mir bekannten Medikamenten die lateinischen Namen an. Daraus muß Zecki geschlossen haben, daß ich Chemie studiert habe. Sein Assistent Said-ahdel-Bohatt war damals in Khartum gewesen und hatte versucht, dort Salpeter zu gewinnen, und Zecki fragte mich nun, wie man denselben in Europa gewinne; aber ich hatte nur die Salpeterkristalle gesehen, die in den Laboratorien der Universität gewonnen werden, und hatte keine Erfahrung über die Massengewinnung des Salpeters zu Handelszwecken. Ich erklärte Zecki das wenige, was ich wußte, in bezug auf die Prüfung der Kristalle und wurde drei Tage später zu meinem größten Erstaunen vor Jagub gerufen, um ihm die Sal-

peterfabrikation zu beschreiben. Der neue Amin von Bet el Mal — El Nur el Garfawi — kam nach Sonnenuntergang in den Saier und führte mich zum Hause Jagub's. Auf dem Wege überlegte ich schnell, was zu tun sei; sagte ich, daß ich die Arbeit nicht tun könnte, dann würde man mir nicht glauben und ich würde zur Strafe geprügelt und schwerer gefesselt werden;



Als Wad Sarag wieder eintrat, sah er in den Tiegeln eine glänzende, gelbe Masse, von der starke Dünste aufstiegen.

versprach ich es dagegen zu tun, so konnte ich sicher auf Befreiung aus dem Gefängnis rechnen.

Nach einer langen Unterredung mit Jagub wurde nun beschlossen, daß ich drei große Wasserbehälter von sechs Fuß Länge und vier Fuß Tiefe konstruieren sollte, in denen die salpeterhaltige Erde mit Wasser ausgelaugt würde, die Lauge sollte dann zum Verdunsten der Luft ausgesetzt werden. Da ich glaubte, daß ich diese Reservoirs selbst machen müßte, deutete ich darauf hin, daß ich dazu ohne Ketten sein müßte, und so wurde ich denn am folgenden Morgen zum Amboß gerufen, die schweren Ringe, die die Eisen-

reisen hielten, wurden geöffnet und die schweren Fußschellen, die ich trug, durch leichte Ketten von einem der Dampfer Gordons ersetzt. Ich war selbst für diese Erleichterung dankbar, denn dadurch wurde das Gewicht, das ich sonst an den Füßen trug, um 15—20 Pfund verringert. Bewaffnete Wächter führten mich zum Nil, wo die Emirs Jagub, Ahmed Fedeel — der nun mit dem Kalifen Unruhen machte, — Hamad'na Allah, der alte Wafael von Zobheir Pascha und zwanzig bis dreißig Arbeiter mit Material für die Reservoirs mich erwarteten, denn die Befehle des Kalifen wurden sofort ausgeführt.

Vier Jahre hatte ich in der schlechten Luft des Saier zugebracht und man kann sich denken, wie ich mich über die zwei Stunden Reise nach Halsefeh freute. In Halsefeh kam uns zuerst El Fiki Amin, ein Fellate, entgegen, der die Arbeit leiten sollte. Er verbarg sein Mißvergnügen, daß ich zu Rat gezogen worden, durchaus nicht, weil er sich dadurch zurückgesetzt fühlte. Er zog den Salpeter aus der Erde, indem er das Wasser auf die Erde goß, die sich in durchbrochenen Krügen befand, die mit leichtem Strohgeflecht ausgefüttert waren. Die Flüssigkeit sickerte hindurch und wurde dann aufgeköcht, so daß man die Kristalle erhielt. Es war eine sehr einfache Methode, aber er bekam doch eine ziemliche Qualität „Nadeln“ Kristalle heraus.

Yacoub befahl mir, Salpeter zu suchen, und als ich zu einem feuchten, dunklen Fleck kam und die Erde anfühlte, war ich überzeugt, hier etwas Salpeter zu finden. Ich mischte etwas Erde mit Wasser, goß die Lösung in einen Kaffeetopf und ließ sie kochen, goß dann noch mehr von der Lösung hinzu und das Wasser war nach zwei Stunden verdunstet und ich hatte einen kleinen Niederschlag von dünner, sirupartiger Konsistenz in meinem Topf. Ich goß denselben auf einen gebrannten Ziegel, die Feuchtigkeit wurde aufgesogen und die Kristalle blieben zurück und verbrannten, sobald man sie auf heiße Kohle legte.

Daraufhin nahm ich etwas Erde, trocknete sie, rieb sie fein, schüttete sie in das Feuer und die zischenden und manchmal farbigen Funken bewiesen den Umstehenden, daß ein neuer, wertvoller Stoff entdeckt worden war. Hamad'na Allah wurde gleich an den Kalifen geschickt, um ihm die Sache mitzuteilen. Während seiner Abwesenheit suchte der Fellate Jacoub zu überzeugen, daß das Verbrennen der Kristalle kein Beweis dafür sei, daß sie aus Salpeter bestehen, und daß ich daher noch ein Quantum produzieren sollte, das Becki und dem Griechen Perdikaki, dem Schießpulverfabrikanten des Kalifen, vorgezeigt werden sollte. Hassan Becki kam nach Halsefeh, um die Kristalle zu prüfen, hielt sie für gut und Perdikaki schickte einen seiner Angestellten, einen Griechen her, der aber die Sache nicht beurteilen konnte und



Moussa Daoud El Kanaga.

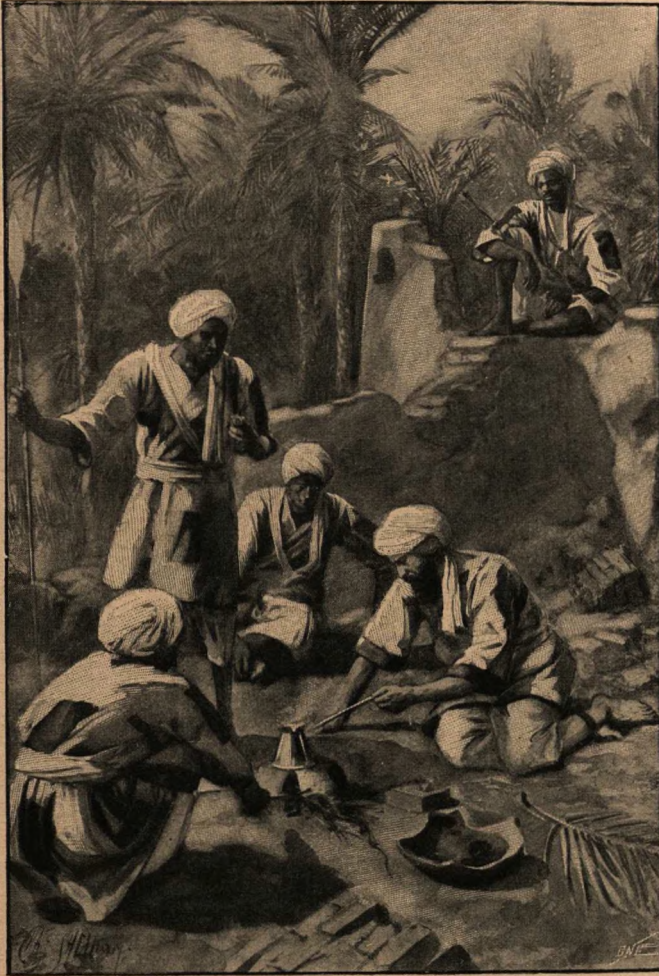
Ein Führer.

die Kristalle Perdikaki überbrachte. Sein Urtheil lautete, daß sie wertlos seien, man mich aber nicht ins Gefängnis zurückschicken solle, da er zugeben müsse, daß sie unter bestimmten Verhältnissen doch zu verwerten wären, daß man mich aber dazu anhalten solle, den Salpeter in „Nadeln“ statt in Körnern herauszubekommen.

Als Hassan dem Kalifen vorstellte, daß ich einige große Töpfe brauche, schickte er mir eine gewisse Anzahl Kupferkessel und eine Feldbadewanne, wie sie die Offiziere benutzten. Die letztere muß aus Hicks Paschahs Armee oder von Khartum herkommen. Der Fellate wurde immer mürrischer und da Jacoub wußte, daß der Kalif von dem Fellaten abhängig war — scheinbar war er und seine Leute die einzigen, die überhaupt etwas von der Salpetergewinnung verstanden —, wollte er den Mann nicht verletzen und fragte mich, ob ich denn nicht auch anderswo Salpeterlager finden könne. Ich schlug vor, daß man mehr nach Norden hin suchen könnte, aber das paßte ihm nicht, da es eine Stelle in der Nähe von Omdurman sein sollte, wo man mich leichter bewachen konnte. Dann schlug ich Khartum vor, aber davon wollte der Kalif nichts wissen, da man mich dann hätte dort unterbringen müssen. Die schließliche Entscheidung des Kalifen hing wahrscheinlich mit der Nachricht zusammen, die mir Hassina zwei Wochen nach meiner Ueberfiedelung nach Galfeyeh brachte, daß unser Kind Makkieh gestorben sei; denn nun dachte er, daß mich nichts mehr im Sudan zurückhalte und daß ich in Khartum besser bewacht werden könne. Es tat mir nicht leid, Galfeyeh zu verlassen, denn obschon mir der Ort leichter Gelegenheit zur Flucht geboten hätte, so hatte ich in dem Fellaten einen so erbitterten Feind, der mich beständig beobachtete, daß ich sicher war, daß er jeden Fluchtplan im Keim erstickt haben würde, denn es konnte kein einziger der Führer auch nur einen Augenblick allein mit mir sprechen.

Hamad'ne Allah wurde zum Direktor der Salpeterwerke zu Khartum gemacht, Abd el Wohatt war sein oberster Untergebener und ich hatte unter diesem zu arbeiten. Bei meiner Ankunft in Khartum im Januar 1891 wurde ich Khaleel Hassanein, dem Direktor des Arsenal's übergeben, und die drei bürgten mit ihrem Leben für mich. Wohatt wohnte in der Missionskapelle und ich wurde im Zimmer des Priesters untergebracht. Es waren keine Fenster, keine Türen, kein Metall, kein Schmuck mehr da, jedes Splitterchen Holz war verschwunden, und es war fast eine vollständige Ruine; der Garten aber war herrlich imstande, die Datteln, Feigen, Orangen, Linden und Gemüse aus demselben wurden für den Bet el Mal verkauft. Als Wohatt seine Lagerstätte herrichten wollte, stand ihm der Altar im Wege, und er versuchte zwei- oder dreimal vergeblich, ihn fortzuschaffen, da es ihm aber nicht gelang,

benutzte er ihn als Ruheplatz für das Hausgeflügel, und die Hähne krächten und die Hennen brüteten vergnüglich ihre Eier darauf aus.



Ich mischte etwas Erde mit Wasser, goß die Lösung in einen Kaffeetopf und ließ sie kochen.

Als wir daran gehen mußten, die Reservoirs zu bauen, wollte Hamad'ne Allah und Bohatt das Material dazu von den Mauern des Missionsgebäudes nehmen, ich hielt sie aber davon zurück, indem ich ihnen vorstellte, daß es besser wäre, unsere Wohnflätte auszubessern, als sie noch weiter zu zerstören.

da wir doch durch die vierzig bis fünfzig Sklaven, die wir zur Verfügung hatten, das Material herbeibringen lassen konnten. Während die Konstruktion der Reservoirs vorwärts ging, hatten wir in unseren Kesseln, die wir von Halseyeh mitgebracht hatten, Salpeter auszukochen. Wir produzierten in den sechs Monaten, die verflossen, ehe die Reservoirs fertig waren, durchschnittlich 4–5 Pfund täglich. Berdikafi wollte aus dem Produkt unserer ersten Ausbeute Schießpulver machen, aber es gelang ihm nicht. Der gute Mann mischte es mit Pulver, das von der alten Regierung noch übrig war, und ließ uns nochmals warnen und ermahnen, gute Ware zu liefern. Mein Vorgesetzter, Abd el Bohatt, war der Schwiegersohn von Ali Khaater, dem Direktor des Arsenal, und an ihn gelangte unser Salpeter zuerst. Da ihm Berdikafi von der schlechten Qualität desselben gesprochen, wurde ihm Angst um seinen Schwiegersohn, und er mischte unter unsere zweite Lieferung ebenfalls Salpeter, das er noch von der alten Regierung her in seinen Speichern hatte, so daß es nicht ganz rein war; es wurde aber doch angenommen, obschon sich Berdikafi wieder beklagte. Das Pulver, das daraus gemacht wurde, explodierte wenigstens, ließ aber 25 Prozent Asche zurück. Als der Fellate von dem Erfolg hörte, kam er nach Khartum, um die Sache selbst in Augenschein zu nehmen, denn man glaubte, daß das Geheimnis, reine Kristalle hervorzubringen, einzig nur Fellaten bekannt sei, was für den Sudan auch tatsächlich der Fall war. Er erklärte wieder, daß die Kristalle für den Zweck, zu dem der Salpeter verwendet werden sollte, nicht tauglich seien, da aber Abd el Bohatt in der ägyptischen Armee Verteiler gewesen, hielt man ihn für einen Chemiker, ich galt als „Medizinmann“ und wir blieben Sieger. Der Fellate wandte sich an Berdikafi, fand aber keine Fürsprache. Berdikafi sollte sich aber nicht lange mehr über seinen Rivalen im Salpetermachen ärgern, denn ungefähr sechs Jahre nach Gordons Tod explodierten einige Pulvergefäße in seiner Werkstatt und töteten ihn.

Gegen Juni oder Juli 1891 waren unsere Reservoirs fertig und wir produzierten in zwei Monaten etwa fünf bis sechs Zentner Kristalle, mußten dann aber wegen der Regenzeit die Arbeit einstellen. Diese Kristalle wurden mit derselben Quantität guter Kristalle aus den Vorratskammern vermischt und zu der Pulverwerkstätte geschickt. Der Kalif hatte zwar damals durchaus keinen Mangel an Pulver oder Material zur Fabrikation desselben, auch hatte er, ohne daß es in der Stadt bekannt war, große Pulvervorräte zur Reserve aufgespeichert, und um die Reservelager nicht anzugreifen, verbrauchte er in gewöhnlichen Zeiten nur das Pulver, das fabriziert wurde.

Nach dem Tode Berdikafis kamen Hassan Hosna, ein Kirkassier und, wie ich glaube, ein ehemaliger Offizier der alten Armee, und Abdes Semmier,

der früher bei der Ordonnanzsektion der alten Armee bei Raffala gestanden, als Leiter an die Pulverfabrik. Als sie unsere Mischung zur Bereitung von Schießpulver verwenden wollten, geschahen seltsame Dinge. Nachdem einige,



Ich fragte die Boten, wozu denn die Puzstöcke da seien.

mit diesem Pulver gefüllte Patronen abgeschossen waren, waren die Läufe mit einer dicken, weißlichen Asche verstopft; man stellte uns zur Rede und brachte uns die Gewehre zur Ansicht nach Khartum, worauf ich die Boten fragte, wozu denn die Puzstöcke da seien? Als man mir antwortete, zum Reinigen der Läufe, fragte ich weiter, ob es denn nicht weit besser sei, wenn

eine weiße Asche, die man leicht sehen und entfernen könne, zurückbleibe, als wenn eine schwarze zurückbleibe, die man nicht sehe. Aber meine Vorstellungen nützten diesmal nichts. Wohatt drückte die Vermutung aus, daß wir vielleicht auf schlechte Salpeterlager gestoßen seien, und daß wir uns besser anderswo zur Arbeit niederlassen sollten. Es wurde aber in keiner Weise eine Veränderung vorgenommen und wir arbeiteten weiter. Einige Monate später aber kamen große Mengen von Salpeter und gutem Pulver von Darfur, von Oberägypten und über Suakim herein, und Khaater brachte unsern Salpeter in seine Vorratskammern und verwendete zum sofortigen Gebrauche die importierten Vorräte. Man glaubte aber, daß das Pulver von Suakim und Oberägypten in den Lagerhäusern liege, und als dann einige Soldaten durch Explodieren von Patronen das Augenlicht verloren, wurde uns der Vorwurf gemacht, daran schuld zu sein. Nochmals wurden wir zur Rede gestellt, und man sagte uns, daß die Kugeln den Lauf nicht verlassen und daß die Verschlußstücke abspringen. Wie sich auch der Kalif zu der Sache stellte, das Resultat war, daß Wohatt zu Uti an den blauen Nil geschickt wurde, wo eine gewisse Anzahl Fellaten unter ihm arbeiteten, so daß er regelmäßig bedeutende Mengen „Nadeln“ nach Omdurman schicken konnte. Ich blieb in Khartum zurück und mußte wie vorher mein schlechtes Material verarbeiten. Abd el Wohatt ist jetzt in Kairo und sagt mir, daß unser kostbares Produkt — ungefähr zwei Tonnen Salpeter — noch unbenützt in den Vorratskammern von Omdurman liege. Khaleel Haffanein und Ali Khaater leben noch und würden ohne Zweifel lachen, wenn sie die Legende hörten, wie ich „für den Kalifen das Pulver fabriziert habe, mit dem er die englischen Soldaten niederschließen sollte“, besonders da ich die Verwendung von Holzasche untersagte, und da, wie ich später erfuhr, gerade die Fellaten durch diesen Zusatz den Salpeter reinigten.

Während ich im Missionshause in Khartum wohnte, kam Pater Ohrwalder zwei- oder dreimal, mich zu besuchen, und zum letztenmal zwei Monate vor seiner Flucht. Wir saßen zusammen, plauderten von alten Zeiten, bedauerten uns gegenseitig um unseres harten Loses willen und ließen ganz zaghaft den Gedanken durchblicken, daß es uns doch vielleicht noch einmal gelingen wird, zu entfliehen, feste Fluchtpläne haben wir aber nie besprochen. Pater Ohrwalder wußte, daß ich durch Griechen hatte Briefe schreiben lassen, aber über meine Pläne wußte er nichts. Jetzt scheint es mir seltsam, daß wir solche Pläne nicht offen besprachen, und doch kann man sich eigentlich nicht darüber wundern. Wir führten eben alle jahrelang ein Leben voll Mißtrauen und Täuschung, wir täuschten andere und täuschten uns selbst, man traute tatsächlich keinem, und der Betrug wurde so zur zweiten Natur,

daß Wahrhaftigkeit, Ehre und Moral — Moral, wie sie in Europa gepredigt wird — fast ganz verschwanden. Als ich von Pater Ohrwalder's Flucht hörte, kam mir plötzlich der Gedanke, daß die Führer, die ich zu meiner Flucht hatte verwenden wollen, wahrscheinlich, da sie mich völlig aufgegeben hatten, ihm geholfen haben. Ich fluchte ihnen allen von ganzem Herzen, wünschte aber doch nicht, daß sie eingefangen werden. Es hätte auch nichts genützt, wenn ich diesen Wunsch gehegt hätte. Es gab keine andere Hilfe, als die des Geldes, durch das man sich in der Wüste Relaisposten von Kamelen verschaffen konnte; die Führer mußten nur dafür sorgen, daß man nicht an menschlichen Niederlassungen vorbei kam, und kein Verfolger konnte die Flüchtlinge einholen, die erst einmal den ersten Relaisposten erreicht, wenn auch seine Kamele noch so schnell liefen. Der Flüchtling konnte doppelt so rasch vorwärts kommen. Die Nachricht von seinem Entweichen verbreitete sich doch meistens erst, wenn er schon einen guten Vorsprung hatte, und wenn er unterwegs jemanden traf, so hatte der Taler auf jenen denselben Einfluß, den er in Amerika hat, und schloß sich die Zunge nicht durch Geld, so schloß sie sich durch einen Pistolenschuß. Außerdem waren doch immer noch tausend Chancen gegen eine, daß der Verräter mit seiner Meldung zu spät kam, und während die Verfolger sich bei jeder menschlichen Behausung aufhalten mußten, um Nachfrage zu halten, wurde die Entfernung zwischen Verfolger und Verfolgten immer größer.

Achtzehntes Kapitel.

Geschieden und verheiratet.

Ich sollte noch mehr Unannehmlichkeiten haben, denn Hassina, die nach dem Tode des Kindes zuerst angefangen hatte zu betteln, legte sich nun noch aufs Stehlen. Sie übte ihr Talent namentlich an meinen Freunden aus, denn sie wußte wohl, daß jene sie um meinetwillen nicht verfolgen würden. Endlose Klagen wurden mir hinterbracht und man riet mir, mich von ihr los zu machen, was ich aber ohne die Einwilligung des Kalifen nicht tun konnte, weil sie mir von diesem überwiesen war. Ich mußte mir auch überlegen, was für einen Scheidungsgrund ich angeben wollte, denn hätte ich die Wahrheit gesagt, so wäre sie gesteinigt, verstümmelt oder ins Gefängnis gesteckt worden, und das wollte ich ihr nicht antun, trotzdem sie in jener Zeit sehr schlecht war. Ich bekam monatlich zehn Taler und ließ meinen Freunden sagen, daß ich so viel ersparen wolle als möglich, um ihre Verluste damit zu decken, und daß ich auch gleichzeitig versuchen wolle, Hassina wieder auf bessere Wege zu bringen. Meine Freunde warnten mich, daß ich leicht als Mitschuldiger von Hassina vor den Kadi geführt werden könnte, und da dieser nicht mein Freund sei, er mich sicher wieder ins Gefängnis schicken würde, was jede Aussicht auf Flucht vernichtet hätte.

Als Nahoum Abbajee, mein bester Freund, bei der Hochzeit seines Sohnes Yousef ein großes Fest gab, wurde Hassina auch eingeladen und stahl bei dieser Gelegenheit alle Löffel, Messer und Gabeln, bevor das Fest begann, sowie Kleidungsstücke, die andern Gästen gehörten, und verkaufte alles auf dem Markte. Nahoum konnte allenfalls noch ein Auge zudrücken, wenn sie sein Eigenthum forttrug, aber seine Gäste konnte er nicht bestehlen lassen, und

ließ mir deshalb sagen, daß ich sie sofort los werden müsse. Ich ließ Hassina nach Khartum kommen, machte ihr bittere Vorwürfe und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Hamad na Allah, so daß er mich nach dem Grunde dieser beständigen Streitereien fragte. Da mußte ich ihm gestehen, daß Hassina sich nicht so betrug, wie sie sollte, und bat ihn, mir zu helfen, indem er den Emir Jacoub als Mittelsperson benützte, daß der Kalif mich von dieser Frau scheide; Abdullahi war gnädig, gestattete die Scheidung und sagte, daß er



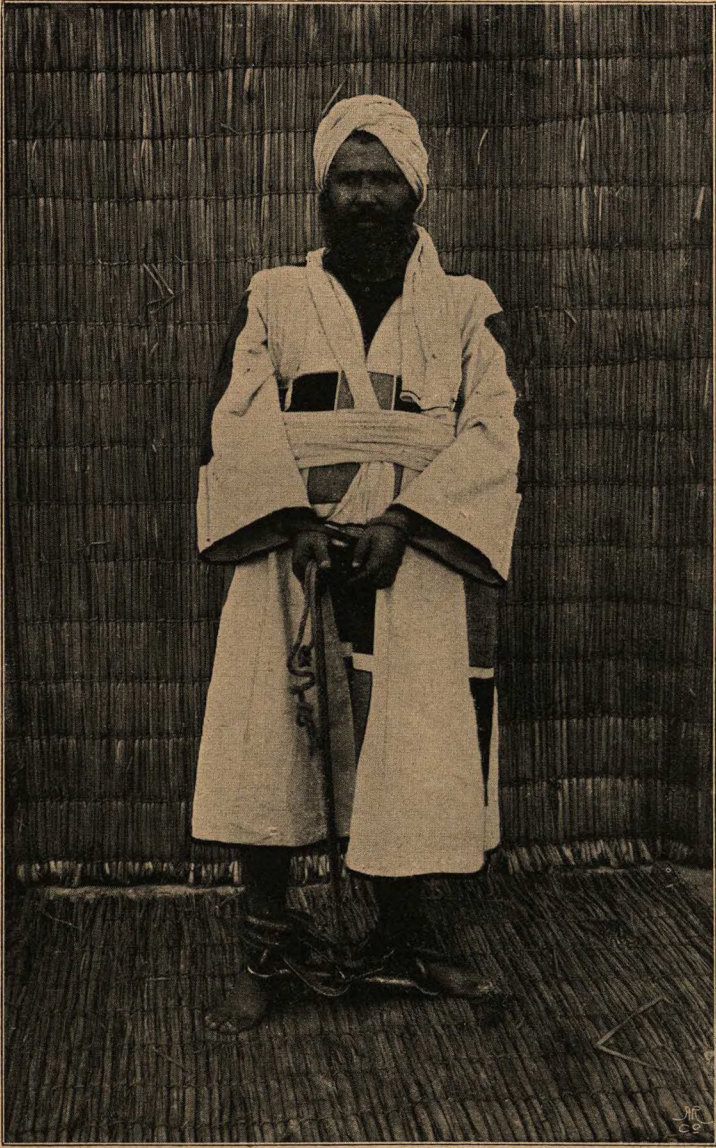
Hassina stahl bei Gelegenheit eines Festes alle Löffel, Messer und Gabeln, bevor das Fest begann.

eine andere Frau für mich auswählen wolle. Das war gerade das, was ich am wenigsten wünschte; ich rechnete auf die Rückkehr der Boten, und wenn ich keine Frau bei mir hatte, so hätte ich doch allenfalls eine ganze Nacht frei gehabt, in der keiner mein Entweichen bemerkt hätte, und einige Stunden gewonnen, was für mich sehr viel bedeutete, denn Hamad na Allah würde zuerst jeden Winkel durchsucht haben, bevor er gewagt hätte, dem Kalifen meine Flucht zu melden.

Ich ließ Abdullahi danken und bat ihn, mich noch einige Zeitlang ohne eheliches Glück zu lassen; er entgegnete aber: „Sein Herz sei betrübt über

den Tod meines Kindes, keiner sei glücklich ohne Kinder, und er wünsche, daß ich glücklich sein und alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen solle, die ohne Frau nicht denkbar seien. Wenn ich die Frau, die er mir zuweise, nicht annehmen wolle, so müsse er glauben, daß ich mich im Sudan und unter seinem Schutze nicht glücklich fühle.“ Er schickte mir eine lange Salbaderei, die damit schloß, daß er, da er gehört, daß ich zwei Monate lang krank gewesen sei, mir unbedingt zur Pflege eine Frau schicken müsse, und daß er zu diesem Zweck eine Tochter von Abd el Latif Terran ausgewählt habe. Damit war die Sache noch schlimmer, denn das Mädchen war, obgleich sie im Sudan aufgewachsen war und nur arabisch sprach, eine französische Untertanin, die Enkelin von Dr. Terran, eines Angestellten der alten Regierung. Sie war nur nominell Mohammedanerin und lebte im „christlichen Viertel“. Wenn in diesem Viertel Hochzeiten abgehalten wurden, so machte das Paar erst die mohammedanischen Ceremonien durch, dann traute sie Pater Ohrwalder später noch im geheimen. Ich sprach mit ihm über die Absicht des Kalifen, und da er wußte, daß ich schon verheiratet war, riet er mir, irgend einen Ausweg zu suchen. Indem ich mich auf Ausreden besann, die beim Kalifen wirken könnten, bat ich Hamad na Allah, dem Kalifen meinen Dank für seine Fürsorge auszusprechen und ihm mitzuteilen, daß das Mädchen, das er mir erwählt, von europäischer Herkunft und in den besten Verhältnissen aufgewachsen und daher gewöhnt sei, als Dame zu leben und bedient zu werden; mir würde sie nichts nützen, da ich jemand haben müsse, der mir koche und die Hausarbeit tue, der einkaufe und alle Arbeit besorge; deshalb solle er mir gestatten, eine Tochter des Landes zur Frau zu nehmen. Diese Antwort gefiel dem Kalifen, da er daraus schloß, daß ich tatsächlich zufrieden sei, und so beschäftigte er sich wieder mit der Brautsuche für mich. Wenn Abdullahi irgend einen Mann oder ein Mädchen zum Ehegatten irgend einer von ihm gewählten Persönlichkeit bestimmt, so darf dagegen kein Widerspruch erhoben werden. Da ich fürchtete, er werde mir jetzt jemanden aus seinem Harem schicken, bat ich Nahoum und einige andere Freunde, mir eine „Strohfrau“ zu verschaffen, die schon an Ort und Stelle wäre, wenn das Geschenk des Kalifen ankommen werde; so daß ich dann jene mit der Ausrede, daß ich schon verheiratet sei und nicht zwei Frauen erhalten könne, zurückschicken könnte. Nahoum fand eine Frau für mich und erzählte mir die folgende Geschichte von ihr.

Umm es Shole (die Mutter der Shole — diesen Namen hatte sie ihrem ersten Kinde gegeben) war Abessinierin und war von frühester Jugend in einer griechischen, in Khartum ansässigen Familie gewesen und dort erzogen worden. Als sie alt genug war, wurde sie mit dem Sohne des Hauses ver-



Fauzi Pascha als Derwisch.

heiratet. Als Khartum fiel, wurde ihr Mann und sieben männliche Verwandte in einer Hütte, in die sie sich geflüchtet hatten, niedergemetzelt, Umm es Shole wurde mit ihren drei Kindern dem Bet el Mal als Eigentum zugeteilt und kam von dort aus als Nebenfrau in den Besitz des Emirs der Gadaamah. Sie weigerte sich, die Vertraulichkeiten dieses Mannes zu dulden, und er quälte aus Zorn darüber ihre Kinder zu Tode. Da entfloß sie nach Omdurman und durch den Onkel des Mahdi Abd el Kader wurde ihre Sache vor Mohammed Ahmed gebracht. Als dieser ihre Geschichte hörte, stellte er ihr ein Dokument aus, daß sie, da sie einem freien Mann gehört und ihm Kinder geboren habe, auch eine freie Frau sei; damit sie aber nie als Sklavin angesehen werden könne, erklärte er in dem Dokument ferner, daß sie durch ihn „ateekh“ (befreit) sei. Als Abdullahi dem Mahdi in der Regierung folgte, befahl er, daß jede gattenlose Frau und jedes heiratsfähige Mädchen verheiratet werden müsse. Besonders lag ihm daran, daß aus dem „christlichen Viertel“ alle an den Mann kamen. Umm es Shole heiratete einen alten gebrechlichen Juden, den sie pflegte, bis er dann zwei Jahre später starb. Hierauf kehrte sie zu einer Verwandten ihres ersten Mannes zurück und erwarb sich und der alten Frau ihren Lebensunterhalt durch Kochen, Näh- und Hausarbeit.

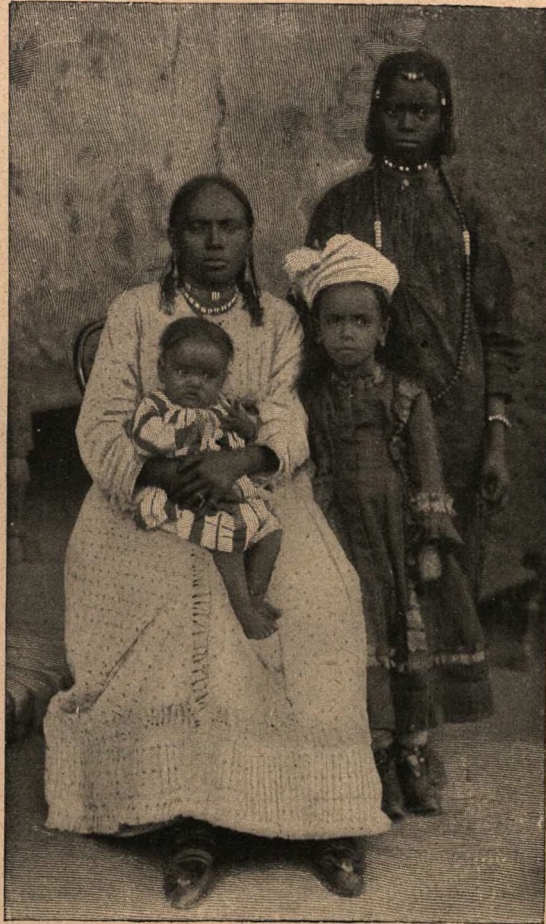
Das war die Frau, die meine Freunde für mich ausgesucht hatten, und ich nahm sie auch gerne an; als man ihr aber den Vorschlag machte, weigerte sie sich entschieden, sich nochmals zu verheiraten und erst, als man ihr sagte, daß ich krank sei und vielleicht bald sterbe, willigte sie ein. Ich mußte nun für einen „wakeel“ (Stellvertreter) sorgen, der mich bei der Trauung und den Festlichkeiten vertreten sollte. Nahoum hielt die Feier bei sich zu Hause, und meine Braut bereitete das Mahl. Nachdem die Festlichkeiten zu Ende waren, wurde Umm es Shole, die nun verheiratet war, nach Khartum begleitet, um zum erstenmal ihren Gatten zu sehen. Sie machte sich gleich an die Arbeit und fünf lange, mühselige Monate hindurch pflegte sie mich, bis ich wieder gesund war.

Hassina kränkte meine Ehe mit einer anderen natürlich ebenso bitter, wie die Scheidung, denn als Frau eines Europäers und angeblichen Generals hatte sie in Omdurman eine gewisse Stellung eingenommen, die sie auch auszunützen verstand. Als ich ihr die bei den Mohammedanern gebräuchliche und unwiderruflich gültige Formel: „Du bist geschieden“ sagte, erklärte sie, daß sie sich wieder Mutter fühle.

Einige Worte über Scheidungsangelegenheiten im Sudan — die Gebräuche sind im ganzen mit den im Koran niedergelegten Gesetzen identisch — können meinen Lesern eine Vorstellung davon geben, in was für eine Zwangslage mich die Erklärung Hassinas brachte.

Wenn eine Frau auf die Formel: „Du bist geschieden“ erklärt, daß sie sich Mutter fühle, so muß ihr Mann sie bis zur Geburt des Kindes bei sich behalten. Kommt ein Sohn zur Welt, so ist die Scheidung null und nichtig, ist es eine Tochter, so muß der Mann für die Frau während zweier Jahre und für das Kind bis zum siebenten Jahr sorgen, könnte sie auch, wenn er wollte, als Tochter beanspruchen.

War eine Frau zum erstenmal geschieden, so durfte sie sich nicht ohne die Einwilligung des Mannes wieder verheiraten; sie mußte vorher bei ihm anfragen, ob er sie zurückhaben wollte, denn die Scheidung erfolgt oft aus weit geringeren Gründen als Unverträglichkeit. Nahm der Mann sie zurück und ließ sich nochmals von ihr scheiden, so durfte sie ohne seine Einwilligung wieder heiraten, und wollte ihr Mann sie dann aber nochmals haben, so mußte er ihr, wie bei der ersten Hochzeit, ein Heiratsgut bezahlen. Ließ er sich ein drittes Mal scheiden und begehrte sie dann nochmals zurück, so mußte er dafür sorgen, daß



Umm es Shole.

sie sich zuerst mit einem anderen verheiratete und sich dann von diesem scheiden ließ, um zu ihm zurückzukehren. Europäern mag das sehr unmoralisch erscheinen, aber im Grunde kann man die Einfachheit dieses Vorgehens nur bewundern, besonders, wenn man bedenkt, wie viel häusliches Unglück damit vermieden wird. Es findet kein öffentliches Verhör der beiden

Parteien statt, keine interessanten Veröffentlichungen in den Zeitungen, man nimmt ein wenig Rücksicht auf die Mutter der Kinder, und ist sie vom rechten Weg abgegangen, so hängt man das nicht gleich an die große Glocke; die Ehe sowohl als auch die Scheidung ist eine Privatangelegenheit und die Gründe für die letztere sind jedermanns eigene Sache.

Ich habe die Frage der Scheidung ausführlicher besprochen, da Wiederverheirathungen unter all den vorerwähnten Voraussetzungen sehr oft stattfanden, so daß außer den nächsten Beteiligten kein Mensch sich mehr aus dem Wirrwarr der Verwandtschaftsverhältnisse herausfindet. Wenn die neue Regierung im Sudan Besitzansprüche zu regulieren haben wird, so wird sie vor lauter Rätseln stehen, denn dieselbe Frau kann die stolze Mutter der Erben von vier oder fünf verschiedenen Männern sein, und als Witwe und Mutter des Erben hat sie einen gewissen Anteil am Eigentum der Erben und wird die Rechte ihrer Söhne bis in den Tod verfechten.

Hassina konnte unmöglich in dem von ihr angegebenen Zustande sein, denn wir waren schon viel länger voneinander geschieden, als das Gesetz es vorschreibt. Ich mußte ihr sagen, daß, wenn sie sogar eine Jury zusammenerufen wolle, wie es Idris damals getan, sie mich doch nicht dazu bringen könne, irgend welche Verwandtschaft zu dem Kinde, das sie erwartete, einzugehen. Ich hätte ebensowenig wie bei Makkieh Veranlassung, das Kind anzuerkennen, im Gegenteil lägen die Verhältnisse nun gerade umgekehrt. Ich hätte aber, wenn es der Fall gewesen wäre, zwei Jahre für sie sorgen müssen, und wenn der Kalif mir sein Geschenk senden würde, wäre ich gezwungen gewesen, ihm zu sagen, daß ich mit meinen zehn Talern, die ich monatlich verdiente, unmöglich zwei Haushaltungen erhalten könne. Meine bestellten Führer würden mich mit zwei Frauen wiedergefunden haben, während sie die Fluchtvorbereitungen doch nur für eine berechneten. Dann würden sie wahrscheinlich die ganze Sache aufgeben, weil sie doch fürchten mußten, daß die eine oder andere meiner Frauen sie verraten werde, was natürlich sofortige Entthauptung bedeutete. Wenn ich Hassina bei mir behielt, so würde sie voraussichtlich auch bei Fremden stehlen, da die Häuser meiner Freunde ihr nun verschlossen waren, und daraufhin hätte ich wieder in den Saier zurückgebracht werden können; schickte ich sie fort, so würde sie meine Führer gleich nach ihrer Rückkunft nach Omdurman abfangen und unter Drohungen, meine Fluchtpläne zu verraten, darauf dringen, mit mir zu entfliehen. Die Sache war für mich sehr kompliziert, doch schließlich entschloß ich mich dazu, sie fortzuschicken und alles übrige dem Glück zu überlassen. Ich hoffte, sie werde sich in Omdurman irgendwie verheiraten und hätte sie dann nicht mehr zu fürchten brauchen. Hassina kam aber im Februar 1892, einige Monate nach

meiner Verheiratung mit Umm es Shole, zu mir zurück und brachte mir ein Bündelchen Menschenfleisch, einen kleinen Jungen, der ebenso wie Mattieh zu spät, aber doch 3—4 Monate früher als jene, zur Welt gekommen war.

Hassina empfand sicher für mich das, was im Sudan an die Stelle der Liebe tritt, sie hatte mir bei der Gefangennahme das Leben gerettet, hatte mich während meines Typhusanfalles gepflegt, wie eben nur eine Frau pflegen



Fünf lange, mühselige Monate hindurch pflegte mich Umm es Shole.

kann, und hatte mich während der Hungersnot vor dem Hungertode bewahrt; ich vergaß ihr das auch nicht, konnte aber gleichfalls nicht darüber hinwegkommen, in welcher großen Gefahr sie mich gebracht hatte, und wenn es einerseits erscheinen könnte, als hätte ich ihr gegenüber unrecht gehandelt, so muß man andererseits bedenken, daß auch im Sudan das Gesetz der Selbsterhaltung das oberste ist. Ich unterhielt Hassina fast zwei Jahre lang, bis ihr Kind starb. Sie verließ Khartum, wo ich noch als Gefangener zurückbleiben mußte, und ging ganz zugrunde. Manchmal hörte ich von ihr und nach

meiner Befreiung im September hielt ich mich nur darum in Berber auf, um etwas über sie zu erfahren. Es gelang mir denn auch, sie in einer Lasterhöhle aufzufinden, und ich brachte sie anderswo unter. Einige Wochen später benachrichtigte mich aber ein Telegramm, daß sie entflohen und wieder zu ihrer alten Lebensgewohnheit zurückgekehrt sei.

Wahrscheinlich war meine Fürsorge für Hassina der Grund, warum man sich erzählte, ich habe sie nach Kairo gebracht, wo meine Frau mich erwartete, „nur um nach all den Jahren der Todesangst und des Leidens einer schwarzen Rivalin gegenübergestellt zu werden.“ Warum man mir meine Handlungsweise so falsch auslegte, kann ich nicht sagen. Ich habe mich doch nicht zu schämen, daß ich einen letzten — ich will nicht sagen einen allerletzten — Versuch machte, eine Frau zu retten, der ich so viel verdanke. Für diejenigen, die anders denken, sage ich, daß es nicht so leicht ist, sogleich wieder in europäische Gedankenrichtung hineinzukommen, wenn man zwölf Jahre in Ketten unter so ganz anderen Menschen gelebt hat; und im ganzen Sudan war kein Mensch so von aller Welt abgetrennt, wie ich.

Neunzehntes Kapitel.

Hoffnung und Verzweiflung.

Während ich noch im Saier war, schickten Mankarious Gffendi, Mohammad Fargoun und Selim Aly einen Mann aus dem Stamme der Ababdeh, Mohammad Ajjab, mit einem dreifachen Auftrag nach Omdurman. Er sollte erkunden, ob ich noch am Leben sei, sollte mir dann hundert Taler auszahlen und versuchen, meine Flucht zu bewerkstelligen. Als Ajjab nach Omdurman kam und zwei Stammesgenossen — Mohammad und Karrar Beyhir — nach mir fragte, rieten diese ihm, meinen Namen nicht auszusprechen, wenn ihm sein Kopf lieb sei. Sie konnten ihm nur sagen, daß ich noch im Gefängnis und in Ketten sei und jeden Augenblick enthauptet werden könne. Er erhielt dieselbe Antwort im Viertel der Muslimanieh, aber ein Grieche, den Ajjab nur bei seinem mohammedanischen Namen Abdallah kannte, erbot sich, ihm eine Unterredung mit meiner Dienerin zu ermöglichen. Da sich derselbe bereit erklärte, mein Vertrauensmann zu sein, übergab ihm Ajjab gegen Empfangsbescheinigung die hundert Taler und ließ mir durch Hassina seine Ankunft und den Zweck seiner Reise mitteilen. Der Empfangschein des Griechen wurde mir in einem Stück Brot eingeschmuggelt und Ajjab erhielt den Auftrag, meinen Freunden zu berichten, wie die Dinge lagen, und ihnen zu sagen, daß, so lange ich im Gefängnis selbst sei, jede Möglichkeit einer Flucht ausgeschlossen sei. Ajjab kehrte nach Assuan zurück, gab die Quittung ab, aber seine Auskunft vernichtete naturgemäß jedes weitere Bestreben, mir zu Hilfe zu eilen.

Als Pater Ohrwalder mit den zwei Schwestern und einer Negerin entflohen war, suchte Mankarious sogleich wieder nach einem zuverlässigen Boten,

der ermitteln sollte, ob meine Flucht denn wirklich unmöglich sei. Er dachte sich, daß, wenn Vater Ohrwalder mit drei Frauen habe entfliehen können, auch für mich, wenn ich nicht mehr im Gefängnis wäre, die Flucht möglich sein müsse, aber Leute, die den Sudan kannten, erklärten ihm, daß wahrscheinlich nach der Flucht des Vaters alle übrigen Gefangenen getötet oder wieder schwerer in Ketten geschlossen worden seien. Bis er jemanden finden konnte, der die Reise unternehmen wollte, vergingen Monate. Da endlich wurde er mit einem alten, wetterfesten Wüstenaraber handelseinig, und El Haj Ahmad Abou Hawanein wurde mit zwei Kamelen, Geld und Waren, die er unterwegs verhandeln sollte, abgeschickt.

Im Juni oder Juli 1894 kam, während ich in den Salpeterwerken arbeitete, Abou Rees, der in den Gärten der Mission beschäftigt war, zu mir und flüsterte mir zu, daß ein Mann im Garten sei, der mich sehen und sprechen wolle. Es war Hawanein. Da ich immer fürchten mußte, daß der Kalif mir Fallen stelle, fragte ich zuerst, was er von mir wolle, worauf er mir versicherte, daß er von Freunden geschickt sei, um mir zu helfen. Er hatte zwar keine Briefe mitgebracht, aber die Antworten, die er auf meine Fragen gab, beruhigten mich, und ich besprach die Fluchtpläne mit ihm. Er sagte, daß die Kamele, die er mitgebracht, für eine rasche Flucht nicht geeignet seien, und schlug vor, daß er nach Assuan zurückkehren wolle, um sich dort gute, flinke Kamele und Revolver zu verschaffen, die ich doch beim Entweichen aus Khartum aller Wahrscheinlichkeit nach nötig brauchen würde.

Bald nachdem Hawanein abgereist war, erschien Abdallah, der Kossignoli bei der Flucht geholfen hatte. Ahmed Wad el Feki, der in Marquets altem Garten beschäftigt war, bat darum, daß ich einen Kranken in seinem Hause besuchen dürfe, und als ich dorthin kam, stellte mir Feki einen jungen Mann vor, der mich, nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, ersuchte, morgen wieder zu kommen, da er mir einen Brief zu überbringen habe. Als ich wieder zu meinem „Patienten“ kam, erhielt ich von ihm ein Stück Papier, auf dem kaum leserliche Schriftzüge standen, die aber, wie er mir sagte, deutlicher würden, wenn ich das Papier erwärmte. Da im Sudan oft Wunden zc. ausgebrannt wurden, konnte ich, ohne Verdacht zu erregen, Holzkohle verlangen. Die Worte, die dann zutage traten, bewiesen, daß der Mann kein Spion war, sondern daß er wirklich aus dem ägyptischen Kriegs-bureau kam. Bevor wir aber weiter über die Sache sprechen konnten, näherten sich uns einige Männer, so daß ich die weiteren Verhandlungen auf meinen nächsten Krankenbesuch verschieben mußte, wo wir auch ganz ungestört waren und die Sache genau besprechen konnten. Wir konnten nicht daran denken, längs der westlichen Ufer des Nil zu entfliehen, weil wir dann durch Omdurman hin-

durch mußten und es fast unmöglich war, dabei nicht erwischt zu werden. Abdallah sollte deshalb nach Berber zurückkehren, wo er die Kamele und die Gewehre gelassen, und dann am östlichen Ufer des Nil entlang gehen, welchen Weg wir einschlagen mußten, wenn die Flucht wirklich glücken sollte. Während seiner Abwesenheit sollte ich Umm es Shole, die mit uns entfliehen sollte, wöchentlich ein paarmal zu ihren Freunden nach Halsefeh schicken. Ihre Besuche hatten einen doppelten Zweck, erstens sollten die Leute in Khartum und in Halsefeh sich an ihre Abwesenheit gewöhnen, und zweitens sollte sie, in ihren Kleidern verborgen, mir die versprochenen Revolver bringen. Sie und Abdallah wollten am Ufer des blauen Nil Wache stehen und meine Landung ermöglichen. Da ich in Ketten entfliehen mußte, konnte ich natürlich nicht schwimmen und mußte mich beim Durchqueren des blauen Nils auf die Holzstücke verlassen, die am Ufer herumlagen und die Kindern und Männern als eine Art Schwimmgürtel dienten, wenn sie im Nil badeten. Vielleicht half mir



Ich erhielt von meinem Patienten ein Stück Papier, auf dem kaum leserliche Schriftzüge standen.

auch noch die Strömung, ans andere Ufer zu kommen, oder irgend ein anderer Zufall. Abdallah ging weg und kam nie wieder. Ich hielt monatelang an unserer Verabredung fest, da der Plan, den ich mit Abdallah gemacht, dem Sawaneins sehr ähnlich war und ich wußte, daß er, wenn er in Berber keine Pistolen gefunden, bis zum ersten Militärposten zurückreisen müsse, um uns die Waffen zu beschaffen und die Kamele gegen schnellere

einzutauschen. Ich hatte ihm zwei Briefe mitgegeben, damit er sich den englischen Offizieren gegenüber legitimieren könne, daß er tatsächlich mir zu Hilfe kommen sollte, doch waren die Briefe derart abgefaßt, daß, falls sie in die Hände eines Emirs oder des Kalifen kämen, sie unentwirrbar für die Feinde gewesen wären. Jeden Tag schaute ich voll Herzensangst nach irgend einem der Leute aus, die mir zur Flucht helfen sollten.

Aus verschiedenen Gründen hielt ich es nach meiner Befreiung für geraten, mit Abdallah eine Unterredung zu haben; damit ich aber wisse, was von seinen Aussagen zu halten sei, ließ ich ihn auch durch andere fragen, warum er Rossignoli geholfen und mich trotz unserer Verabredung im Stich gelassen habe, und er erzählte folgendes:

Als er Kairo verließ, hatte er sozusagen zwei Aufträge; man hatte ihm dreihundert Pfund versprochen, wenn er mich rette und hundert Pfund, wenn er irgend einen der anderen Gefangenen befreite. Da er sah, wie schwer es war, meine Flucht zu bewerkstelligen, und auch erkannte, daß ohne rasche Kamele und gute Revolver für mich überhaupt nichts zu machen war, entschloß er sich, den andern Plan zuerst auszuführen, das heißt, die Flucht Rossignolis zu bewerkstelligen, denn jener war frei und konnte hingehen wo er wollte, ich dagegen war gefesselt und beständig bewacht. Statt daß nun Abdallah die nötigen Kamele gebracht hätte, half er Rossignoli auf einem Esel bis nach Berber zu entfliehen. In einiger Entfernung von Omdurman stieg Rossignoli von seinem Esel ab, legte sich auf die Erde und weigerte sich, von der Stelle zu gehen, da er zu müde sei. Als Abdallah ihn ermahnte, sich zusammenzunehmen, um die Reise fortsetzen zu können, erklärte Rossignoli, daß er von Abdallah in den Tod geführt würde und lieber wieder nach Omdurman zurückkehren wolle. Abdallah gab zu, daß er einige Augenblicke ganz verblüfft gewesen sei, denn nach Omdurman zurückzukehren, war für ihn Wahnsinn und sicherer Tod, und wenn er Rossignoli mitten in der Wüste liegen gelassen hätte, so würde ihm in Kairo niemand geglaubt haben, daß dieser selbst nicht weiter wollte. Er war sicher, daß man ihn beschuldigen würde, den Mann verlassen zu haben, und es war auch sehr wahrscheinlich, daß die Verfolger Rossignoli finden und dann ihn mit größter Wut verfolgen würden. Man kann die Art und Weise, durch die sich Abdallah aus der Sache zog, nur bewundern.

Ganz in der Nähe stand ein Baum, von dem er einen dicken Ast abschchnitt und Rossignoli so lange prügelte, bis er wieder zur Vernunft kam und seinem Führer aus Furcht gehorchte. Er setzte Rossignoli dann hinten auf sein Kamel und ritt mit ihm nach Berber. Statt daß sich nun Rossignoli verborgen hätte, wanderte er in der Stadt herum, traf Leute, die ihn



Neufelds Hütte im Gefängnis.

Vor dem Gefangenwärter der Ambos, auf dem die Ketten geschmiedet werden.

kannten, und erzählte diesen, daß Abdallah ihn fortbringen wolle, er aber lieber nach Omdurman zurückkehren möchte. Zum Glück konnte sich Abdallah durch die Geldgier der Eingeborenen retten, indem er die Leute durch Batschisch für einige Stunden zum Schweigen brachte. Mit größter Mühe kam er dann aus der Stadt hinaus und prügelte und schleppte mit noch weit größeren Schwierigkeiten Rossignoli nach Aegypten und in Sicherheit.

Das ist Abdallahs Erzählung; er versicherte mir und ich glaube ihm auch, daß er im Sinn hatte, sobald er Rossignoli abgeliefert haben würde, nach Revolvern und guten Kamelen zu suchen, um mich zu retten, so riskiert die Sache auch gewesen wäre; da aber Rossignoli in Berber seinen Namen verraten hatte, wußte er sicher, daß er von den Leuten des Kalifen schon an der Grenze abgefangen werden würde, und gerade so, wie er damals vernünftig gehandelt, als er Rossignoli durchgeprügelt, so handelte er auch jetzt klug, indem er sich mit seinen ehrlich verdienten hundert Pfund begnügte, statt um der vierhundert sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn er die Grenze überschritt.

Glücklicherweise war Rossignolis Abwesenheit nicht gleich bemerkt worden, trotzdem die Fußspuren von Eseln weit leichter zu verfolgen sind, als die von Kamelen. Der Kalif war über die Sache nicht besonders zornig, doch spernte er Mr. Cocorombo, den Mann der Schwester Grigolini, der früheren Oberin von Pater Ohrwalders Mission, für einen Tag ins Gefängnis, und ebenso Beppo, Rossignolis Laienbruder, der dann später nach Slatins Entweichen mein Gefängnisgenosse wurde.

Man könnte wirklich meinen, daß ich oder irgend ein Dramatiker die Hindernisse erfunden haben, die meiner Flucht immer wieder entgegenstanden. Am 25. Februar 1895 wurde ich ohne irgend welche Erklärung wieder so schwer mit Ketten beladen, daß ich mich kaum mehr bewegen konnte; man stellte mich auch im Hause des Sherif Hamadan, des mahdistischen Gouverneurs von Khartum, unter doppelte Bewachung. Zuerst vermutete ich, daß Hananein oder Abdallah gefangen worden seien und meine Pläne verraten haben, doch sagte man mir, daß meine Strafe mit der Flucht von Slatin zusammenhänge. Ich leugnete jede Kenntnis von den Vorbereitungen zur Flucht und erklärte, daß ich Slatin seit acht Jahren weder gesehen noch gesprochen hatte, wie meine Gefängniswärter beweisen konnten. Nicht etwa aus Gerechtigkeitsgefühl mir gegenüber, sondern um seine eigene Pflichttreue in der Bewachung meiner Person darzutun, nahm Hamadan bei dem Berhören meine Partei. Ich wäre wohl wieder frei gekommen, wenn nicht einige Tage nach Slatins Flucht Hananein zurückgekehrt wäre. Slatins Abwesenheit war erst nach drei Tagen dem Kalifen mitgeteilt worden, denn man

dachte, daß ihn Krankheit am Erscheinen auf seinem Posten verhindert habe. Am dritten Tag ließ Hajji Zobehir, der Chef der Leibgarde des Kalifen, nach ihm fragen, und da er mit der Antwort, die ihm gegeben wurde, nicht zufrieden war, benachrichtigte er den Kalifen und dieser ließ sofort Nachforschungen anstellen. Man fand in der Laufmündung eines Gewehrs einen



Abdallah prügelte Rossignoli so lange, bis dieser wieder zur Vernunft kam.

Brief an den Kalifen, der, nach den üblichen Begrüßungsformeln, folgendermaßen lautete:

„Zehn Jahre lang habe ich vor Deinen Toren gefessen, Deine Güte gegen mich war groß gewesen; aber jeder liebt seine Familie und seine Heimat, ich gehe hin, um sie wiederzusehen, aber ich bleibe dem wahren Glauben treu. Ich werde auch, wenn ich darum sterben sollte, nie Dein Brot und Salz verraten, ich tat Unrecht, daß ich wegging, ohne Deine

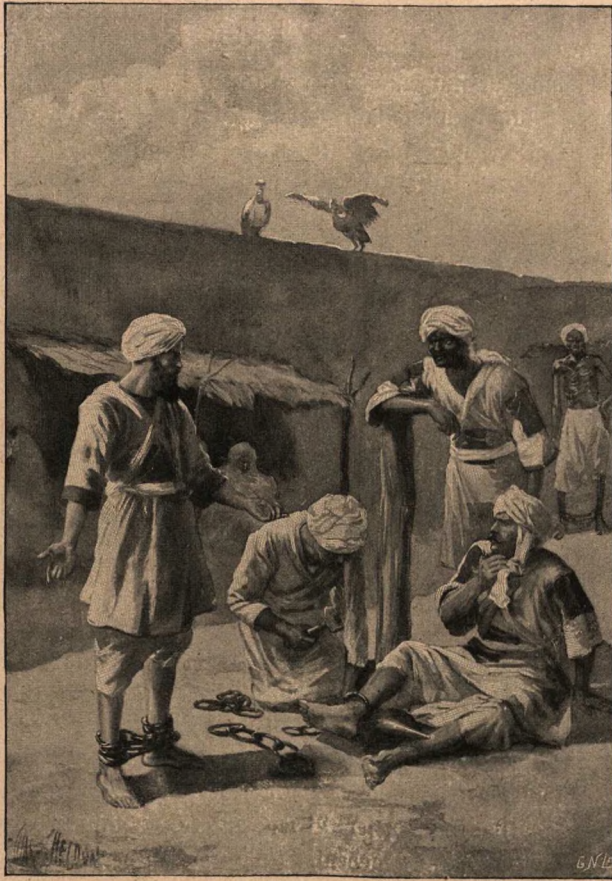
Erlaubnis; jedermann, ich selbst nicht ausgenommen, kennt Deine Macht und Deinen Einfluß an, Deine Wünsche sind meine Wünsche, ich werde Dich nie verraten, ob ich mein Ziel erreiche oder unterwegs sterbe. Verzeihe mir, ich bin dein Verwandter und Dein Glaubensgenosse, laß Deine Gnade über mir walten.“

Dieser Brief wurde beim Fall von Omdurman gefunden und kam in die Hände von Leuten, die, entgegen den eigenen Aeußerungen Slatins nach seiner Flucht, die Worte für ehrlich gemeint ansahen und in diesem Sinne veröffentlichten. Meiner Meinung nach war der Brief ein geschicktes Machwerk Slatins, der seine Loyalität namentlich darum so sehr betonte, damit er, falls man ihn zurückbringen würde, nicht in die Hand des Henkers fiel.

Als Abdullahi sah, daß Slatin wirklich entflohen war, und dazu noch drei Tage Vorsprung vor seinen Verfolgern hatte, war er außer sich vor Wut. Er verfluchte ihn in Gegenwart der Emire, Radis und der Leibgarde. Er erinnerte die versammelte Hofgesellschaft daran, wie er Slatin mit allen Ehren empfangen, als er seine Unterwerfung angeboten habe, wie er sich offen zum Islam bekannt habe und wie er beschnitten worden sei, als er noch „Türke“ und Obergouverneur in Darfur gewesen, er erinnerte sie daran, wie Slatin seinen ganzen Hausstand habe ins Feld mitnehmen dürfen, Leibgarde und Dienerschaft, daß er dem persönlichen Gefolge des Mahdi angehörte, deren Chef damals er, der Kalif, war; wie er mit Boghal, seinem früheren Untergebenen, ausgeschiedt worden sei, um Said Guma anzugreifen, der el Fasher nicht hatte übergeben wollen, nachdem ihm doch der Kalif die Uebergabe befohlen; wie er ihn als Sohn und Vertrauten behandelt und keinen Schritt getan habe, ohne seinen Rat und seine Führung; plötzlich richtete er sich dann aber auf, denn er sah ein, wie unklug es von ihm gewesen war, der ganzen Versammlung klar zu machen, daß er von Slatin abhängig gewesen sei, brach kurz ab und beschrieb, was er mit Slatin tun werde, wenn er ihm je wieder in die Hände komme, was er jedem anderen tue, der seine Güte mit Undank lohne.

Er las Slatins Brief laut vor, beruhigte sich etwas bei der Versicherung seiner Loyalität und befahl, daß der Brief in der Moschee und in verschiedenen Stadtteilen vorgelesen werden sollte. Man hielt Abdullahi häufig für einen brutalen Wilden, ohne Geistesstärke und jedes menschlichen Gefühles bar. Diese Auffassung schließt entweder eine Verleumdung in sich oder sie wirft ein sehr schlechtes Licht auf diejenigen Gouverneure von Städten und Provinzen, hohe Beamte zc., die sich soweit demütigten, daß sie den Stellvertretern dieser unwissenden Bestie, von der sie sich so lange hatten beherrschen lassen, Hände

und Füße küßten. So wie Abdullahi mich als Mann achtete, den er beständig in Ketten halten mußte, so achtete ich ihn wegen seiner Geistesstärke, durch die er den anderen, die sich vor ihm niederwarfen, überlegen war.



Es war Ibrahim Pascha Fauzi, ein besonderer Liebling Gordons, dem man die Fußschellen anlegte.

Da Slatin in vielen Schlachten große Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben, wurde er als eine Art Kriegsgenius der Mahdisten betrachtet. Er konnte nicht, wie es mir möglich war, mit der Aufgabe, die ihm anvertraut, irgend welche Schwindeleien machen und hat eine Karte von Aegypten entworfen, die die hauptsächlichsten Städte und Routen angibt — (der frühere Telegraphenangestellte Mohammad Sirri schrieb alle arabischen Namenbezeich-

nungen hinein) —, ohne die, wie viele meinen, keine Expedition ausgeführt werden kann.

Es ist leicht zu erraten, warum der Kalif den Brief vorlesen ließ: Erstens sollten die Derwische selbst überzeugt werden, daß sie von Slatin nach den Beteuerungen seiner Unterwürfigkeit nichts zu fürchten hätten, und daß er sich vor allem nicht an die Spitze der Regierungstruppen stellen werde, um den Mahdismus zu stürzen. Ohne Hilfe von außen konnten aber auch die schwankenden Mahdisten nie hoffen, das Joch des Abdullahi abzuschütteln, und diesen und den Christen sollte der Brief beweisen, daß Slatin im Herzen mit der sudanesischen Dynastie gehe und daß er ihnen nicht, wie sie vielleicht hofften, Hilfe und Freiheit bringen werde.

Ich will noch einen anderen Vorfall erzählen, der beweist, wie scharfsichtig Abdullahi wirklich war. Slatin hatte seinen Uebertritt zum Islam öffentlich verkündet, bevor er seine Unterwerfung dem Kalifen gegenüber erklärte, wurde darum als Gläubiger mit offenen Armen empfangen und war als Gleichberechtigter aufgenommen worden. Die anderen Gefangenen, die vor und nach dem Fall Khartums gefangen worden waren, waren bis zur Flucht Kossignolis nicht als eigentliche Mohamedaner betrachtet worden, aber auf Anraten Douffet Mansor nahm der Kalif sie alle am 25. Januar 1895 als wirkliche Bekehrte auf, und am Jahrestage von Gordons Tod wurden alle Muslimanieh beschnitten; nur Beppo, der im Gefängnis saß und übersehen wurde, und ein alter italienischer Maurer, der seines hohen Alters wegen der Prozedur entging, wurden verschont. Zur Zeit von Slatins Flucht wurde also das christliche Viertel als eine mohamedanische Gemeinde betrachtet, und sie wurden nun auch streng den Gesetzen des Mahdismus unterstellt, während sie bis dahin noch viele Freiheiten genossen hatten. Der Brief, den Slatin hinterlassen, wurde dadurch, daß ihn der Kalif vorlesen ließ, zu einem guten Schreckmittel in seiner Hand, und er hatte jedenfalls die Karte geschickt ausgespielt. Ohne Zweifel hat dieser Brief einiges Erstaunen hervorgerufen, und ich habe schon darauf hingedeutet, wie er zu verstehen ist. Es war eine kluge Maßregel von Abdullahi, daß er den Brief veröffentlichte, denn damit wurden alle Hoffnungen der Unzufriedenen auf Hilfe von Seiten Slatins vernichtet, ebenso die Hoffnungen der Muslimanieh und der früheren Regierungsbeamten, die fest daran glaubten, daß Slatin in all seinen Handlungen „politisch“ vorgegangen sei, jetzt aber ihre Meinung ändern mußten, wobei sie sich natürlich täuschten.

Nach der öffentlichen Vorlesung des Briefes ließ der Kalif die Beamten des Bet el Mal rufen und befahl ihnen, das ganze Eigentum Slatins, sein Haus, Frauen, Sklaven, das Land und das Vieh einzuziehen, und gab dabei

öffentlich Befehl, daß die Angehörigen des Hauses gut behandelt werden sollten, da sie einem treuen Gläubigen angehörten. Die Frau, Haffanieh, die er noch als Gouverneur von Darfur geheiratet, wurde von Dood (Löwe) Benga, als aus königlichem Hause stammend, von Bet el Mal zurückgefordert und an ein anderes Mitglied des Königshauses von Darfur verheiratet. Desta, seine abessinische Frau, schenkte wenige Tage nach ihrer Gefangennahme einem Knaben, der bald nachher starb, das Leben.

Während nun die Späher des Kalifen nach Slatin suchten, kam Hauanein nach Omdurman zurück. Er wurde sofort gefangen genommen und angeklagt, bei der Flucht Slatins geholfen zu haben und jetzt zurückgekommen zu sein, um meine Flucht zu bewerkstelligen. Er wurde ins Gefängnis geworfen, öffentlich geprügelt, aber gestand nichts ein. Als er auf des Kalifen Befehl nochmals geprügelt worden war, ohne etwas verraten zu haben, legten sich die Bisharis für ihn ins Mittel und erlangten seine Befreiung. Am 26. März 1895, als der Mann, der mein Befreier hätte sein sollen, das Gefängnis verließ, betrat ich es wieder. Hauanein berichtete sofort in Assouan, was geschehen, und sein zerschundener Rücken und seine nicht verheilten Wunden boten einen derartigen Anblick, daß niemand mehr Lust hatte, etwas für mich zu tun.

Es ist wohl besser, wenn ich die Geistesverfassung nicht beschreibe, in der ich mich befand, als ich wieder nach dem Saier mußte. Ich habe nur noch eine unklare Idee davon, wie mir zu Mute war, Verzweiflung ist nicht das richtige Wort dafür, Wahnsinn in Folge vernichteter Hoffnung vielleicht. Ich muß tatsächlich in einer Art Wahnsinn gewesen sein, obschon ich geistig gesund war, wenn man solche Widersprüche überhaupt gelten lassen kann.

Ich weiß nur noch, daß ich tagelang umherschlich und mich weigerte, mit irgend jemand zu sprechen oder auch nur jemanden anzusehen. Ich wurde erst wieder aufgerüttelt, als ich mich einst dem Amboß näherte und hörte, wie ein Mann weinte. Es war Ibrahim Pascha Fauzi, ein besonderer Liebling Gordons, dem man die Fußschellen anlegte. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er sich benehme wie ein Kind, und suchte ihm klarzumachen, daß er sich als Mann zeigen müsse, und diese geistige Arbeit verhinderte nochmals, daß der dünne Faden, der noch zwischen Vernunft und Wahnsinn bestand, nicht riß. Es muß mich irgendwie beruhigt haben, als ich sah, daß andere ebensoviel litten, wie ich, und wie ein Kind, das selber die Sorgfalt und Liebkosungen nötig hat, seine ganze Zärtlichkeit auf eine verstümmelte Puppe konzentriert, so zeigte ich mich nun gegen Fauzi und kam wieder einen Schritt vom Abgrund des Wahnsinns zurück, an dessen Rand ich aber sicherlich gestanden.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine neue Beschäftigung.

Sobald Said Abd el Wohatt von Rhartum zu den Salpeterwerken von Ali versetzt worden war, fühlte sich Ali Khaater, der Verwalter des Arsenal's in Omdurman, nicht mehr verpflichtet, seinen Hals zu riskieren, indem er mein Fabrikat mit seinen Vorräten oder mit den Produkten der Fellati verbesserte. Es wurde von meiner Ware ein gewisse Quantität an die Pulverfabrikanten geschickt und von Abd es Semmich und Hosny dazu verwendet, einen, wie sie glaubten, guten Explosionsstoff zu verfertigen. Das Resultat befriedigte mich zwar außerordentlich, aber die Pulverfabrikanten durchaus nicht. Da sie nicht wußten, wo der Fehler eigentlich steckte, mischten auch sie meinen Salpeter mit gutem Pulver von dem Fellatin, und verdarben aber damit die ganze Sache. Als ich meinen nächsten Posten ablieferte, machten sie weitere Versuche, und als sie herausfanden, worin der Fehler lag, ließen sie mir sagen, daß, wenn mein Salpeter nicht so gut sei wie der der andern, sie es dem Kalifen anzeigen würden. Nahum Abbaje, der von der Sache gehört hatte, kam in höchster Aufregung zu mir und stellte mir vor, wie sehr ich mich durch meine Handlungsweise in Gefahr bringe, er wollte sich irgend eine Methode ausdenken, um Geld zu prägen, und sich an den Kalifen wenden, daß ich ihm dabei helfen sollte. Abdullahi war sehr froh über den Vorschlag; Salpeter bekam er von allen Seiten herein, aber in Betreff seines Münzsystems war er gerade in jener Zeit in großer Verlegenheit.

Als Kalif hatte er ein Fünftel der gesamten Güter, Beute, Eigentum, Steuern, die an den Bet el Mal kamen, zu beanspruchen. Da man ferner auch jedes Eigentum als unter seiner obersten Verwaltung stehend ansah, so



Gruppenbild aus dem Beiramfest 1899.

war er in der That der Herr über ein Fünftel des Gesamtvermögens im Sudan. Für Felle, Gummi, Elfenbein und dergl. hatte er aber selbstverständlich nur wenig Verwendung und er ließ sich den Wert, den er bestimmte, lieber in Münzen geben. Da das Geld, das er dem Bet el Mal entnahm, aufgespeichert wurde und nie in Zirkulation kam, so herrschte ein großer Mangel an barem Gelde.

In der ersten Zeit der Regierung von Abdullahi hatte man Versuche gemacht, Taler mit einem leichten Silberzusatz einzuführen und zu prägen, aber Nur el Garfawi, der Nachfolger Abdans, fand, daß eine Münze doch eigentlich nur ein Zeichen und nicht ein Gegenstand von Wert sei, und daß es darum ganz einerlei sei, aus welchem Material es bestehe, die Hauptsache sei nur daß es einen Stempel oder ein Bildnis trage. Die Menge des Silbers in früheren Talern wurde immer geringer und schließlich wurden sie nur noch mit einem leichten Silberbelag versehen, der sich in wenigen Wochen abgriff. Als die Leute darüber murrten, gab er ohne weiteres Kupfergeld heraus und die neuen Taler wurden vom Bet el Mal als vollständig gleichwertig mit den früheren Talern ausgegeben. Als einzelne dieselben zurückwiesen, erließ der Kalif ein Dekret, daß jeder, der sich in diesem Punkt weiterhin zu beklagen habe, durch Konfiskation seiner gesamten Habe und durch Amputation eines Fußes und einer Hand gestraft werden solle. Die Kaufleute fanden aber einen Ausweg; wenn ein Käufer nach dem Preise einer Ware fragte, so mußte er zuerst sagen, in welcher Münze er bezahlen wollte, und darnach wurde dann der Preis festgesetzt. Die wenigen Silbertaler, die noch vorhanden waren, stiegen kolossal im Werte, sodaß sie schließlich fünfzig- bis sechzigmal mehr galten als die Münzen, die der Bet el Mal ausgab, und daß ein Artikel, den man für einen Silbertaler bekommen konnte, nicht unter fünfzig bis sechzig Kupfertalern käuflich war. Es bestand zwar laut höchstem Verbote kein Kurs, aber der Bet el Mal verstand es dennoch, aus diesen Verhältnissen Nutzen zu ziehen, er kaufte die Kupfertaler auf und schmolz sie wieder ein, prägte sie wieder und gab sie mit neuem Bild heraus. Diese Münzen sollten einem Silbertaler gleichwertig sein, und die in der Stadt noch vorhandenen Taler wurden außer Kurs gesetzt, da der Bet el Mal sie nicht mehr annahm. Damit die Sache noch schlimmer werde, prägten die Münzengraveure, und zwar stets aus besserem Metalle, noch Münzen auf eigene Hand und sie wurden mit Ugio wieder angenommen. Die Falschmünzerei blühte, bis Elias el Kurdi, der beste Graveur, seine rechte Hand und den linken Fuß dafür verlor und so für einige Zeit wenigstens als abschreckendes Beispiel diente; so hatte Bet el Mal wieder das Monopol der Münzprägung.

Sovereigns konnten jederzeit für einen Taler gekauft werden, denn ihre

Besitzer waren froh, dieselben los zu sein. War man im Besitz einer Goldmünze, so galt man für wohlhabend und das war gefährlich. Manchmal fanden Leute, die zum Bet el Mal gegangen waren, um sich das Gold einzuwecheln, bei ihrer Heimkehr schon die Beamten vor, die Hausfuchung nach weiteren Schätzen hielten. Fanden sie dann nichts, so konfiszierten sie einfach

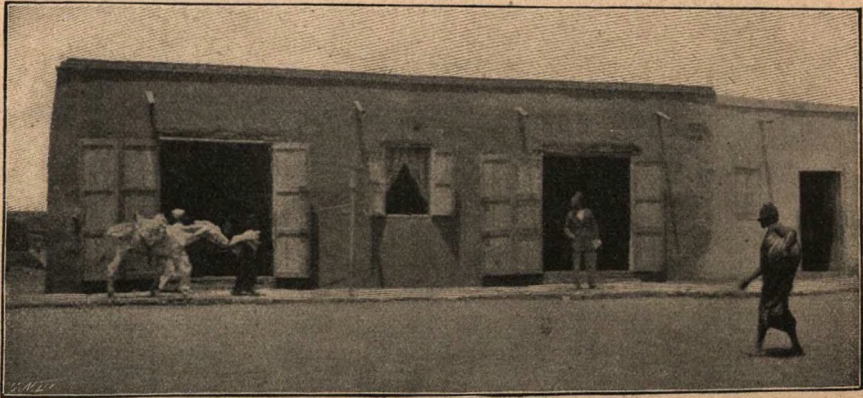


Nahum Abbajee, der von der Sache gehört hatte, kam in höchster Eile zu mir.

alle vorhandenen Güter. Der Handel mit der ägyptischen Grenze, mit Suakim und Abessinien, vollzog sich durch einfachen Tausch, wobei man sich dann noch eines österreichischen (Maria Theresia-) Talers bediente.

Als eben die Frage lebhaft behandelt wurde, trat Abbajee mit seinem Plan vor den Kalifen und ich wurde, um ihm helfen zu können, nach dem Arsenal in Khartum gebracht. Ich konnte nicht länger mehr im Missionshause wohnen und mußte mit der Leibwache der Baggaras im Hause des

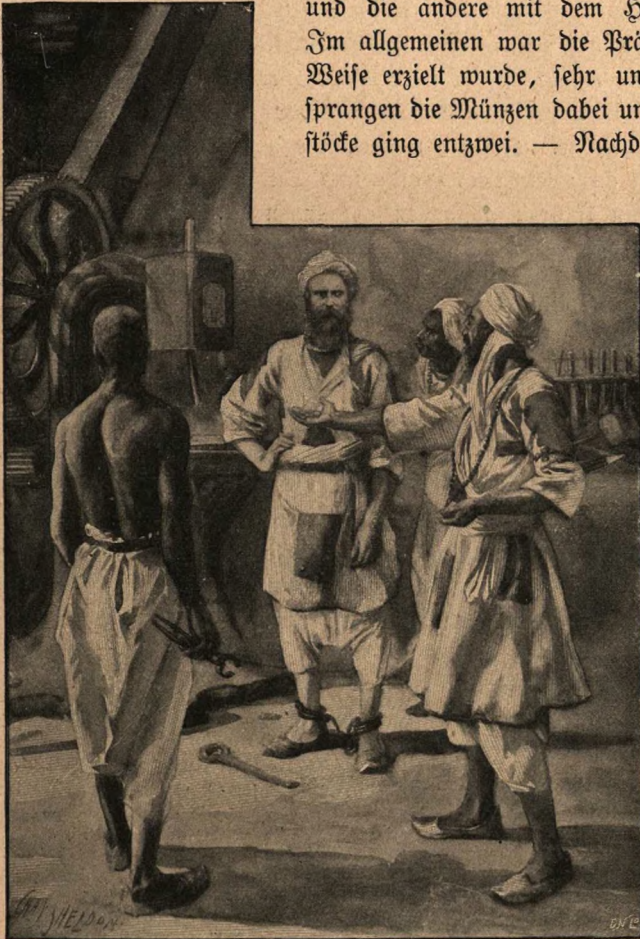
Hamadan, des mahdhistischen Gouverneurs von Khartum, leben. Die oberste Aufsicht über das Arsenal hatte Khalil Hassanein, der einst im Bureau von Roverst, zur Unterdrückung der Sklaverei, Schreiber gewesen war. Obschon seit der Einnahme von Khartum zehn Jahre verflossen waren, arbeitete man im Arsenal in derselben vollkommenen Ordnung wie damals, als Gordon daraus eine Art Woolwicher Fabrik gemacht hatte. Durch eine Triebmaschine wurden eine Drechselbank, eine Walzmühle und Drillbohrer in Bewegung gesetzt, während die kleineren Werkzeuge wie Zangen, Punzen zc. mit der Hand geführt wurden. In den eigentlichen Werkstätten waren drei Maschinen und Dampfkessel, die man jeden Augenblick auf den Nildampfern hätte verwenden können, dann waren auch alle einzelnen Maschinenteile in mehreren Exemplaren



Arsenal.

vorhanden, damit sie, falls etwas zerbrach, jederzeit wieder ersetzt werden konnten. Das Schmelzen, Gießen, Modellieren wurde ebenfalls in diesen Räumen ausgeführt. Die Vorratsräume enthielten alle erdenklichen Werkzeuge, namentlich für Tischler, Schmiede und Bootsarbeiter. Das ganze Metall des Sudan war hier aufgespeichert. Es waren da Teile von Baumwollpressen, Zuckermühlen, Stahl-, Eisen-, Messing- und Kupferstangen; schwereres Handwerkszeug und andere Utensilien, und Osta Abdallah, der Nietenmacher des Etablissements, sagte mir, daß man mit dem vorhandenen Material drei ganze Schiffe bauen und die ganze Flotte auf Jahre hinaus unterhalten könnte. Er hat auch wirklich nicht übertrieben. Alle anderen Verwaltungen wurden von Khartum aus mit jeglichem Eisenwerk und Handwerkszeug versehen, und auch von da kamen die Patronenpressen und Stahlblöcke, die sich zum Prägen der Münzen ganz gut eigneten.

In der kurzen Zeit, die ich im Arsenal zubrachte, war natürlich die Frage wegen der Münzprägung im Vordergrund des Interesses. Zwei Männer waren beständig nur damit beschäftigt, viereckige Stahlblöcke für die Münzstätte zu liefern. Die Blöcke wurden in Omdurman poliert und graviert und gewöhnlich waren 25 Sätze zu gleicher Zeit im Betrieb. Ungefähr 200 Mann waren damit beschäftigt, das Kupfer zu schmelzen und das Metall in die Formen, die die Größe und Dicke eines Talers hatten, zu füllen. Die Platten kamen dann zu den Arbeitern, welche sie prägten, und dies geschah, indem man die Scheibe auf die eine Form legte und die andere mit dem Hammer darauffschlug. Im allgemeinen war die Prägung, die auf diese Weise erzielt wurde, sehr ungenau, sehr oft zersprangen die Münzen dabei und eine Menge Prägstöcke ging entzwei. — Nachdem wir die Prozedur



studiert und Abbajee seine Ideen über die Münzpresse ausgesprochen hatte, machte ich den Vorschlag, daß wir eine Münzmaschine benutzen wollten. Wir experimentierten, bis wir es soweit gebracht, daß wir Prägstöcke, Kupferblätter und schließlich die Maschine selbst ruiniert hatten, worauf Abbajee, der Leiter der Arbeit, scharf zurechtgewiesen wurde. Er war ein sehr erregbarer Mensch und wollte, daß ich auch meinen Teil vom Tadel

Wir experimentierten, bis wir es soweit gebracht, daß wir Prägstöcke, Kupferblätter und schließlich die Maschine selbst ruiniert hatten.

abbekommen sollte. Ich lachte ihn einfach aus, doch sah ich ein, daß er allen Grund hatte, über mich ärgerlich zu sein, da er sich für mich beim Kalifen verbürgt hatte. Ich erwartete aber damals jeden Tag Hassanein und Abdallah zurück und es lag mir daran, Abbajee zu entfernen, da er mich an der Flucht verhindern könnte, ich brachte ihn deshalb in solche Erregung, daß er schließlich in hellem Zorn die Arbeit im Stiche ließ. Als er nach Omdurman zurückkehrte und mir die ganze Verantwortung in Khartum überließ, war er auch seiner Bürgerschaft dem Kalifen gegenüber ledig. Ich hätte mir diese Unannehmlichkeit ersparen können und hätte nicht nötig gehabt, einen alten treuen Freund wenigstens auf einige Zeit gegen mich einzunehmen, denn ehe ich den Entwurf zu einer neuen Prägmatische ausführen konnte, entfloh Slatin und ich wurde wieder nach dem Saier gebracht.

Man hat mich oft gefragt, wie hoch sich der Wert der vom Kalifen vergrabenen Schätze belaufe. Ich weiß es nicht genau, nur das ist sicher, daß der ganze Schatz an wertvollem Gold- und Silberschmuck und Münzen in den letzten fünfzehn Jahren abhanden gekommen ist. Tausend einzelne mögen ihre Schätze hier und da aufgehäuft und versteckt haben. Man könnte den Besitz des Kalifen aus den Büchern des Bet el Mal einigermaßen herausrechnen, denn diese wurden gut geführt. Die Hauptsache ist aber: „Wo ist der Schatz?“ Darüber braucht sich aber keiner aufzuregen. Gewöhnlich glaubte man in Omdurman, daß jemand, der Schätze in die Erde versteckte, bald darauf auch begraben werde, da „tote Leute nichts verraten“. Ich zweifle sehr daran, daß der Schatz des Kalifen je „offiziell“ gefunden werden wird. Die glücklichen Finder werden kaum darauf ausgehen, ihre guten Freunde von der Regierung an ihrem Fund teilnehmen zu lassen; viel wird man jedenfalls nicht finden. Die wenigen Millionen, die er irgendwo eingegraben hat, werden schon eines Tages wieder austauschen, wir werden auch davon hören, aber erst lange, lange nachdem der Fund gemacht worden ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mein zweiter Aufenthalt im Saier.

Einige Tage nach meiner Rückkehr in den Saier hörte ich, daß ich gegen den Willen des Kalifen und Jagubs wieder eingekerkert worden war. Hamad und Khalil Hassanein aber wollten nicht mehr die Verantwortung für mich tragen, da sie argwöhnten, daß die Flucht Slatins durch die Agenten der Regierung möglich gemacht worden sei und die meinige bald folgen würde. Der Kalif ließ mich mehr noch um Hassaneins willen, als Hamad zuliebe wieder in den Saier bringen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er Idris über meine Behandlung Vorschriften gab, denn meine Lage war nun tatsächlich nicht mehr so schlimm, wie bei meinem ersten Aufenthalt. Nicht nur Abdullahi interessierte sich so gütig (?) für mich, sondern auch Idris selbst war inzwischen ein anderer geworden. Er hatte die Annehmlichkeiten des Saiers, sowie der Peitschenhiebe, die er so großmütig ausgeteilt hatte, in der Zwischenzeit selbst gekostet, und auch selbst erfahren, was für ein Plagegeist Nebbi Khiddr ist; er hatte auch andere Zeiten kennen gelernt und war auch wirklich ein anderer geworden. Als Ablans Haus umsonst nach kompromittierenden Schriften durchforscht worden war, hatte der Kalif Idris angeklagt, die Wegschaffung der Papiere ermöglicht zu haben. Idris wurde gehörig geprügelt und Gefangener in seinem eigenen Haus. Er war eine Zeitlang in Ungnade und das benutzten einzelne Freigelassene der Baggaras, um Rache an ihm zu nehmen. Sie erzählten Abdullahi die Geschichte von Nebbi Khiddr, und Idris mußte all das Geld, das er mit Hilfe des Geistes erhalten, wiedergeben, und seine ganze Habe, die aus dieser Quelle stammte, war verloren. Die Baggara-Gefangenen wußten sich zu helfen, und um zu ihren Talern zu

kommen, ging einer derselben zu Idris und verlangte von ihm, daß er ihm auch das letzte zurückgebe, was er ihm unrechtmäßig entzogen, und Idris mußte bei den Mitgefangenen betteln, um ihnen das geraubte Gut wieder zu geben. Die Nebbi Khiddrgeschichte wurde danach nur noch von den Gefangenen geglaubt, die von auswärts kamen, und deren waren nur wenige.

Da Idris nun nie wußte, wann es ihm wieder an den Kragen gehe, fand er es klug, rücksichtsvoll gegen die Gefangenen zu sein und die Disziplin soviel wie möglich zu lockern. Wahrscheinlich habe ich es dieser Lage der Dinge zu verdanken, wozu sich dann noch die spezielle Ermahnung des Kalifen gesellte, daß Idris alle Aufseher versammelte und ihnen in meiner Gegenwart erklärte, daß ich nur nach dem Saier zurückgebracht worden sei, weil man meine Flucht fürchtete, und daß jeder, der mich anbettle, mißhandle oder irgendwie kränke, geprügelt und seines Amtes entsetzt werden solle. Umm es Shole und ihr Kind durften mich jederzeit im Gefängnis besuchen; aber — das vernichtete die Unnehmlichkeiten aller Vorteile wieder — ich mußte die Nächte im Umm Hagar zubringen. Ich habe schon einmal die Nacht in dieser „schwarzen Höhle von Kalkutta“ geschildert, aber es mag nicht ohne Interesse sein, die erste Nacht zu beschreiben, die Ibrahim Pascha Fauzi — einer von Gordons Lieblingsoffizieren — dort verbrachte. Wie schon erwähnt, brach Fauzi völlig zusammen, als man ihn an den Amboß führte, und mußte ohnmächtig in den Umm Hagar getragen werden. Man setzte ihn so, daß sein Rücken sich an die der Thür gegenüberliegende Wand anlehnte, und überließ ihn, wie man es damals mit mir getan, seinem Schicksal, bis er sich erholt haben würde. Als die erste Abteilung der Gefangenen am Abend hereingetrieben wurde, war noch Platz genug, daß sich jeder einzelne auf den über und über beschmutzten Boden legen konnte; als aber die zweite Abteilung anderthalb Stunden später ankam, mußten die ersten sich setzen, damit die neuen Ankömmlinge noch Platz bekamen, und Fauzis ausgestreckte Beine dienten vier dicken Sudanesen zum weichen und trockenen Sitz. Ich kam mit der dritten Abteilung nach dem Nachtgebet herein, und da mußten wieder alle aufstehen oder sie wurden niedergetreten. Fauzi litt immer noch an der Wunde durch einen Granatsplitter, den er sich bei einem Ausfall aus Khartum geholt hatte, und konnte sich nicht erheben, da vier Personen noch auf ihm saßen oder standen und er in schweren Ketten war. Ich hörte von meinem Platz aus, wie er mit schwacher Stimme den Leuten, die auf ihm standen, Vorstellungen machte; und da ich fürchtete, daß er zu Tode getreten würde, bahnte ich mir in meinem damaligen Zustande entsetzlichster Wut und Erbitterung einen Weg zu ihm, indem ich Freund und Feind ohne Unterschied prügelte und um so fester zuschlug, je stärkere Hiebe

ich erhielt. Bald balgten sich alle durcheinander, denn keiner wußte genau, wer die Hiebe ausgeteilt, die er erhalten, und schlug auf das Geratewohl wieder um sich; meine Freunde sagten mir, daß ich ein „Shaitan“ (Teufel), ein verrückter Narr sei, und überschütteten mich noch mit anderen derartigen Komplimenten; ich erreichte aber meinen Zweck und gelangte zu Fauzi. Die Wärter hatten bei dem Lärm die Türe geöffnet und fingen wie gewöhnlich



Jöris versammelte in meiner Gegenwart alle Aufseher und erklärte ihnen, warum ich in den Saier zurückgebracht worden sei.

an die Köpfe der Gefangenen mit ihren Stöcken und Peitschen zu bearbeiten. Während der Tumult am stärksten war und die Gefangenen von einer Seite zur anderen schwankten, erkannte ich in der Nähe Fauzis die Stimmen von einem oder zweien, die mir wegen kleiner Aushilfe bei den Mahlzeiten dankbar waren. Ich machte sie mir durch allerlei Versprechungen dienstbar und sie halfen mir, die Leute von Fauzis Weinen zu entfernen und mit mir eine Art Barrikade um den Gefangenen zu bilden. Wie wir den Platz frei machten, müssen wir uns untereinander ebenso oft gestoßen und gehauen

haben, wie die anderen, die wir aus dem Wege räumen wollten. Fauzi konnte nicht wissen, ob man ihn morden oder befreien wolle, und als wir ihn schließlich frei bekamen, mußten wir einen Fezzen Stoff als eine Art Fächer verwenden, um ihm ein wenig Luft zuzufächeln, worauf er undeutlich zu sprechen anfang. Ungefähr um Mitternacht wurde die Gefängnistür wieder geöffnet, und zirka 20 Mann wurden noch in den Raum hineingepfercht, in dem tatsächlich kein Platz mehr für sie war, und es ist mir ein Rätsel, wie sie überhaupt hereinkommen konnten. Sie griffen, um Platz zu bekommen, zu einem beliebigen Mittel, die Aufseher warfen ganze Hände voll brennenden Strohs und Gras hinein, und ließen gleichzeitig die Peitschen über die Köpfe und nackten Schultern und Rücken der Gefangenen sausen. Man kann sich ungefähr denken, was für ein Bild das war.

Als Fauzi das Feuer auf die Köpfe der Gefangenen fallen sah, glaubte er zuerst, daß man ihn tatsächlich in die Hölle geschickt habe, und sprach in einer Art Halbschlummer mit sich selbst, ob er nun wirklich in der Hölle sei oder nicht. Es schien, als wolle er sich alles, was er je über die Hölle gehört und gelesen, ins Gedächtnis zurückrufen, und gelangte schließlich zu dem Schluß, daß er sich nicht in der Hölle befinde, da es dort nicht so fürchterlich sein könne. Als er in diesem Stadium war, gelang es mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Wir sprachen von der Hölle und ihren Qualen bis zum Sonnenaufgang; aber auch jetzt noch war Fauzi der festen Ansicht, daß die Hölle nicht so schlimm sein könne, wie die vergangene Nacht, und daß es das Schlimmste sei, was überhaupt einem Menschen zu wünschen wäre, eine solche Nacht zu erleben. Youssef Mansor wünschte er sie aber ohne Ende.

Dieser Mansor war früher Offizier in der ägyptischen Armee gewesen und hatte mit der Garnison von El Obeid kapituliert. Der Gouverneur der Stadt, Mohammed Said, hoffte nach der Kapitulation eine günstige Gelegenheit zu finden, um mit seinen alten Offizieren und seinen schwarzen Soldaten auf ein gegebenes Signal hin den Mahdi nochmals anzugreifen. Mansor, der als einer der früheren Untergebenen des Said mit im Komplott war, soll die ganze Sache dem Mahdi verraten haben. Mohammed Ahmad wagte es aber nicht, Said öffentlich hinzurichten, und auch nicht, seinen Anhängern angesichts der unzufriedenen schwarzen Truppen, die sofort einen Aufstand gewagt hätten, irgend etwas anzutun, und so ließ er dieselben in aller Stille beiseite schaffen. Mansor wurde der Liebling des Mahdi und Befehlshaber über seine Artillerie, die er in der Schlacht von Omdurman anführte. Er hatte auch den Vorschlag gemacht, daß die christlichen Gefangenen beschnitten werden sollten, und daß Fauzi in den Saier kam, da er wußte, daß er der



Shereef, der falsche vierte Kalifa.

Regierung ergeben war, und fürchtete, daß Fauzi für den Fall, daß die Regierungstruppen vorrückten, sich zu ihnen schlagen würde. Trotzdem soll Mansor nach Kairo gekommen sein, um von der Regierung rückständige Befoldung und Pension zu fordern.

Unter den anderen Teilnehmern der denkwürdigen Nacht im Saier waren noch Ahmed und Bakheit Egail, Sadik Osman, Apou el Beshar und andere aus Berber, die wegen ihrer Mithilfe an der Flucht Slatins verhaftet worden waren. Später kamen sie auf die Aussage des Führers Zecki hin, der Slatin von Omdurman nach Berber geführt hatte, nach der Gefangenenkolonie in Jebel Ragaf. Zecki war gefangen worden und hatte eingestanden, daß er von Egail und anderen gedungen worden sei, einen Mann „mit Katzenaugen“ von Omdurman fortzubringen, aber nicht gewußt habe, wer der Mann sei.

Nahe bei der allgemeinen Zelle war eine Art Dependance „Bint Umm Hagar“ (die Tochter von Umm Hagar), welche für die zum Tode Verurteilten reserviert war. Bei meiner Rückkehr nach dem Saier erfuhr ich, daß mein alter Feind, Kadi Ahmed, ein Jahr lang da hineingesperret worden war, weil er mit den Falschmünzern in direkter Verbindung gestanden und einen guten Posten Geld dabei in die eigene Tasche gesteckt haben sollte. Der Kalif war aber in Wirklichkeit so zornig auf ihn wegen des Todes von Zecki, der den abessinischen Feldzug, in welchem König Johann fiel, geleitet hatte. Kadi Ahmed war durch Jagub veranlaßt worden, Zecki zum Gefängnis und zum Hungertod zu verurteilen, so daß, als dann die Reihe an Ahmed kam, der Kalif ihm sagte: „Er solle ebenso gestraft werden, wie Zecki.“ Er wurde in den Bint Umm Hagar gebracht, nach ungefähr 10 Monaten wurde das Tor zugemauert und man ließ Ahmed, wie einige sagen 43 oder andere 50 Tage lang, nur mit einer Flasche Waschwasser dort. Als man dann tagelang keinen Laut mehr von ihm hörte, nahm man an, daß er gestorben sei, machte das Tor wieder auf und fand ihn zum abergläubischen Schrecken aller noch am Leben, wenn auch bewußtlos und mager, wie ein Skelett: da er ein außergewöhnlich starker Mann gewesen war. Scheinbar fürchtete sich der Kalif auch, denn er befahl, daß man Ahmed sorgfältig pflegen und ihm nur in ganz kleinen Dosen Nahrung zuführen solle. Nach den ersten 24 Stunden sollte er dann häufiger Nahrung bekommen; aber trotz aller Sorgfalt starb der Kadi ungefähr am 3. Mai 1895. Niemand betrauerte ihn, denn er war in der Hand des Kalifen ein williges Spielzeug gewesen, hatte Recht gesprochen, so wie sein Herr es befahl, und schließlich hatte er auf dieselbe elende Weise zugrunde gehen müssen, wie so viele, die er auf einen Wink seines Herrn hin verurteilt hatte.

Kadi Ahmeds Stelle im „Bint“ wurde bald von seinem Nachfolger eingenommen, Kadi Hussein Wad Zarah. Dieser wurde ins Gefängnis geworfen, weil er sich geweigert hatte, Leute ungerecht nur auf Befehl des Kalifen und Jagubs hin zu verurteilen. In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft gab man ihm durch eine kleine Oeffnung in der Mauer ein wenig Nahrung, jeden vierten oder fünften Tag etwas Wasser, gegen Ende Juli 1895 wurde das Thor etwas zugemauert und Zarah, der nicht so stark war wie Ahmed, verhungerte oder verschmachtete vielmehr in 22 oder 23 Tagen. So waren die Zustände im Sudan.



Zarah, der nicht so stark war wie Ahmed, verhungerte oder verschmachtete vielmehr in 22 oder 23 Tagen.

In den ersten Wochen meiner Gefangenschaft war es für Umm es Shole nicht schwer, etwas Korn oder hie und da einen Taler für uns zusammenzubetteln, damit wir wenigstens leben konnten, aber dann fürchteten sich die Leute, uns zu unterstützen, und wir waren nahe am Verhungern. Im Monat September aber kam eine Abessinierin zu mir unter dem Vorwand, meine ärztliche Hilfe zu gebrauchen, und diese übergab mir ein kleines Päckchen, welches, wie sie sagte, Briefe von meinen Freunden enthielt. Draußen hatte ihr ein Mann die Briefe gegeben und ihr gesagt, daß er auch noch Geld für mich habe, daß er aber nicht wisse, wem er dasselbe eingehändigen solle. Ich konnte das Paket erst nach drei Tagen heimlich öffnen,

denn ich mußte warten, bis ich mich allein in ein stinkendes Nebengebäude unserer Reinigungsstätte zurückziehen konnte. Das Paket enthielt einen von 1891 datierten Brief meiner Schwester, einen Brief von Pater Ohrwalder und einige Zeilen von Major Wingate. Sie waren alle im gleichen Ton gehalten, daß ich den Mut nicht verlieren solle, da alles geschehe, um mich zu befreien. Ich glaube, es dauerte ganze zwei Monate, ehe ich antworten konnte. Ich schickte mein Schreiben an den Führer Onoor Jffa, welcher mir versprach, in wenigen Monaten wieder zu mir zurückzukehren. Pater Ohrwalder hat mir den Brief, den ich an ihn geschrieben, wieder zur Verfügung gegeben; er lautet im Auszug:

„Ich habe Ihren Brief und denjenigen meiner Schwester, der vor vier Jahren geschrieben worden, sowie auch die Zeilen von Major Wingate erhalten. Lassen Sie mich Ihnen vor allem für die Bemühungen danken, die Sie sich machten, um mich zu befreien. Ihr Brief kam solange nicht an mich, da der Führer gefangen worden war, und da wir seit Slatins Flucht unter strengster Bewachung stehen. Auch bin ich wieder im Saier, hoffe aber, bald daraus erlöst zu werden. Man hat hier großen Mangel an Münzen, die silberähnlich aussehen. Wenn ich solche Münzen machen könnte, so wäre eine Befreiung aus dem Gefängnis möglich und damit auch meine Flucht. Könnten Sie mir nicht eine Anweisung zukommen lassen, wie man auf einfache Weise weiche Metalle mischt, so daß sie silberähnlich aussehen, und können Sie mir einige Hilfsmittel dazu gleichfalls übersenden? Können Sie mir auch ein Instrument mitschicken, womit ich das Metall auswalzen kann? Prägstöcke sind hier. Ich würde um jedes Arbeitsgerät froh sein, das ich hier nicht erhalten kann. Wenn ich nicht schon frei bin, wenn die Sachen hier anlangen, so bin ich sicher, daß ich mit ihrer Hilfe mich befreien kann. Schicken Sie, bitte, die eingeschlossenen Zeilen an ihre Adressen und legen Sie Ihre Antwort den Dingen bei, die Sie mir schicken. Können Sie mir mitteilen, wie meine Geschäfte in Assouan stehen und wie mein Geschäftsführer die Sache betreibt? Unsern gemeinsamen Freunden hier geht es sehr traurig. Slatin wird Ihnen von der Zwangsbeschneidung gesprochen haben und nun wurde noch allen Christen befohlen, drei oder vier Frauen zu heiraten, und sie haben vollauf mit Hochzeitsfeierlichkeiten zu tun. Beppo und ich sind in Ketten im Gefängnis, Ibrahim Fauzi ist hier, Ibrahim Hamza aus Berber wegen seiner Beteiligung an Slatins Flucht, weiter Ahmed und Balheit Egail; Sadif und Beshar sind mit zwei anderen Verwandten nach Aequatoria transportiert worden. Ihr Bote brachte 70 Taler, die an Beppo abgeliefert wurden, ich füge eine Quittung bei. Bitte, übersetzen Sie den ein-

geschlossenen Brief an Wingate, ich habe deutsch geschrieben, da außer mir hier keiner deutsch versteht. Halten Sie aber die Briefe geheim; um Himmels willen verhindern Sie es, daß die Zeitungsleute etwas davon erfahren, Sie wissen, was mich das kosten würde. Sie können aber vielleicht den Leuten einige mir dienende Notizen über mich angeben, z. B. wir hören, daß nach Slatins Flucht Neufeld wieder um so strenger bewacht ist; er hat dem Mahdismus durch seine Salpeterbereitung große



Onoor Issa.

Dienste geleistet; er könnte an die Stelle des altersschwachen Osta Abdallah treten; Neufeld ist in größter Not; die Sudanesen glauben, er sei ein Verwandter Slatins usw.“

In demselben Brief bitte ich um genaue Angaben über die Summen, die mir zugesandt worden sind, ferner um Medikamente, darunter die 2500 Pillen mit Aphrodisiacum, um die mich Idris allein gebeten hatte. Mit diesen Pillen hätte ich, wie so mancher andere, mir freien Durchgang durch den Sudan verschaffen können. Sie mußten sehr stark sein, so schrieb Pater Ohrwalder, damit sie auf einen Idris noch wirken können.

Dnoor Jffa ging weg und versprach, in wenigen Monaten wieder zurückzukommen, um gleich unterwegs Anstalten zur Flucht namentlich zwischen Berber und Kairo zu treffen. In der Zwischenzeit sollte ich irgend einen Vorwand finden, um aus dem Saier herauszukommen; denn von dort aus war eine Flucht rein unmöglich. Dnoor — oder die Weiterverbreiter seiner Berichte — machten falsche Angaben, wenn sie sagten, daß man mich im Gefängnis habe sprechen können. Alle Unterhandlungen gingen durch meine abessinische Patientin und Umm es Shole und es lagen oft Tage und Wochen zwischen zwei Besuchen, so daß sich solche Verhandlungen bis auf zwei Monate hinausziehen konnten. Ich erlebte Zeiten der höchsten geistigen Anspannung im Saier, denn es schien, als ob sich Glück und Mißgeschick in meinem Fall beständig um den Vorrang stritten. Schließlich gewann das Glück die Oberhand, dasselbe Glück, das den Sirdar geleitet, als er den kühnen Feldzug unternahm, durch den er nicht nur Abdullahi, sondern den ganzen Sudan unterwerfen wollte, Gott gebe, daß dieses gute Glück ihn immer begleiten möge; für mich aber war das Raße- und Mausspiel eine furchtbare Qual. Mein einziges Gebet war noch, daß es bald mit mir zu Ende sein möge. Natürlich hoffte ich auch immer noch auf Befreiung, aber ich überraschte mich oft bei dem Gedanken, ob es wirklich wahr sei, daß diejenigen, die plötzlich und durch einen einzigen Schlag enthauptet werden, noch einen Augenblick im vollsten Bewußtsein leben und ob ich, wenn mich die Schergen des Kalifen fassen und hinrichten und mein Kopf im Staub vor seine Füße rollt, noch imstande sein werde, mit meinem letzten Blick ihm meinen Troß und meine Verachtung auszudrücken.

Wenn ich zurückdenke, so finde ich nichts Außergewöhnliches mehr an derartigen Gedanken. Welcher Soldat oder Seemann hat nicht Augenblicke, in denen er sich seinen Tod vorstellt, wie er bis zuletzt trotzend und ungebeugt seinem mächtigeren Feinde unterliegt. Und außerdem ertragen Tausende und Tausende, Männer und Frauen, in zivilisierten Ländern eine weit schlimmere Gefangenschaft, als viele sie im Sudan ertragen mußten, sie haben nur niemanden, der sie mit einem Glorienschein umgibt, das ist dann noch ihr spezielles Unglück. Mein Loß war hart, sehr hart, aber einzelne andere Gefange hatten es so, daß Tausende in Europa ihr eigenes Glend gerne dagegen eingetauscht hätten und immerhin noch gut dabei gefahren wären.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Neue Hoffnungen.

Bald nach der Abreise von Onoor Jffa wurde ich jeder Mühe, über mein Fortkommen aus dem Kerker nachzudenken, enthoben. Awad el Mardi, dem Nachfolger von Nur el Gerafawi, der zum Direktor des Geschützlagers des Kalifen ernannt worden war, war von Abbajee und anderen der Vorschlag gemacht worden, doch zu versuchen, aus gewissen Steinen, die man in der Umgegend gefunden, Gold und Silber zu gewinnen. Awad schickte Nahoum zu mir, um sich bei mir über die Errichtung eines Pochwerkes zu erkundigen. Mein Wiedersehen mit Nahoum war sehr stürmisch; er machte mir Vorwürfe über den schlechten Streich, den ich ihm damals im Arsenal gespielt, als wir eine Münzstätte hätten errichten sollen, und je mehr ich lachte, desto ärgerlicher wurde er. Er ist taub und spricht, wie fast alle Tauben, immer mit leiser Stimme; deshalb ist es für den Hörer ebenso schwer, ihn zu verstehen, als sich ihm verständlich zu machen. Es ist fast unmöglich, mit einer tauben Person zu verkehren, ohne daß man selber laut spricht und noch durch Gesten und Mienen nachhilft. Das ist mühsam genug, wird aber unser Gesicht von der ungewohnten Anstrengung noch rot, so meint unser tauber Freund, wir seien zornig, und folgt getreulich der bei uns vermuteten Stimmung. Genau so ging es mit Abbajee. Er zeigte mir seine Proben und ich rief ihm ins Ohr: „Das ist Glimmer, nicht Gold, nicht Silber — Glimmer“ und er schrie dagegen: „Gold, Silber, Gold.“ Die laute Unterhaltung und die lebhafteste Gesticulation von uns beiden rief andere Gefangene herbei und Abbajee verließ mich in höchstem Zorn.

Einige Freunde fragten mich, nachdem er weggegangen, warum ich mich

nicht angeboten habe, ihm zu helfen, denn wenn auch an der Sache nichts sei, so hätte ich doch wohl irgend einen Ausgang gefunden, da man ja alles versprechen kann, wenn es einem nur aus dem Gefängnis heraus hilft. Ich hatte ausgezeichnete Gründe, die ich aber nicht verraten wollte, nur eine Arbeit zu übernehmen, die mich mindestens auf Monate, wenn nicht auf



Mein Wiedersehen mit Nahoum war sehr stürmisch.

Jahre beschäftigte. Hätte ich Nahoum geholfen, aus den Steinen Gold zu gewinnen, so hätten wir vielleicht drei bis vier Wochen draußen arbeiten können, dann hätte man gemerkt, was an der Sache war, und ich wäre wieder in den Saier gekommen. Es war mir natürlich ganz gleichgültig, ob irgend eine Arbeit, die ich für den Kalifen unternahm, gelang oder nicht, aber es lag mir sehr viel daran, daß das Resultat erst in einigen Monaten herauskam, da unterdessen meine Führer wieder zurück sein konnten. Es



Kriegstrophäen, in Omdurman erbeutet.

sollten aber meine äußeren Verhältnisse doch nicht derart verändert sein, daß die alten Fluchtpläne unausführbar werden könnten, denn dann hätten die Leute erst nochmals an die Grenze oder nach Kairo zurückkehren müssen, um neue Instruktionen zu holen und zu befolgen, und das bedeutete immer wieder einen Aufschub von Monaten. Dennoch mußte ich später auf den Vorschlag, Nahoum zu helfen, eingehen. Ich bot selbst dem Kalifen gegenüber meine Hilfe an, indem ich dabei auf eine weitere Gelegenheit hoffte, dem Saier fern zu bleiben, und der Kalif erließ auch den Befehl, daß man mich dem Direktor des Bet el Mal übergeben solle. Die Ketten und schweren Ketten wurden von meinen Füßen entfernt und ich bekam nur leichte Fußschellen und dünne Ketten. Während man diese Veränderungen an mir vollzog, beglückwünschten mich die Mitgefangenen und die Aufseher und im Februar 1896 wurde ich von zwei Wächtern aus dem Gefängnis geleitet, damit ich ein neues Unternehmen beginnen sollte, das ungefähr so aussichtsreich war, als wenn man Blut aus dem Klopffstein des Schusters auspressen wollte.

Als ich Khartum erreichte, war Awad el Mardi noch nicht dort. Es war der Monat der Ramadan, und da bis zum Sonnenuntergang alle Geschäfte ruhten, durfte ich nicht aussteigen, ehe Awad kam und ich ihm persönlich ausgehändigt werden konnte. Man ließ mich auf einem der alten Dampfer Gordons allein, der an der Stelle vor Anker lag, wo die siegreichen Truppen des Sirdar landeten, um den Totengottesdienst, an der Stätte wo er gefallen war, abzuhalten. Ich wartete stundenlang und schaute traumverloren nach der zertrümmerten Stadt und nach dem zerfallenen Palaste, in dem ein guter Mann und guter Soldat, der Besten einer, die je den Erdboden betraten, sein Martyrium erlitten, und dabei wanderten meine Gedanken zu meinem eigenen Geschick und zu den vielen zerstörten Hoffnungen, die ich gehegt. Ich will nicht alle die Gedanken, die in mir erwachten, aufzählen, als ich auf dem von Kugeln durchlöchernten Verdeck auf und ab schritt, aber der Leser kann sich dieselben leicht vorstellen; war ich doch der einzige Europäer im ganzen Sudan, der für Gordon einen Schuß abgefeuert hatte, und nun war auch ich in den Händen des Nachfolgers des Mahdi, der in Trümmern liegenden Stadt gegenüber, deren edlen Verteidiger wir vor elf Jahren zu befreien gehofft hatten. Ich würde mich schämen etwas anderes zu sagen, als daß ich weinte, wie Awad auf mich zutrat.

Als man mir in Khartum die Herrlichkeit und Macht des Mahdismus vor die Augen führen wollte und mich später in das alte Missionsgebäude verbannte, um die Salpeterwerke einzurichten, war ich nicht tiefer bewegt und ergriffen, als bei all diesen Gedanken. Zum erstenmal seit meiner Gefangennahme war ich ganz allein gelassen. Ich saß auf einem der „Penny Steamers“,

die vielleicht Gordon gerettet hätten, wenn er sie nicht ausgeschickt hätte, um seine Retter stromaufwärts zu bringen. Auch der Sudan wäre dann gerettet worden, trotz der verhängnisvollen Verzögerung, die dadurch entstand, daß man theatralisch mit der Expedition paradiereu wollte, die doch der belagerten Garnison und ihrem tapferen Kommandanten Hilfe bringen sollte. Wie sehnsüchtig hatten die alle nach dem Erscheinen eines einzigen roten Rockes aus- geschaut! Man sagte mir, daß Gordon gegen sein Ende hin die Europäer in Khartum zusammenrief und ihnen mitteilte, daß er glaube, die Regierung



Man ließ mich auf einem der alten Dampfer Gordons allein.

wolle ihn opfern, und ihnen allen befahl, so schnell wie möglich zu entfliehen. Hätte man es tatsächlich darauf abgesehen gehabt, ihn zu opfern, so hätte es nicht besser gelingen können. Es ist kein Wunder, daß derartige Gedanken mich bestürmten und daß, als mit Einbruch der Nacht Awad erschien, sich auch Nacht um meine Seele gelegt hatte. Er glaubte, daß ich wegen meiner Ketten mich so bedrückt fühle, und befahl, daß mir noch leichtere und glattere angelegt würden, da die Ketten von Idris immer noch schwer und hart genug waren.

Nachdem ich offiziell dem Gouverneur von Khartum übergeben worden war, wußte man nicht so recht, wo man mich unterbringen sollte. Man wollte mir in seinem Hause Quartier geben, aber ich kannte seine Baggara-

Leibwache zu gut und bat dringend, mich mit Nahoum Abbajee und Sirri — dem früheren Telegraphenbeamten von Berber, mit dem ich auch arbeiten sollte — zusammen wohnen zu lassen, und wir kamen in das Haus Ghattas, eines alten Sklavenhändlers. Es war eines der besten Häuser, das in Khartum stehen geblieben war, und hatte sogar den Luxus eines zweiten Stockes, in welchem Nahoum Abbajee wohnte, da er doch der Chef des, sagen wir „Goldsyndikates“ war. Sirri und ich wohnten im ersten Stock. Im Osten ist es gerade umgekehrt wie im Westen; je reicher man wird, desto höher klettert man in seine Wohnung hinauf, nimmt das Glück ab, so steigt man wieder abwärts. Statt der Saier- oder Baggarawärter, bewachten mich jetzt Sklaven, die auch die Hausarbeit taten, und eigentlich meine Diener waren. Nach dem Abendgebet rief Awad die Angestellten des Arsenal's und meine Wächter zusammen und erklärte ihnen, daß ich nicht mehr ein Gefangener des Saier sei, sondern nur noch in Ketten gehe, damit die Regierung mich nicht so leicht holen könne, daß der Kalif mich „liebe“ und daß ich wie einer seiner Freunde behandelt werden müsse und daß der, welcher sich etwas anderes erlauben würde, an meiner Stelle in den Saier geschickt werde. Awad nahm mich dann unter dem Vorwand, mir Mitteilungen vom Kalifen zu machen, beiseite und sagte: „Ich bin dein Freund, fürchte dich nicht, wenn du weder Gold noch Silber finden kannst, sage mir, was du sonst tun kannst, ich werde dir diese Arbeit übergeben, damit du nicht wieder in den Saier zurück mußt.“ Da mir Awad vollkommen fremd war, mißtraute ich erst seinen Worten und seinen Freundschaftsbeteuerungen, aber da er ein Jaalin war, konnte ich ihm schließlich trauen.

Wir sollten uns sofort an die Arbeit machen, um das kostbare Metall zu gewinnen, und ich, als Ingenieur, hatte die Zeichnungen und die Konstruktion der Ofen zu übernehmen, die von Hassan Fahrani (dem Töpfer) ausgeführt werden sollten, der auch die Ziegel zu liefern hatte. Unser erster Schmelzofen brach bald, nachdem wir ihn aufgestellt hatten, zusammen und wir mußten einen zweiten, stärkeren, bauen. Dann waren die Ziegel nicht richtig zu gebrauchen; wir taten aber, was wir konnten, um aus Steinen Gold herauszubekommen und erhielten einzelne erstaunliche Resultate. Wir fügten zu den Steinsplittern im Ziegel alles mögliche: Erde, Salz, Salpeter, Bleioryd und manchmal waren die Ziegel mit ihrem Inhalt zusammengeschmolzen. Wirklich gefunden haben wir nur eine kleine, glänzende, schwarze Kugel, die einer Perle ähnlich sah — und damit bewiesen wir auch, daß wir wirklich an der Metallgewinnung arbeiteten, — die Hamadan auch gleich an sich nahm und Abdullahi vorzeigte, indem er ihm sagte, daß unser Erfolg nur eine Frage der Zeit sei. Da Hamadan unser oberster Vorgesetzter war, interessierte er

sich sehr für unsere Arbeit und hoffte ohne Zweifel, daß eines Tages die Hälfte des Inhalts der Tiegel ihm zufliegen werde. Aber es war bestimmt, daß unsere Experimente nie beendigt werden sollten.

Ungefähr im April 1896 drangen erst vage Gerüchte zu uns, die aber immer festere Form annahmen, daß die Regierungstruppen vorrückten. Dann kam der aufregende Bericht, daß Dongola eingenommen und gleich darauf



Hamad erklärte beinahe.

Abou Hamad gefallen war. Die Zündmaterialfabrik, der Hassan Zecki vorstand, war arm an Vorräten, und da die Sendung von chloresurem Kali, die man von Aegypten bestellt hatte, ausblieb, glaubte man, daß die Truppen das ganze Gebiet von Dongola und Abou Hamad besetzt hatten, und daß es unmöglich war, hindurchzukommen. Es war Abdalla Kouchdi, dem Chemiker des Bet el Mal, und Hassan Zecki nicht gelungen, Chlor zu produzieren, daher sollten wir nun zu Hilfe kommen und Nahum wurde nach dem Bet el Mal geschickt, um alle Zutaten, Chemikalien und was er sonst noch für notwendig erachtete, zu holen. Unser Etablissement nahm darum natürlich an Bedeutung

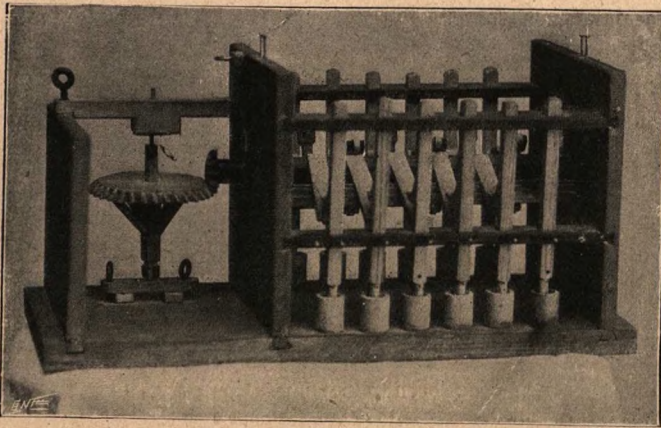
zu und Hamadan war stolz darauf, Leute unter sich zu haben, die so viel für den Mahdismus taten; aber das Chlor, das wir zur Bereitung von chlor-saurem Kali produzieren sollten, weigerte sich, zu erscheinen. Unser Laboratorium war ein sehr gefährlicher Ort, denn wir hatten eine Menge Krüge herumstehen, die allerlei Säuren enthielten, und Explosionen waren an der Tagesordnung. Nahum hatte trotz seiner Taubheit bewegte Tage. Einmal, aber auch nur einmal, tat Hamad so, als verstehe er etwas von unseren Experimenten, er beugte sich über ein Gefäß, in welchem verschiedene Säuren mit übermangansäurem Kali vermischt waren, und erstickte beinahe. Es machte aber dieser Vorfall einen solchen Eindruck auf ihn, daß er dem Kalifen zu den treuen Dienern Glück wünschte, die in einer solchen Luft für ihn arbeiteten. Ich hatte meinen guten Grund dafür, daß ich das Interesse Hamads wach erhielt und ihm die Hoffnung auf große Resultate einflößte. Onoor Issa hatte mir durch einen Boten berichtet, daß er mit Briefen und Geld für mich in Berber sei. Durch den Emir wäre er zurückgehalten worden, hoffe aber doch, bald weiterreisen und meine Flucht bewerkstelligen zu können. Dann erschien auch chloresäures Kali — ungefähr zwölf Zentner, wie man mir sagte —, Sirri bekam eine kleine Probe davon in die Hände und zeigte sie Hamad als Beweis dafür, daß unsere Experimente gelungen wären. Da Abdullahi und er zufrieden waren, sollten wir in unserer Arbeit fortfahren.

Die Geschichten, die aber in den nächsten Tagen zu den Ohren des Kalifen drangen, verursachten ihm nicht wenig Schrecken. Von uns glaubte keiner, daß die Truppen quer durch die Wüste in „eisernen Teufeln“ kommen würden, und als wir hörten, daß eine Eisenbahn gebaut werden sollte, wollten wir auch das nicht recht glauben. Was immer mit den „eisernen Teufeln“ gemeint war, es veranlaßte den Kalifen, seine Waffen und Munition genau zu inspizieren. Scheik en Deen mußte eine Inspektionsrunde antreten und die Arsenale untersuchen.*)

Er fand, daß einzelne Vorräte durch die Feuchtigkeit gelitten, daß die großen Mengen an anderen Orten von sehr schlechter Qualität waren, und daß überhaupt im allgemeinen die Pulvervorräte nicht derartig bestellt waren,

*) Es sind in dem Bericht über die Flucht Slatins einige Unrichtigkeiten dem Carl of Kimberley im April 1895 unterbreitet worden. Auf Seite 4 der betr. Schrift heißt es, daß die Gebäude der österreichischen Mission zu Reparaturenwerkstätten für das Arsenal verwendet worden seien. Die Kirche ist aber nie in dieser Art in Anspruch genommen worden. Meine Beschreibung entspricht den wirklichen Tatsachen. Auf Seite 7 heißt es: Neufeld rief in Rhartum die erste Salpeteraffinerie ins Leben. Es hängt zwar nicht viel davon ab, ist aber jedenfalls ein Bericht, der zu schweren Mißverständnissen führen kann. Salpeteraffinerien bestanden lange vor meiner Zeit in Darfour und Dndurman, ebenso in Rhartum. Auch hierin

wie der Kalif annahm. Der Kalif drohte, daß er den Direktoren der Pulverfabrik, Abd es Semmieh und Hassan Hosay, eine Hand und einen Fuß werde abschneiden lassen, wenn sie nicht das gesamte vorhandene Pulver wieder gut machen könnten. Awad, als Chef des Bet el Mal, fragte nun, ob es nicht möglich sei, eine Maschine zu konstruieren, die die Pulverbestandteile pulverisiere; das geschah, wurde aber mit der Hand ausgeführt. Ich versuchte, Nahum Abbajee für die Arbeit zu interessieren, da es Zeit war, daß wir aus unserer Alchimistenküche herauskamen, denn, wenn Scheik ed Deen unser Geschäft zu genau besehen hätte, so hätten wir Unannehmlichkeiten haben können. Da Nahum Abbajee aber der Ansicht war, daß meine Hilfe



Das von Neufeld konstruierte Modell einer Pulvermaschine.
Nach einer Photographie.

bei Experimenten und Maschinenkonstruktionen nicht viel wert war, wollte er mit der Sache überhaupt nichts mehr zu tun haben. Er fand, daß sein Leben schon genug in Gefahr gewesen; Sirri aber wollte bleiben. Ich erfand nach dem Muster eines alten deutschen Spielzeuges eine Pulvermaschine und

tann man sich auf meine Darstellung der Verhältnisse vollkommen verlassen, so wie man auch gesehen haben wird, daß ich die Salpeterproduktion eher zu hintertreiben als zu fördern suchte. Ferner sagt man, daß die Pulverfabrik in Halseyeh gewesen sei. Das war nie der Fall. Bis zur Explosion war sie in Omdurman und wurde dann nach und nach nach der Tutiinsel gebracht. Als ich im November 1897 Khartum verließ, um wieder in den Saier zurückzukehren, war der Umzug noch nicht vollzogen. Auf Seite 10 heißt es in Bezug auf die Münzen, „die Annahme von Münzwerten ist ein interessantes Zeichen für die Abnahme der Macht der Derwische.“ Auch hier verweise ich wieder auf meine Angaben, die gerade das Gegenteil dartun.

verbrachte wieder einige Wochen damit. Hamaida, der Schreiner, machte uns ein Modell, das prachtvoll arbeitete, und der Kalif war so sehr entzückt davon, daß er befahl, mir meine Ketten ganz abzunehmen. Die Mörser wurden sogleich in Arbeit genommen, ebenso der Balken, der den Pulverisator heben und fallen lassen sollte, aber da entdeckte man, daß die Maschine mit meinen Größenangaben nicht ausgeführt werden konnte. Ich wußte das schon, als ich den Entwurf zeichnete, aber ich hatte gehofft, daß man jemanden nach dem Süden schicken werde, der so große Bäume bringen sollte, daß man die Balken von der gewünschten Länge bekommen könnte; und hätte so wieder einen sehr erwünschten Aufschub gewonnen. Osta Abdallah und Khallel Hassanein, die vielleicht eifersüchtig auf mich waren und fürchteten, daß ich ihre Stelle einnehmen könnte, gingen aber zum Kalifen und sagten, daß ich alle ihrer Meinung nach zum Narren hielte und Awad el Mardi ein Freund der Regierung sei und mir bei meiner Betrügerei helfe, aber Jacoub, der anwesend war, stand für mich ein. Während der Unterredung sagte der Kalif, daß er gehört habe, daß in meinem Lande Frauen und Kinder Patronen mit Maschinen machen, und daß ich ihm eine solche Maschine verfertigen solle, während man die Pulvermühle konstruiere.

In den zehn Jahren, in denen ich so schwer mit Ketten belegt gewesen, konnte ich nur noch mit Mühe meine Füße heben und von einer Stelle zur anderen schleichen. Die Reifen an den Füßen hatten eine Bewegung von 20—24 Zentimeter erlaubt. Als ich von den Fesseln frei war, rannte und sprang ich den ganzen Tag herum wie ein Besessener, doch rief die plötzliche Muskelanstrengung ein Anschwellen derselben von den Hüften bis zu den Knöcheln hervor, das mir die entsetzlichsten Schmerzen bereitete. Ich war gerade so weit, daß ich dem Kalifen die Modelle vorlegen konnte, als ich wieder krank wurde. Da hatten Osta Abdallah und Hassanein nochmals Gelegenheit, dem Kalifen vorzustellen, daß ich ihn zum Narren halte. Der Kalif schickte nach Awad und dieser sagte ihm, er sei überzeugt, daß ich mein möglichstes tue und sicher mit der Zeit Erfolg habe und daß er, wenn er nicht Vertrauen in mich hätte, mich nie zu so wichtigen Arbeiten empfohlen haben würde. Auch jetzt trat Jacoub wieder für mich ein und sagte, daß man jeden, der mir nicht helfe, oder der mich gar in meinem Tun behindere, als einen Feind des Mahdismus ansehen müsse. Obschon er, wie er zugestand, nichts von Maschinen verstehe, so mußte doch seiner Meinung nach „etwas im Kopf eines Menschen sein, der Maschinen erfinden könnte, und es sei weit besser, diesen Kopf im eigenen Dienst zu verwenden als im Saier faullenzen zu lassen.“ Awad sagte ferner, daß, wenn Osta Abdallah und Hassanein das Material, wie meine Konstruktion es verlange, nicht haben und nicht

finden können, ich wohl imstande sein werde, eine andere Maschine zu erfinden, die mit dem vorhandenen Material zu bauen sei. Das gab den Ausschlag, und der Kalif befahl, daß an beiden Maschinen weiter gearbeitet werden sollte, er es aber für besser hielt, daß man mich in Ketten lege, damit ich nicht entfliehen könne; und so hatte ich am dreizehnten Tage nach meiner Befreiung auch meine Ketten wieder. Da ich mich nicht von meinem Hause fortbewegen konnte, kamen die Tischler mit ihrem Handwerkzeug und dem nötigen Material zu mir, da der Kalif wünschte, daß die Maschinen so schnell als möglich fertig gemacht werden sollten. Abdallah Sulieman, der Chef der Patronenfabrik, beschäftigte damals 1500 Mann, die Abdullahi gerne für den Kriegsdienst gehabt hätte.

Da es mir unmöglich gewesen, meine Modelle oder die Photographien davon wieder zu erhalten, so habe ich hier dieselben neu konstruiert. Maschinen-

kundige werden leicht die Mängel meiner Modelle, namentlich die unnötigen Komplikationen in denselben herausfinden. Ich arbeitete unter der Oberaufsicht von ziemlich guten Ingenieuren, so daß nicht allzu grobe

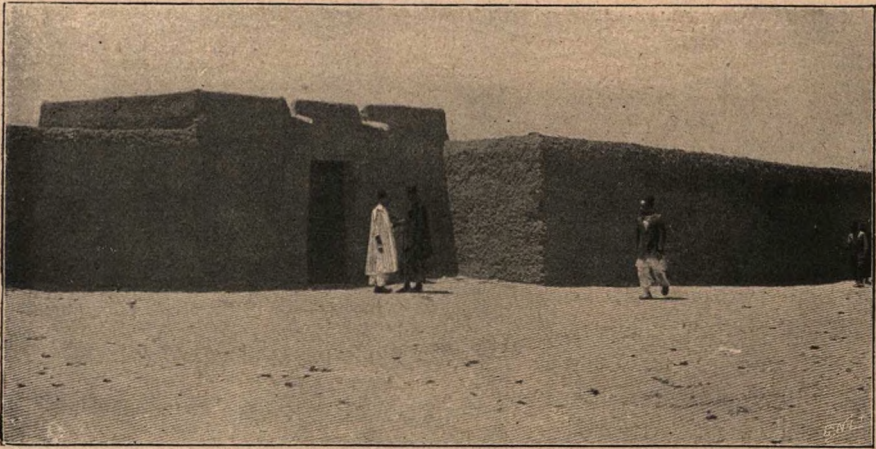
Fehler gemacht werden konnten. Einzelne wurden entdeckt und korrigiert, den Hauptfehler aber konnte Abdullahi nicht herausbekommen und Hamaida, der ihn hätte sehen können, freute sich über den Trick, den ich spielte. Die verschiedenen Ideen, die ich so beiläufig aufgeschnappt hatte, als ich noch in Verbindung mit Gordons Korps stand, kamen mir jetzt sehr zu statten. Als man Abdullahi das Modell der Patronenmaschine zeigte — Verber war indessen genommen worden — war er wütend und rief: „Ich will Patronen und keine Modelle.“ Darauf befahl er, daß man mich aus meiner Wohnung entfernen solle, daß ich den ganzen Tag hart arbeiten müsse und daß man mich nachts mit den anderen Gefangenen, die dort arbeiten mußten, ins Gefängnis des Arsenal's einsperren sollte.

Um wieder Zeit zu gewinnen, bestand ich auf der Ausführung eines



Osta Abdallah (in der Mitte). Nach einer Photographie.

Holzmodell für die Patronenmaschine, wonach dann erst die Metallarbeiter arbeiten sollten. Jacoub hatte Befehl gegeben, daß das ganze Material des Arsenal's zu meiner Verfügung gestellt werde, und während das Holzmodell gemacht wurde, beschäftigte ich mich damit, alle diejenigen Gegenstände für mich zu reklamieren, die Osta Abdallah für seine Arbeiten brauchte. Ich verlangte auch die Achse eines alten Gordondampfers, in die Exzenter geschnitten werden sollten, und tat mein möglichstes, die besten Drehbänke durch diese Arbeit zu ruinieren, aber es kamen doch vier oder fünf exzentrische Scheiben zustande. Bei dem Tempo, in dem die Arbeit vorrückte, hätte ich wahrscheinlich vier Jahre zur Vollendung der Maschine gebraucht, und wäre



Osta Hamaida (im weißen Burnus).
Nach einer Momentphotographie.

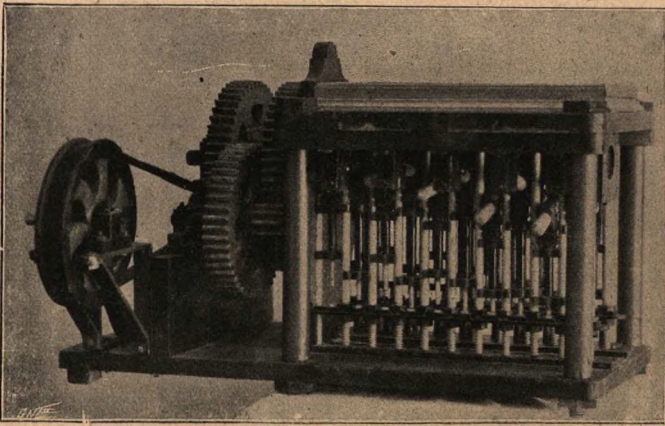
sie dann fertig gewesen, so wäre ein Unglück passiert, bei dem vielleicht verschiedene getötet oder verletzt worden wären.

Es machte mir ein teuflisches Vergnügen, jedes gute Stück Metall zu zerstören, das ich in die Hand bekam, um es für meine Maschine zu brauchen. Die Menge Kupfer und Messing, die ich für mich beanspruchte, verhinderte die Produktion von Patronen beträchtlich, und dabei behielt ich die geschicktesten Arbeiter bei mir zurück, statt daß sie auf der Tuttiinsel hätten nützlich sein können. Jetzt gab es kein Zurück mehr; Abdallah war mein geschworener Feind, ich wußte aber, daß je mehr ich unter seinen Augen zerstörte, um so weniger riskierte, daß er zum Kalifen gehen und meine Arbeit als „*shoogal khabaß*“ (Schwindel) bezeichnen werde, denn er selber wäre dafür bestraft worden, daß er nicht eingeschritten sei, ehe all der Schaden geschehen. Immer



Neufeld in Ketten.

noch suchte ich neues Material für die Maschine (denn sobald ein Stück ausgeschnitten war, entdeckte man, daß ein Fehler in bezug auf Länge oder Dicke gemacht worden war; natürlich waren die Stücke immer zu kurz oder zu dünn, so daß man neues Material aus den Vorratsräumen holen mußte) und unterdessen wurde der Dampfer Safia gegenüber dem Mokranfort vor Anker gelegt, um repariert zu werden. Statt daß man das Schiff seiner ganzen Länge nach auf den Grund stellte, wurde es nur in der Mitte unterstützt und Bug und Stern waren frei. Zu jener Zeit waren alle Schiffe dem Bet el Mal unterstellt, und als Osta Abdallah das Schiff für unreparierbar erklärte, fragte mich Awad, der in so schlimmer Zeit die Ungnade



Das von Neufeld konstruierte Modell einer Patronenmaschine.
Nach einer Photographie.

des Kalifen fürchtete, ob die Safia wirklich nicht zu retten sei. Ich nahm einige Männer mit, die Osta Abdallah feindlich gesinnt waren, und wir erklärten, daß das Schiff zu reparieren wäre. Awad war sehr erfreut darüber, ich wurde auch hier Oberinspektor und meine Arbeit bestand darin, daß ich mich manchmal unten versteckte und heimlich rauchte.

Im August 1897 kehrte Dnoor nach Omdurman zurück und schickte mir durch Umm es Shole Bericht. Die Bedeutung desselben erhellt aus meiner Antwort, die ich schreiben und ihm heimlich zukommen lassen konnte, und die dem ersten Offizier, dem er begegnete, übergeben werden sollte.

„In Uebereinstimmung mit dem Ueberbringer Dnoor gelang es mir, aus dem Saier herauszukommen und nach Khartum zu gelangen, wo ich unter Aufsicht zwei Jahre zubrachte. Dnoor konnte sich nicht per-

fönlich mit mir über Fluchtpläne beraten, doch wäre die Flucht leicht, wenn ich Geld hätte. Im Mai 1896 schickte mir Onoor durch seinen Boten Ihren Brief und die Mitteilung, daß er Geld für mich habe und nur die Gelegenheit abwarte, mir dasselbe nach Khartum zu schicken. Jetzt (Juli—August 1897) ist er nach Omdurman gekommen und findet mich



Wir erklärten, daß das Schiff zu reparieren wäre.

infolge des Krieges in einer sehr schwierigen Lage. Er sagt mir, daß er nach Suakim geschickt worden sei, wo er ins Gefängnis kam und wo ihm mein Geld abgenommen worden sei, er hatte auch keine Antwort auf den an mich geschickten Brief erhalten und wußte nicht einmal, ob ich denselben wirklich bekommen habe. Hier hat er sich etwas Geld geliehen, wofür ich zum Teil Bürgschaft geleistet, und Onoor verspricht, in drei Monaten mit Nachrichten von ihnen wieder hier zu sein, auch mit genügend Geld, um

meinen Unterhalt und meine Flucht zu bestreiten. Der weitere Verlauf des Krieges wird uns bald lebendig oder tot von der wilden Horde befreien.

Der größere Teil des Arsenal's ist nun nach dem Bet el Mal übergeführt worden und was noch zurückblieb, wird wegen des Krieges bald nachkommen; ich werde auch mit dem Arsenal übersiedeln und dann habe ich vielleicht Gelegenheit, Onoor zu sehen, wenn nichts die außerordentlich guten Beziehungen zwischen mir und meinen gegenwärtigen Vorgesetzten stört. Bitte, geben Sie Onoor (hier folgt ein Verzeichnis von Medikamenten), es erleichtert den Verkehr mit der Außenwelt sehr, wenn man ein wenig praktiziert. Ich hoffe, daß Onoor bei Ihnen einen Brief von meiner Familie findet; ich bin wohl, auch meine Tochter Bakhita und ihre Mutter Umm es Shole sind ganz gesund. Ich grüße Sie."

Jeden Tag kamen Nachrichten, die den Kalifen sehr beunruhigten. Man erzählte sich von Kriegsschiffen, die bei Khartum rekognoszierten, von dem „eisernen Teufel“, der vorwärts kroch, worauf er seine ganzen Besitztümer in seiner Nähe haben wollte. 150–200 Mann wurden nach Khartum geschickt, um das Missionsgebäude, ebenso die Moschee und alle anderen Gebäude zu zerstören, damit die Feinde nirgends Obdach finden sollten. Man beobachtete mich mit dem größten Argwohn, denn so viel ich mich auch bestrebte, ruhig zu scheinen, gelang es mir doch nicht, meine fieberhafte Aufregung zu verbergen, da ich jeden Augenblick die Rückkehr Onoors erwartete. Jetzt hätte ich fliehen können, da Duzende von Booten und Hunderte von Männern damit beschäftigt waren, das Arsenal überzuführen, aber Onoor erschien nicht wieder. Gegen Ende November 1897 wurde ich mit den letzten Materialien von Khartum nach Omdurman gebracht und wieder in den Saier gesteckt, nur so lange, sagte man mir, bis im Bet el Mal ein Haus bereit sein würde, in dem wir unsere Pulver- und Patronenmaschinen fertig machen konnten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wieder Gefangener im Saier.

Als ich im November 1897 wieder nach dem Saier kam, war ich nur Besuch und zwar vornehmer Besuch. Man sagte mir, daß ich nur so lange hier bleiben sollte, bis die Räumlichkeiten im Bet el Mal in Ordnung seien, in denen ich meine Arbeiten vollenden sollte. Jacoub und der Kalif sahen dieser Vollendung mit lebhaftem Interesse und großer Unruhe entgegen, aber Osta Abdallah und Khaleel Hassanein versuchten alles mögliche, mich, da ich einmal im Saier war, auch darin festzuhalten. Als Awad sich wieder für mich verwandte, überzeugten die beiden Ehrenmänner Jacoub, daß des Schatzmeisters Interesse für mich der beste Beweis von dessen Sympathie für die Regierung sei, und schließlich gelang es ihnen auch, Awad noch ins Gefängnis zu bringen, und diesem wurden die fürchterlichsten Strafen angedroht, falls er mit mir sprechen würde.

Ungefähr eine Woche nach meiner Rückkehr in den Saier sagte mir Umm es Shole, daß sie Onoor Issa gesprochen habe, und dieser Omdurman gar nicht verlassen hätte, während ich seine Rückkehr zur Zeit der Uebersiedelung des Arsenal's, wo jeder Tag hundert günstige Fluchtgelegenheiten bot, so sehnsüchtig erwartet hatte. Ich fürchtete, daß er mich noch verraten und, um sich dort beliebt zu machen, beim Kalifen die Briefe abgeben werde, die ich ihm mitgegeben, und schickte Umm es Shole mit der Aufforderung, mir das Schreiben zu geben, zu ihm, da ich noch Einzelheiten beifügen wolle. Onoor ahnte meine Absicht und ließ mir sagen, daß mein Mangel an Vertrauen ihn kränke, daß er einen Erlaubnißschein habe, nach Suakim Handel zu treiben, aber gegenwärtig verdächtig sei und darum nichts wagen könne,

aber meine Sache besorgen wolle, sobald sich ihm Gelegenheit dazu biete. Daraufhin traute ich ihm wieder und fügte meinen Notizen folgende Zeilen hinzu, die ich ihm dann sofort sandte:

„Neuigkeiten von hier (dem Saier): Slatin kennt den Saier. Vom Bet el Mal aus nach Morrada stehen sechs halbkreisförmige Forts, jedes Fort hat drei Kanonen, aber die Seitenflanken haben nur Schießscharten für Gewehre. Die Brustwehr ist aus Nilschlamm gemacht und scheint nur drei Meter dick zu sein. Die meisten Forts sind direkt unter der hohen Mauer. Ein ähnliches Fort ist am Ende der Tuti-Insel, zwei weitere bei Halsefeh und ebenso viele in Hagra im Norden von Omdurman. Zwei Batterien sind in der Nähe von Mukran aufgestellt und sechs beherrschen den weißen Nil und den Arm, der die Tuti-Insel umfaßt, und soeben höre ich, daß jemand den Vorschlag machte, Torpedos in den Nil zu legen, um die Dampfer in die Luft zu sprengen. Ueber das Heer weiß Slatin mehr als ich; Wad Beshir ist mit ungefähr zweitausend Mann von Ghesiera hereingekommen. Osman Digna ist mit einer Macht, die ich nicht kenne, in Halsefeh. Onoor wird Ihnen alles über diese Truppen berichten. Ahmed Fedeel ist in Sabalooka (Shabluka) und sie werden besser wissen als ich, wie stark er ist. Die ganze Bevölkerung, die hier geblieben, fürchtet sich vor den wilden Horden der Dermische und bittet Gott, daß er sie aus diesen Händen befreien möge und daß Sie sie vor dem Los der Saalin bewahren möchten. Ich bitte Sie, diesen Brief vollkommen geheim zu halten. Es sind unter ihren Spionen Verräter (diese Bemerkung bewahrheitete sich einige Wochen später). Wenn auch nur ein Ton von dem, was ich Ihnen hier mitteile, zu des Kalifen Ohren dringt, so bin ich verloren. Antworten Sie mir deutsch, da sonst niemand hier die Sprache versteht. Man soll keinem Araber trauen, ob er nun zivilisiert sei oder nicht. Onoor ist überhaupt der einzige, der mir irgendwelche Nachrichten gebracht hat. Er ist unser bester Vermittler. In der Hoffnung auf baldige Antwort von Ihnen, versichere ich Sie meiner Ergebenheit und bete zu Gott, er möge Ihnen helfen, daß Sie uns bald erreichen. Ich bin nur so lange wieder im Gefängnis, bis das Gebäude für mich im Bet el Mal vollendet ist. — Der Kalif hat Nachrichten bekommen, daß Rekognoszierungsdampfer gegen Khartum gehen.“

Erst gegen Ende Dezember erhielt Onoor die Erlaubnis, Omdurman zu verlassen. Er eilte nach Suakim und übergab dem dortigen Kommandanten meine Zeilen. Sechs Monate später brachte er mir den Dank des Offiziers und Geld für meinen Unterhalt. Seltsamerweise bekamen die auf Omdurman vorrückenden Offiziere die Vorstellung, daß die Forts, über die ich so eifrig Details gesammelt hatte und über die ich ihnen so viel genaue

Auskunft gab, „Neufelds Forts“ gewesen seien und daß diese nun niedrigerissen werden sollten. Sogar mein guter Freund — der König unter den Berichterstattern — Mr. Bennet Burleigh sagte mir, daß er geglaubt habe, ich habe dieselben entworfen und gebaut. Sie waren ganz allein das Werk von Husef Mansour.

In der Zeit, von der ich spreche, war das Gefängnis überfüllt von solchen, die des Einverständnisses mit der Regierung verdächtig waren. Von Ibrahim Pasha Fauzi und Awad el Mardi habe ich schon gesprochen; Fogal, der mich damals auf meiner Expedition begleiten sollte, war ebenfalls ge-



Umm es Shole sagte mir, daß sie Onoor Issa gesprochen habe.

fangen, es dauerte aber drei Monate, bis ich ihn sprechen konnte, und das war ein Jahr nach meiner abermaligen Gefangenschaft; und auch erst im letzten Augenblick meiner Befreiung vernahm ich die wirkliche Geschichte meiner Gefangennahme. Jeden Tag kamen neue „Regierungsleute“ zu uns, von denen die interessantesten eine Gesellschaft von 16—18 Spionen, unter denen Warrat von Dongola, Abdallah Mahaffi von Merawi, Ujjai von Kassala und andere von Suafim waren. Sie waren durch andere Spione verraten worden, deren Namen ich jetzt vergessen habe, es hat aber nichts zu bedeuten, denn ohne Zweifel haben die Verrathenen nach der Einnahme von Omdurman Rache an ihnen genommen. Der oder die Verräter waren Dongalawis, vielleicht die einzige Diebesgesellschaft, die den Begriff der Ehre untereinander nicht kennt.

Wenn auch der Anteil, den die Welt am Vorrücken des Sirdar genommen hat, bedeutend war, mir in Omdurman hatten doch die größte Aufregung und Angst zu ertragen. Seltsame Gerüchte gingen um, daß dem Kalifen Hilfe angeboten worden sei, um das Vorrücken der Truppen zu verhindern, und kurz ehe ich Khartum verließ, wurde ihm auch vom Süden eine Feldkanone mit einer Menge Munition, Messing und Patronen als Geschenk übersandt. Eine der Patronen wurde nach dem Arsenal geschickt, um als Muster zu dienen, und man erzählte sich auch verschiedene Geschichten über die Herkunft der Kanone; sie ist aber bei der Einnahme von Omdurman natürlich mitgenommen worden, und da wird man auch der wahren Geschichte auf die Spur gekommen sein.

Erst als ich im Gefängnis Ibrahim Wad Hamza von Berber und Hamed Wad el Malek sprach, erfuhr ich, daß der König von Abyssinien den Kalifen um Hilfe gegen die Italiener gebeten hatte, und der Bote war auch nach dem Arsenal in Khartum gekommen, um die Vorräte zu inspizieren, aber ich durfte nicht mit ihm sprechen. Man hatte ein Abkommen getroffen, nach welchem die Abyssinier eine Handelsstraße von Gallabat eröffnen und jeden Monat ein gewisses Quantum Kaffee und andere Lebensmittel als Gegenleistung für die vom Kalifen zugesagte Hilfe liefern sollten. Aber der Tribut war noch nicht lange bezahlt, als ein anderer Bote erschien, der dem Kalifen Hilfe gegen die vorrückende Armee versprach und eine Flagge überbrachte, die der Kalif hissen sollte, da die Truppen auf diese Fahne nicht feuern würden. Diese wie alle anderen Verhandlungen des Kalifen mit fremden Mächten wurden privatim gehalten, doch gab der Kalif in diesem Fall seine Antwort in Gegenwart aller Emire. Er gab die Fahne zurück und sagte: „Ich habe eine heilige und religiöse Mission, ich baue auf Gottes Hilfe, ich brauche die Hilfe der Christen nicht. Wenn ich je menschliche Hilfe gebrauchen sollte, so steht mir der mohammedanische Knabe näher und gilt mir mehr als ein Christ.“ Mit diesen Worten entließ er den Boten und seine Begleiter. Die einzige Erklärung, die wir für diesen Vorgang finden konnten, war die, daß der Kalif jedem zeigen wollte, daß er sich eher dem Khediven unterwerfen, als die Hilfe einer christlichen Macht annehmen würde, das hieß also nie, denn er schaute zuversichtlich dem Tag entgegen, an dem er auf der Zitadelle von Kairo seine Galgen errichten und den Khediven und „Burrin“ (Lord Cromer) als erste daran aufknüpfen würde. Für die Sudanesen war Lord Cromer oder wie sie sagten „Burrin“ (ihre Aussprache des Wortes Baring) dem Khediven gegenüber in derselben Stellung, wie Jacoub beim Kalifen.

Von dem Tage an, wo Mahmoud aufbrach, bis zur Ankunft der sieg-

reichen Armee in Omdurman, wurde ich mit Fragen halb tot gequält; die Mahdisten wollten wissen, ob diese Truppen dem Schem gehören, der 1884 Gordon zu Hilfe gekommen war; die Gegner des Mahdismus wünschten, daß sie einem andern gehörten. Aus den arabischen Zeitungen, die bis nach Omdurman kamen, hatten die Sudanesen erfahren, daß es zwei Stämme in



Der Bote des Königs von Abessinien inspizierte das Arsenal.

England gab, von denen jeder durch mächtige Schems beherrscht werde. Der eine war der Schem von 1884 und der andere derjenige, der gesagt hatte, wenn er den Mahdismus nicht vernichte, so kehre er nicht wieder zurück. Für die Mahdisten waren die Truppen, die jetzt kamen, diejenigen, die damals „fortliefen“; für die „Regierungsleute“ war es gleichgültig, welcher Schem die Führung hatte, britische Truppen rückten vor und das genügte. Nachts saß unser Kreis zusammen und besprach alle Nachrichten, die man

untertags aufgeschnappt hatte, und obgleich wir das Beste hofften, gewann doch meistens Furcht und Besorgnis die Oberhand.

Mahmoud war mit der Ordre nach Metemineh geschickt worden, dort zu warten und alles zu tun, um die Truppen zu schikanieren, wenn sie den Fluß überschreiten wollten. Wenn er stark genug sei, sie anzugreifen, so sollte er es tun, wenn nicht, so sollte er sich nach und nach gegen Kexxeri zurückziehen, wo nach einer alten Prophezeiung die große Schlacht geschlagen werden sollte. Mahmoud befolgte diese Instruktion nicht, sondern ging nach dem östlichen Ufer herüber, worauf der Kalif ihm den Befehl schickte, nicht in Zareebas oder Verschanzungen zu bleiben, sondern die Ungläubigen im offenen Feld anzugreifen. Noch hatte sich die Aufregung darüber, daß Mahmoud den Befehlen des Kalifen zuwidergehandelt, nicht vollständig gelegt, als die Nachricht kam, daß er die Engländer angegriffen und vernichtet habe. Aber andere Berichte folgten gleich nach, und wir hörten von einem Häuflein von ungefähr 38 Schwarzen, die die ägyptische Uniform trugen, bald die Wahrheit. Es waren Dermische, die in Dongola und Abou Hamad gefangen genommen und in die Uniform der Armee gesteckt worden waren; sie desertierten aber zu den Dermischen und kamen als Spione in den Saier. Durch diese erfuhren wir, daß Osman Digna nach Omdurman zurückkehrte, um dem Kalifen den Hergang zu berichten.

„Was für Nachrichten bringst du mir, und wie geht es den Gläubigen?“ fragte ihn Abdullahi. „Herr,“ entgegnete Osman, „ich führte sie ins Paradies.“ Osman hatte das all die Jahre hindurch in jeder Schlacht getan und die Geduld des Kalifen war erschöpft; er wollte Siege und nicht Pilgerzüge seiner besten Truppen in die andere Welt haben. „Warum bist du denn nicht mit ihnen gegangen?“ fragte er. „Gott“, entgegnete Osman, „hat es nicht gewollt, er hat noch Arbeit für mich, und wenn diese Arbeit vollendet ist, wird er mich rufen.“ Der Kalif wußte wohl, wie es auch im ganzen Sudan bekannt war, daß Osman einen ausgezeichneten Blick für die Schlachtfelder hatte und daß er an einem Unglückstage eine Stunde früher als jeder andere wußte, daß er sich nun rasch entfernen müsse. Sein Erscheinen gab den Bewohnern von Omdurman genügenden Aufschluß über die wahre Sachlage und über den Wert der Siegesnachrichten der Dermische. Auch der Kalif konnte die Wahrheit nicht mehr verbergen, wollte aber noch Aufklärung über die entsetzliche Vernichtung haben und kam zu dem Schluß, daß alles nur geschehen sei, weil die Gottheit verletzt worden war, da Mahmoud den Befehl, den der Kalif, durch den Propheten inspiriert, gegeben, mißachtet und so die Niederlage herbeigeführt hatte. Als andere Flüchtlinge hereinkamen, erzählten sie ungeheuerliche Geschichten von Riesendampfern mit Riesen-

kanonen, die „Teufel“ und „Blitz“ abfeuerten; diese Beschreibung bezog sich wahrscheinlich auf das Schnellfeuer, dessen Spuren ich nachher noch überall fand und das in Omdurman ungeheure Verwüstung anrichtete.

Beim Fall von Dongola hatte ein Mograbin (von Tunis oder Algier), namens Maurani, Jacoub seine Dienste als Torpedomacher angeboten und gesagt, er könne mit seinen Maschinen jedes Boot auf dem Nil in die Luft



Wir hörten von einem Häuflein von Schwarzen bald die Wahrheit.

sprengen. Damals war sein Anerbieten abgelehnt worden, denn der Kalif sagte, daß er die Absicht habe, alle diese Boote für sich abzufangen, und nicht wünsche, daß sie zerstört werden; nachdem ihm aber die Berichte von der Schlacht bei Atbara gebracht waren, sah er ein, daß etwas zu seiner Sicherung getan werden müsse. Abdallah und Hassanein schlugen vor, mittels einer Kette eine Sperre durch den Shabluka zu legen, und sammelten dazu fast

jedes Stück Kette, das man in Omdurman aufstreifen konnte; ihr Plan war, nach der Beschreibung, die man mir davon machte, folgender: Die Ketten sollten quer über den Strom gelegt und am anderen Ufer mit Pfosten, die man in die Erde schlug, befestigt werden; damit sie nicht in das Flußbett hinabsinken könnten, war eine gewisse Anzahl großer hölzerner Bojen gemacht worden, die in bestimmten Abständen zwischen der Sperre befestigt werden sollten. Sie hatten berechnet, daß die Bojen unter der Last der Ketten gerade bis unter die Oberfläche des Wassers sinken und die Ketten so eine Art Schlingen bilden würden, in denen sich die Schaufeln und Steuer der Kriegsschiffe verfangen müßten. Wenn sie nicht weiter konnten, sollten Mansurs Leute, die an den Ufern aufgestellt waren, die Mannschaft totschießen und die Schiffe hernach nach Omdurman bringen.

Zu jener Zeit war beim Arsenal ein Mann namens Mohamad Burrari, ein Freund der Regierung und erbitterter Feind Mansurs und der andern angestellt; diesem wurde der Auftrag gegeben, die Bojen an den bestimmten Punkten der Kette zu befestigen. Einige Tage nachdem die Sperre beschlossen worden und ich unter dem Tor des Gefängnisses meine Heilkunst ausübte, erhielt ich einen interessanten Patienten. Es war Burrari, der seinen Kopf derart in Tücher eingewickelt hatte, daß man ihn nicht erkennen konnte. Er erzählte mir, was man mit dieser Sperre beabsichtige, und wie es ihm gelungen sei, den Plan zu zerstören. Die Ketten wurden über das Hinterteil der im Nil von einem Ufer zum andern verankerten Bojen geführt und Burrari hatte ihnen die Stellen, wo die Bojen liegen sollten, angegeben, aber anstatt die Bojen wirklich festzulegen, hatte er die Ketten nur durch einen Ring an denselben gezogen, so daß die Bojen von einem Ufer zum andern geschoben werden konnten. Durch die Strömung wurden sie nach der Mitte der Kette getrieben, diese zerriß durch den Stromwiderstand und wurde fortgerissen. Es ist leicht zu erraten, warum Burrari zu mir kam. Er dachte, da er beim Bau der Sperre beteiligt gewesen sei, könne er von den Engländern für einen Mahdisten gehalten und erschossen werden, und wollte sich mir durch die Bekennung seiner Tat als getreuen „Regierungsmann“ zeigen, damit ich im Notfalle für ihn sprechen könne, was ich auch zu tun versprach.

Es waren nun keine Ketten mehr vorhanden, mit denen eine andere Sperre gebaut werden konnte, und man mußte vor allem dafür sorgen, daß diese schrecklichen englischen Schiffe nicht bis Omdurman vordringen konnten. So wurde denn wieder Maurani um Rat gefragt, und dieser schlug vor, daß man zwei zylindrische Dampfkessel, die damals in Rhartum lagen, entzwei schneiden und mit Pulver füllen solle. Die offenen Enden sollten dicht verschlossen und das ganze durch Elektrizität zum Explodieren gebracht werden,

sobald die feindlichen Schiffe sich näherten. Sirri, der frühere Telegraphenbeamte, sollte den elektrischen Apparat herbeischaffen und bedienen, erklärte aber, daß er von diesen Dingen nichts verstehe. Nun sollte ich mein Urtheil über die Ausführbarkeit von Nauranis Plan geben und man machte mir klar, daß jede Zylinderhälfte dreißig Cantaren ($1\frac{1}{2}$ Tonnen) Schießpulver fassen könne.

Naurani wollte also Minen und nicht Torpedos anlegen, doch wurde letztere Bezeichnung beständig gebraucht. Ich entgegnete, daß ich, wie Naurani schon gesagt, wüßte, daß Torpedos auf der See große Schiffe zerstören könnten, daß ich aber nie von deren Verwendung auf Flüssen gehört und daß ich Naurani nicht für fähig hielt, dieselben zu bauen. Der Kalif war mit meiner Antwort nicht zufrieden und ließ mir sagen, daß er glaube, ich könne wohl bei der Konstruktion von Torpedos helfen, wenn ich nur wolle. Daraufhin entgegnete ich, daß ich Naurani sehr gerne helfen würde, daß aber ihr Vorhaben sehr gefährlich sei und ich fürchte, daß die Torpedos explodieren könnten, während wir noch daran arbeiteten. Mir selber wäre der Tod recht, doch möchte ich nicht gerne vom Propheten für das Leben anderer zur Verantwortung gezogen werden. Vielleicht war es unklug, daß ich religiöse Skrupel anführte, denn der Kalif glaubte nie an meine Bekehrung, faßte die Sache so auf, als ob ich mich weigere zu helfen, und ließ mir wieder extra schwere Ketten und Ringe anlegen.

Naurani bestand darauf, daß sein Plan ausführbar sei, und mir wurde befohlen, ein kleines Torpedo zur Probe anzufertigen. Mansur, Hassanein und Abdallah führten die Arbeit zur Probe ganz heimlich nach dem Modell aus und dann wurde das fertige Torpedoschiff nach dem blauen Nil gebracht, unter ein Boot gelegt und explodierte. Das Resultat war vollkommen zufriedenstellend; das Boot wurde in Splitter gebrochen und es stieg eine große Säule Wasser und Schmutz in die Luft, was natürlich noch mehr Eindruck machte, als die Zerstörung des Bootes.

Die „Torpedos“ wurden nun sogleich bestellt und man arbeitete Tag und Nacht daran. Die Dampfkessel wurden zu Platten für die offenen Enden zurechtgeschnitten, Drähte und „Schnüre“, wie man mir sagte, für den inneren Mechanismus angebracht, und nach ungefähr vierzehn Tagen hörte ich, daß vier große und ein kleines Torpedo an Nilboote befestigt jeden Augenblick vom Stapel gelassen werden konnten, und andere noch in Arbeit waren.

Ich erhielt einen zweiten Besuch von Burrai, der beim Legen der Minen behilflich sein und von mir erfahren wollte, wie man dieselben schadlos machen könne. Nach seiner Beschreibung der Drähte zc. kam ich zu der Ueberzeugung, daß man zur Hervorrufung der Explosion sich der Elektrizität bedienen wolle,

besonders da Burrai die Leinen anvertraut waren, die er ablaufen lassen sollte, während die Torpedos sanken, und deren freie Enden fest um die Pfosten zu winden hatte, die am Lande direkt südlich von Khor Shamba eingeschlagen worden waren. Ich sagte ihm, daß, wenn irgend einer der Drähte oder Schnüre gerissen sei, die Minen nicht losgehen könnten, und machte ihm den Vorschlag, einem der Leitungsdrähte einen starken Ruck zu versetzen, sobald die „Tonnen“, wie er die Sprengschiffe nannte, versenkt seien. Was nun geschah, ist bekannt, wie es geschah, wird keiner erfahren. Man sah Burrai auf der Ismailia, welche die steinbeladenen Mißschiffe mit den Torpedos versenken sollte; die Boote sollten leertgemacht werden, sodaß Boot und Torpedo langsam sinken konnten. Als ein Torpedo versenkt war, erfolgte sofort eine Explosion; die Boote mit Naurani und 30—40 Mann wurden in tausend Stücke gerissen, die Ismailia flog in die Luft, und das Hinterteil, das noch eine Zeitlang stromabwärts schwamm, versank auch bald. Als man Burria aus dem Wasser herausfischte, war das Fleisch seines linken Beines und der Rippen vollständig fortgerissen. Sieben Tage lang litt er fürchterliche Schmerzen, und fragte oft nach mir, aber ich durfte ihm nur Karbolsäure für seine Wunden schicken, ihn aber nicht besuchen. Auf alle Fragen, wie das Unglück geschehen sei, konnte oder wollte er nicht antworten, und sagte nur, er habe die Leitung in Ordnung bringen wollen, damit sie sich nicht verwirre.

Wie leid mir auch Burrias Tod tut, so kann ich mir doch keinen Vorwurf machen; ich kann mir nur denken, daß eine Art Detonator an den Torpedos angebracht war, der durch die Behandlung, die ich Burrai vorschlug, allein schon explodierte. Ungefähr zu der Zeit der Explosion kehrte Dnoor zurück; wenigstens erhielt ich den Brief und das Geld von Suakin. Jeder, der jetzt nur die leiseste Sympathie für die Regierung hatte, kam nun unter allen möglichen Vorwänden zu mir ins Gefängnis und ich erhielt Bericht über alles was geschah, sodaß ich an Dnoor Notizen über viele Details schicken konnte, wie z. B. über die Art der verschiedenen Waffen, die die Derwische hatten, über die Menge der Munition und die Pläne des Kalifen, soweit sie bekannt waren. In einem meiner Briefe benachrichtigte ich die Truppen von der Explosion der Torpedos und von der Absicht neue zu versenken, machte auch weitere Angaben über die Forts, und bat Dnoor, diese Berichte so schnell wie möglich zu befördern, was er auch zu tun versprach. Ich weiß nicht, wem er meine Notizen übergab, oder ob er sie überhaupt abgab, er schrieb mir aber auf meine diesbezüglichen Fragen von Omdurman aus, daß er durch Osman Digna am Nil festgehalten worden sei, ob das auf dem Hin- oder Rückweg von der Armee geschah, weiß ich aber nicht. Meine Ansicht ist, daß Dnoor, nicht wissend wie die Dinge sich gestalten würden, die ganze Zeit in



Als ich noch halb bewußtlos dalag, drehte man mich um, um mir noch fünfhundert Peitschenhiebe zu verabsolgen.

Omdurman geblieben ist. Gewannen die Engländer, so war er als wohlbekannter Spion seines Lebens sicher, gewannen die Derwische, so war er doch unter seinen eigenen Leuten und konnte ihnen weismachen, daß er zu ihrem Siege beigetragen hatte, er war nicht der einzige im Sudan, der den Mantel nach dem Winde drehte, das taten auch andere, wie z. B. Hassib, Abou und Hoyal.

Eben war mein letzter Kriegsbericht abgeschickt, als der Tischler des Arsenal's Mohammed Ragheb zu mir kam, um mich wegen der Torpedos um Rat zu fragen. Er mußte beim Legen derselben helfen und wollte von mir wissen, wie er sie schadlos machen könne, denn es lag auch ihm daran, daß ich mich seiner Bereitwilligkeit, der Sache der Engländer zu dienen, erinnere und ein gutes Wort für ihn einlegen könnte, wenn er angeklagt werden sollte, gegen die Regierung gehandelt zu haben. Mit ihm verband sich auch einer meiner Freunde Ali Baati und andere, denen es wirklich ernst zu sein schien, die Pläne von Mansor, Hassanein und Abdallah zu durchkreuzen, um den Regierungstruppen nützlich zu sein. Ragheb konnte mir über die Art der Entzündung der Torpedos nicht mehr Auskunft geben, als Burrai. Alles was er wußte war, daß er die „Tonnen“ zwei- oder dreimal mit Drähten umwinden wollte, damit sich dieselben nicht zerren konnten. Zuerst riet ich ihm, all den Zement, der die Löcher und Spalten füllte, zu entfernen, damit Wasser in die Mordinstrumente eindringen könne, und dann die Drähte, die die „Tonnen“ umgaben an verschiedenen Stellen zu durchschneiden, aber so, daß man es nicht bemerkte, was Ragheb gelungen sein muß, denn keines der kleinen Sprengschiffe explodierte, obschon Mansor, als die Kriegsschiffe vorbeifamen, Leute beordert hatte, sie anzuzünden.

Es ist mir unmöglich jetzt, da ich von all den Dertlichkeiten so fern bin, deren bloßer Anblick all die damit verbundenen Einzelheiten wieder in mir wachrufen würden, mich der Namen aller derer zu erinnern, die zu mir kamen, um mir ihre Ergebenheit der Regierung gegenüber auszudrücken; alle riskierten ihr Leben, wenn sie sich gegen den Mahdismus auflehnten. Es ist nur gerecht, wenn ich ein oder zwei Beispiele, die mir gerade einfallen, hier anführe, besonders da ich von ein oder zwei befreiten Galunken gesprochen habe, denen ich, wie ich oft gesagt habe, nicht einmal die wenigen Formalitäten des Standrechtes gewähren würde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es nähert sich dem Ende.

Die Ereignisse folgten nun rasch aufeinander. In der allgemeinen Aufregung war von Schlaf fast keine Rede; Tag und Nacht ertönten die Trommeln und der schaurige Ruf der Ombejehs, und man wußte weder Tag noch Datum; sogar der Freitag, der hohe Tag des Mahdismus verlor sich in der allgemeinen Aufregung, und man unterließ es, die obligaten Gebete zu sprechen.

Tag und Nacht wurde Kriegsrat gehalten, und was für Geschichten bekamen wir zu hören! Der Emir Abd el Baagi wurde von Jagub und dem Kalifen mit der Aufgabe betraut, immer in Fühlung mit den Feinden zu bleiben und jeden Augenblick Berichte nach Omdurman zu schicken, und kein Feldherr hat ein besseres Auskunftsbureau gehabt, als der Kalif in Abd el Baagi. Seine Boten kamen zuerst in Zwischenräumen von einigen Stunden und zuletzt stündlich. Wir waren sehr erstaunt, als wir hörten, daß Sabalooka verlassen werden sollte. Die Ketten Sperre, die die Kriegsschiffe zurückhalten sollte, hatte versagt, da die Ketten brachen; also war es Allahs Wille, daß die Schiffe vorrücken sollten. Dann explodierten die Minen. Wieder war es auf Allahs Wille geschehen, der den Menschen zeigen wollte, daß er Herrscher sei. Die wahre Tatsache aber war, daß, als die sudanesischen Truppen bei Sabalooka hörten, daß die Engländer Geschosse auf ihren Schiffen hätten, die einen halben Tag weit, ja auch über die Berge flogen, — sie es für geraten hielten, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen. Eine alte Prophezeiung sagte, daß die Entscheidungsschlacht bei Kerrerri stattfinden solle; hier sollten die Ungläubigen vernichtet und alle Schwankenden auf der Seite der Gläubigen getötet werden, die Ueberlebenden würden sich dann zusammentun und als Aus-

ermählte die ganze Welt erobern. Es wurde beschloffen, daß sich die Gläubigen in Omdurman sammeln und die Ungläubigen an sich herankommen lassen sollten. Während man sie auf der westlichen Flanke angriff, sollte ein großer Ausfall aus der Stadt gemacht werden; die Ungläubigen sollten dann von drei Seiten angegriffen, nach den Ebenen von Kerreri zurückgedrängt werden, zwischen drei Feuer geraten, gefangen genommen und vernichtet werden. Die Kriegsschiffe würden ihre Geschosse nicht abfeuern, so glaubten sie, da die eigenen Leute getroffen werden könnten. Raum war aber dieser Plan gefaßt, als auch schon Einwendungen dagegen erhoben wurden, denn diese entsetzlichen Kriegsschiffe konnten eine halbe Tagereise von Omdurman entfernt vor Anker liegen und von da aus die Stadt in Trümmer schießen und die Gläubigen unter den Ruinen begraben.

Wieder führte man die Prophezeiung aus, und beschloß endlich auszugehen und die Regierungstruppen aufzusuchen. Jeder Mann mußte die Stadt verlassen, damit, wenn es den Ungläubigen gelingen sollte, in die Stadt einzuziehen, sie nur Frauen und Kinder finden, und nicht Belagerer, sondern Belagerte würden.

Ganz Omdurman war voll von Abdullahis Spionen, die sich als Freunde der Regierung ausgaben, den bekannten Regierungsfreunden ihre Meinung über die Chancen, die der Mahdismus habe, entlockten und zu gleicher Zeit die Stimmung der Bevölkerung sondierten. Ihr Lieblings-Jagdgebiet war natürlich der Saier, wo sowieso schon die einflußreichsten Persönlichkeiten versammelt waren. Die Beharrlichkeit, mit der diese Spione den Plan ausmalten, daß ganze Gruppen der Gefangenen im Schutz der Nacht zu den Engländern übergehen könnten, die Besorgtheit, mit der sie wissen wollten, wie man es anstellen könnte, daß man bis ans feindliche Lager gelange, ohne niedergeschossen zu werden, um dann einmal dort die freundlichen Absichten dartun zu können — erweckte in uns den Verdacht, daß Abdullahi im Sinne habe, einen nächtlichen Ausfall zu wagen. Nur wenige wußten besser als wir, was das Resultat einer derartigen Taktik sein würde. Ein Handgefecht mit der Derwischhorde war auch für die bestgedrillte Armee keine Kleinigkeit. Fünf- oder sechsmal so schnell als geübte Truppen, aber dabei doch ruhig in ihren Bewegungen, kämpft jeder, wenn der Augenblick des Angriffs naht, für sich und kümmert sich nicht um Befehle; flink und geschmeidig wie eine Katze, blutdürstig wie halbverhungerte Tiger, die sich auf menschliche Beute stürzen, ihr eigenes Leben nicht achtend, um sich hauend und stoßend mit Schwertern und Speeren, wenn sie schon aus unzähligen Wunden bluten, von denen jede einzelne einen Europäer kriegsuntüchtig machen würde, — das waren die 75 000—80 000 Krieger, die dem Kalifen zur Verfügung standen, um das

kleine Heer, das der Sirdar ins Feld führte, zu bekämpfen. Die Geschütze, die Gewehre, die Bajonette hätten nichts ausrichten können, wenn diese Horden sich nachts über die Engländer gestürzt hätten.

Wir hatten gehört, wie in Atbara die Regierungstruppen in der Nacht vorgerückt waren und bei Tagesanbruch die Schlacht geliefert hatten, indem sie zuerst mit ihren „Teufeln“, „die von so weit herkamen“, die Zareebas vernichteten. Zusammen mit Fauzi, Hamza dem Saalin und anderen kamen wir zu der Ansicht, daß wahrscheinlich auch bei Kerreri dieselbe Taktik innegehalten werden würde, und schwuren deshalb den Spionen, daß die Engländer nie zweimal dieselbe Sache machen, daß sie in diesem Fall während des Tages marschieren und in der Nacht angreifen werden, weil der Sirdar Angst habe, seine Soldaten sehen zu lassen, wie groß die Armee des Kalifen sei, da sonst seine Leute sogleich Reißaus nehmen würden. Unser Rat war, daß die Gläubigen im Lager bleiben und den Angriff erwarten sollten. Es wäre sehr schlimm für mich gewesen, wenn der Sirdar seine nächtliche Attacke hätte ausführen wollen, denn dann hätte er die Derwische auf dem qui vive gefunden, und man hätte mir einen Vorwurf machen können, daß ich diesen Rat gegeben. Ich dachte aber, daß es dem Sirdar kaum einfallen könne, in dieser Art vorzugehen, und von unser Seite erfüllte jede Art Geschichte ihren Zweck, wenn sie nur den Kalifen und seine Ratgeber in dem Plan unsicher machte, einen nächtlichen Ausfall mit der Aussicht auf guten Erfolg wagen zu dürfen.

Die Bevölkerung teilte sich in dieser Zeit in drei Lager; die einen beteten, und zwar ehrlich für den Sieg des Mahdismus, die zweiten beteten öffentlich auch um den Sieg, aber innerlich flehten sie ums Gegenteil, und das dritte und größte Lager bestand aus denen, die abwarten wollten, wer gewinnen werde, um sich dann zu entscheiden. Duzende von Leuten kamen zu mir ins Gefängnis und baten mich um Rat, was sie vor Ankunft der Truppen tun könnten, um ihre gute Gesinnung darzutun, und man muß nicht vergessen, daß sie in der Stunde der Befreiung den Tod riskierten. Für die meisten war ich „der Bruder von Stephenson, dem Engländer“ und „meine Brüder“ kamen mit den Regierungstruppen her; und diese Leute brachten mir die Informationen, die ich täglich durch Spione hinausgeschickte. Abdullahi el Mahaffi, der von Major Fitton einige Informationen hatte, fragte nach mir, bat mich, jede nur mögliche Auskunft über Waffen und Munition der Derwische zu geben und schickte mir Worraf, der aus dem Gefängnis befreit worden war, zu, um ihm irgend welche Nachrichten zu senden. Worraf erwartete ohne Zweifel eine gute Belohnung und wollte also meine Botschaft selbst übermitteln. Er wurde noch von zwei anderen begleitet,

und ich gab ihm neben der schriftlichen Auskunft über die gewünschten Dinge, mit der ausdrücklichen Warnung vor den Minen bei Halseyeh, mündliche Aufträge, damit er, falls die Papiere verloren gingen, doch Nachricht bringen könnte. Sie gingen weg, wurden aber von den Rundschaftern des Abd el Baagi aufgehalten; sie bliesen ihre Wasserflöhen auf und schwammen unter einem Regen von Kugeln durch. Worraf muß getötet worden oder ertrunken sein, da man nie mehr etwas von ihm hörte, doch die anderen zwei erreichten die britische Linie, gaben ihre Botschaft ab und sagten, daß dieselbe durch Worraf, von dem sie glaubten, er sei unter die Strömung nach dem östlichen Ufer des Nils gerissen worden, bestätigt werden würde. Das waren meine letzten Boten gewesen.

Einer der Aufseher hatte sich in eine solche fanatische Erregung hineingearbeitet, daß er alle Gefangenen und mich speziell mit der Schilderung der Verhältnisse zu erbauen suchte, die eintreten werden, wenn die Ungläubigen vernichtet würden. Er malte sich in den glühendsten Farben den Augenblick aus, in dem die obersten Offiziere, deren Augen man ausgestochen habe, damit sie nicht in das gütige Antlitz seines Herrn schauen könnten, die Schwelle des Saier überschreiten würden, um hier zum Gaudium des Volkes durchgeprügelt zu werden. Wie wenig dachten die Offiziere des Sirdar an jenem Septemberabend, als einer der Saieraufseher zu ihren Füßen winselte, daß einige Tage vorher derselbe Mann es sich in wilden Bildern ausgemalt hatte, wie sie gefangen und gepeitscht mit den anderen meiner „Brüder“ in Umm Hagar schmachten würden. In seiner wahnsinnigen Aufregung stürzte der Aufseher auf mich und hätte mir fast ein Auge ausgestochen. Wir rangen miteinander und ich wurde so wütend, daß ich mich hinreißen ließ, ihm zuzurufen, daß die Prophezeiung, die er eben über meine Brüder ausgesprochen, ebenso die Mahdisten treffen könne. Es war ein Glück für mich, daß einige Tage vorher Jdris el Saier einigemal nach mir geschickt hatte, um mich zu fragen, was für eine Stellung er einnehmen solle, wenn die Engländer gewannen. Ich versprach, daß ich, wenn er mich gut behandle, ein gutes Wort für ihn einlegen wolle, vielleicht aber machte folgende Geschichte Fauzis einen noch größeren Eindruck auf ihn. Dieser erzählte nämlich, daß, als die Engländer Aegypten eingenommen hatten, in Kairo und in Alexandrien je ein Gefängnisaufseher gewesen sei. Derjenige in Kairo behandelte seine Gefangenen gut, der in Alexandrien tötete sie und entfloh über das Meer hin nach einem andern Lande, aber die Engländer holten ihn ein und hängten ihn in seinem eigenen Gefängnis auf. Da Jdris wußte, daß die Truppen nahe waren, nahm er mich unter seine besondere Obhut, denn er hatte erfahren, daß ich meinen „Brüdern“ Botschaft gesandt hatte und sie also

wußten, daß ich noch am Leben sei, und nun fürchtete er, daß sie ihn, falls sie mich tot fänden, nun an denselben Galgen zu meiner Leiche hängen würden. Obschon er den Aufsehern und Spionen riet, zu sagen, daß ich verrückt sei, und nicht gewußt habe, was ich sagte, drang doch die Kunde und der Inhalt meiner kleinen Rede zu Ohren Jacoubs, so daß ich um so



In seiner wahnsinnigen Aufregung stürzte der Aufseher auf mich.

sorgfältiger bewacht wurde und niemand mit mir sprechen durfte. Man hatte die Absicht gehabt, mich aus dem Gefängnis zu führen, um die große Schlacht mit anzusehen, aber ich glaube, ich war der einzige Christ, der nicht mit in die Schlacht ziehen mußte. Ich hatte Idris gebeten, meine Ketten nicht zu entfernen, wenn man nach mir schicken würde, weil ich keine Lust hatte, als freier Mann in der Kleidung eines Derwisches tot oder lebendig

aufgefunden zu werden und jeder Versuch, während des Kampfes zu den Engländern überzugehen, unfehlbar damit geendet hätte, daß ich niedergeschossen worden wäre.

Der Kalif saß acht Tage lang in der Moschee im Zwiegespräch mit dem Propheten und dem Mahdi, und am Dienstag abend oder Mittwoch früh vor der entscheidenden Schlacht faßte er endlich mit seinen hohen Helfern den Entschluß, einen Ausfall aus der Stadt zu wagen. Mittwoch nachmittag fand eine große Truppenschau auf dem neuen Paradeplatz statt, und schon während der Zeit langten alarmierende Nachrichten durch Abd el Baagis Boten ein. Anstatt, wie zuerst beabsichtigt, nach der Stadt zurückzukehren, brach der Kalif mit seinem ganzen Heer in westlicher Richtung auf und diesem übereilten Vorrücken ist es zuzuschreiben, daß der größte Teil der Waffen und Munition, die er brauchte, im Bet el Mal Amana zurückgelassen wurde, da Abdullahi die Absicht gehabt hatte, den Rest der Gewehre und der Munition erst im letzten Augenblick zu verteilen, wenn seine Truppen dieselben zur Selbstverteidigung gegen die Ungläubigen brauchen sollten. Er konnte nur seinen Baggara und Taifi trauen. Scheik el Deen mit Yunis, Osman Digna, Kalif Shereef und Ali Wad Helu bildeten mit 35 000 Reitern und Waffen die Vorhut, dann kam Jacoub als Befehlshaber einer ebenso großen Abteilung von Schwert- und Speerträgern, so daß das Heer im ganzen ungefähr 75 000—80 000 Mann stark gewesen sein muß. Da jeder männliche Bewohner aus Omdurman entfernt worden war, hatte der Kalif die Aufseher mit hundert Gewehren versehen, damit sie jeden niederschießen konnten, der einen Fluchtversuch machen wollte. Es regnete in der Nacht in Strömen und am folgenden Morgen erhob sich die Armee in sehr ungemüthlicher Verfassung und auch etwas deprimiert, aber Abdullahi hob ihre Stimmung durch die Schilderung einer Vision, die er gehabt hatte. Während der Nacht waren ihm der Prophet und der Mahdi erschienen und hatten ihm den Ausgang der Schlacht angekündigt. Die Seelen aller Gläubigen, die fielen, sollten ins Paradies kommen, während die Legionen der Hölle die Seelen der Ungläubigen in Felsen rissen. Als einer dem anderen noch diese Geschichte erzählte, näherten sich die Kriegsschiffe, und es wurde der Befehl erlassen, gegen Norden zu marschieren, da das Gerücht verbreitet war, daß die Engländer ihre großen Geschütze auf der Tutiinsel aufstellten, um das Lager zu stürmen.

Wir hörten es auch im Gefängnis, daß die Kriegsschiffe und das Donnern der Geschütze immer näher und näher kam. Bevor wir aber herausgefunden hatten, ob die große Schlacht wohl schon geschlagen sei, kam ein Junge, den ich auf dem Dach eines Aufseherhauses aufgestellt hatte, und er-

zählte, daß die „Teufel“ an Galfeyeh vorbeikamen. In demselben Augenblick wurden wir von Staub und Steinen überschüttet. Eine Kugel hatte den oberen Teil der Gefängnismauer getroffen, und die gegenüberliegende Mauer war dann in das Frauengefängnis gestürzt. Wir Gefangenen liefen davon und legten uns, da wir das für das sicherste hielten, an der Nordwand des Saier platt auf den Boden. Die Luft war nun von einem solchen Getöse, Geschrei und Gejammer erfüllt, daß wir armen Gefesselten glauben konnten, es sei ein Heer von Verdammten losgelassen. Zitternd schauten wir uns gegenseitig hilfessuchend an, dann aber bemerkte ich, daß die Kugeln alle hoch gingen und über uns hin flogen. Ich sprang auf und rannte, so schnell ich eben mit meinen Fesseln konnte, in die Mitte des nun offenen Platzes, wo ich allen zurief, sich um mich zu scharen. Ich erzählte ihnen, daß meine „Brüder“ meine Botschaft erhalten haben, und daß sie um meinwillen alle Mitgefangenen schonen werden. Ja, nun war ich verrückt, ich lachte und jauchzte und sang und schrie und warf den über unsern Häuptern dahinsausenden Todesboten Kußhände zu, ich breitete die Arme aus, als wollte ich die Bombe umfassen, die einige Sekunden später in der Moschee niederfiel und 72 Betende tötete*).

Ich wurde nur dadurch gerettet, daß Jdris die rasenden Baggara-gefangenen im Umm el Hagar einschloß, so daß wir, Fauzi der Jaalin und andere „Freunde der Regierung“ im Freien allein gelassen wurden. Dann hörten wir Näheres über die Schlacht; uns wurde erzählt, daß zwei der Kriegsschiffe gesunken und die anderen sich wieder zurückgezogen hätten. Fauzi und ich saßen verzweifelt nebeneinander. Es sollte sich also nochmals die Geschichte der Belagerung von Khartum von 1885 wiederholen. Ich war ganz betäubt, der Wechsel von der tollen Freude zur Verzweiflung war mehr, als der stärkste Mann nach zwölfjähriger Gefangenschaft hätte ertragen können. Glücklicherweise brach ich zusammen und schluchzte wie ein kleines Kind.

In der Nacht hörten wir erst das Tapp, Tapp von einigen Füßen, dann aber merkten wir, daß Tausende eilenden Laufes in die Stadt hinein kamen. Es ist ohne Bedeutung, was man da alles erzählte, nur was tatsächlich sich ereignete, ist von Interesse. Nach dem Bombardement der Forts schickte der Kalif Boten aus, die ihm Bericht von Omdurman bringen sollten. Als man ihm sagte, daß alle Dampfer zerstört worden seien, befahl er, daß zum Zeichen des Sieges Schüsse abgefeuert werden sollen und rief dabei aus:

*) Die Bomben, die durch die Luft flogen, hatten eine eigentümliche Wirkung, sie schienen die atmosphärische Luft zu komprimieren, so daß sie zur Erde niedergedrückt wurde, und wir den Druck der Luft direkt fühlten, so daß einigen davon übel wurde.

„Ed been mansour! — der Glaube siegt.“ Als aber andere Boten hereingelaufen kamen und mit ernstern Gesichtern Jacoub sehen wollten, ehe sie dem Kalifen ihre Berichte überbrachten, verbreitete sich bald das Gerücht, daß die



Ich breitete die Arme aus, als wollte ich die Bombe umfassen.

Salve abgegeben worden sei, um einen ernstlichen unangenehmen Vorfall zu vertuschen. Erst erfuhr ich, daß nicht die Dampfer, sondern die Forts zerstört worden seien, dann verloren die Abergläubischen den Mut, als es bekannt wurde, daß eine Kugel in das heilige Grab des Mahdi gefallen sei, und viele entwichen dann nach der Wüste hin, kehrten dann aber wieder zur

Stadt zurück. Später stellte es sich heraus, daß eine Bombe nicht nur den Mimbar (das Pult), sondern sogar den Mihrab, die heilige Nische, die die Richtung von Mekka angibt, zerstört habe. Wo sollten sich die Mahdisten nun sammeln? — und so kam es, daß noch mehr desertierten. Zwischen zehn und elf in der Nacht kam ein reiterloses Pferd von der englischen Kavallerie mit gesenkten Kopfe auf die Reihe der Derwische zu. Der Kalif hatte erzählt, wie er in einer seiner Visionen den Propheten zu Pferde vor den himmlischen Heerschaaren habe herreiten sehen, die die Ungläubigen vernichten sollten. Die Erscheinung des reiterlosen Pferdes war nun zu viel, entsetzt entfloh mindestens ein Drittel der Armee des Kalifen, und als Jacoub das seinem Herrn mittheilte, sagte er: „Die Prophezeiung wird sich erfüllen, wenn mir auch nur fünf Mann treu bleiben.“ Seine Baggara und Taifi waren um ihn herum, aber auch sie verloren den Mut, als sie den Kalifen stöhnend auf den Knien sahen, wie er das Haupt tief senkte und nicht mehr, wie er es sonst zu tun pflegte, die Gottheit anrief. Er raffte sich aber im Laufe der Nacht wieder auf und erfand genug Visionen, um die ihm noch übrig bleibenden, aber doch etwas deprimierten Truppen zu ermutigen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Endlich.

Es wird wohl niemand überrascht sein, wenn ich sage, daß ich die Vorfälle, die sich während meines letzten Tages und der letzten Nacht im Saier noch ereigneten, nicht mehr genau im Gedächtnis habe. Zu der Erregung, an der alle teilnahmen, litt ich noch unter derjenigen, die mich am Vormittag fast um den Verstand gebracht hatte. Da, wo ich mit vierzig anderen Gefangenen zusammengesesselt lag, konnte man das Wutgeheul der Baggara aus dem Umm Hagar hören, die unendliche Flüche auf das Haupt des Sohnes eines Hundes, Abdallah Neufeld, herunterwünschten und die mir alles mögliche androhten, wenn sie mich in die Hände bekämen, und daß sie auch Wort gehalten hätten, weiß ich genau. Von allen den Drohungen, die sie gegen mich aussprachen, war die fürchterlichste für mich, daß sie mein Blut trinken wollten, sobald meine Brüder in Omdurman einziehen würden. Die ganze Nacht hindurch hörten wir das Keuchen von Leuten, die hin und her liefen, und da wir nicht mehr schießen hörten, hatten wir die verschiedensten Vermutungen. Einmal dachten wir, daß die Truppen im Schutz der Nacht eine der Zareebas überfallen hätten, und daß die Flüchtlinge davon hervorkämen, dann wieder, daß der Kalif seine Pläne geändert und beschlossen habe, eine Belagerung in Omdurman auszuhalten. Die Vermutung, daß die Derwische das Lager der Feinde eingenommen, wurde bald widerlegt, denn die zurückkehrenden Derwische hätten doch immerhin noch so viel Kraft gehabt, daß sie den Sieg hätten verkünden können. Ich habe die Gründe angeführt, warum die Leute zurückkamen, aber ich habe sie erst später erfahren; für uns Gefangene war das eine Nacht voll Todesangst und Furcht und Hoffnung.

Beim ersten Tageslicht hörten wir ein dumpfes Donnern, bald war es von lautem Schreien begleitet, und wieder schien die Hölle losgelassen zu sein. Dann erfolgte eine furchtbare Explosion, die ganz Omdurman erzittern machte. Die Stadt war so gebaut, daß sie derartige Erschütterungen nicht zehn Minuten aushalten konnte, und wir hielten uns für verloren, doch wurde das Bombardement ebenso plötzlich eingestellt, als es begonnen hatte. Ich bat einen der Knaben des Aufsehers, das Dach des Umm Hagar zu besteigen und zu sehen, was die Kriegsschiffe machten, denn wir dachten, die Bombe sei von dorthier gekommen. Er berichtete, daß sie vor Halfayah still liegen und daß sie gar kein Feuer geben. Wir hörten aber das Donnern immerzu und schlossen daraus, daß die Engländer standhielten und so stieg auch unsere Hoffnung wieder. Es war nicht nötig, den Jungen zu instruieren, daß er uns rufen solle, wenn die Schiffe stromabwärts gehen und auf die Derwische feuern würden, wir konnten die Wechselfälle der Schlacht durch das wütende Getöse der verschiedenen Geschütze und die darauffolgende Stille fast ganz genau verfolgen; es war, wie wenn brausende Wogen am Felsen zerschellen. Wir zweifelten nun nicht mehr, daß die Engländer wieder die Taktik von Atbara verfolgt hatten und daß die Zareeba beschossen wurde, um nachher erstürmt zu werden. Unsere Vermutung war falsch, wie wir nachher vernahmen. Dann wurde das Knattern der Gewehre vom Wind weitergetragen, und wir hörten auch die Gewehre der Derwische, deren Knall wir deutlich herauskannten. Dann folgte ein langes Schweigen, wieder ein schreckliches Schießen, und wir Gefangene glaubten, daß jetzt die Reservezareeba weggenommen sei. Doch ist ja die Kriegsgeschichte bekannt und wer wird nicht gehört haben, daß in der zweiten Schlacht von Omdurman die Brigade von Mac Donald den Angriff der vereinigten Truppen der Scheiks ed Deen und Jagub zurückschlug? Man muß die Details von den Leuten hören, die jenen Tag miterlebt haben, und diejenigen, die Feldstecher hatten, konnten erkennen, wie Jagub vor seinen Schlachtreihen in rasendem Galopp auf und ab sprengte, und den Mann nachahmte, dessen Truppen bei jeder Salve Hunderte seiner Leute niederstreckten. Späterhin haben sie erfahren, wer der Mann gewesen, und gegenwärtig haben die beiden Worte Mac Donald und Es Sirdar die Wirkung einer Zauberformel auf die Sudanesen. Es war das nicht das erstemal gewesen, daß Mac Donald Derwische so furchtbar bestraft hatte, die bestimmt erwarteten, daß seine Truppen, wie es die früheren getan, die Waffen ins Korn werfen und entfliehen würden.

Während sich alle diese Dinge draußen zutrugen, nahm ich im Saier den Ratib von Ibrahim Wad el Fabel vor und versuchte eine Seite desselben mit Zeichnungen in roter und schwarzer Tinte zu illustrieren, um meine

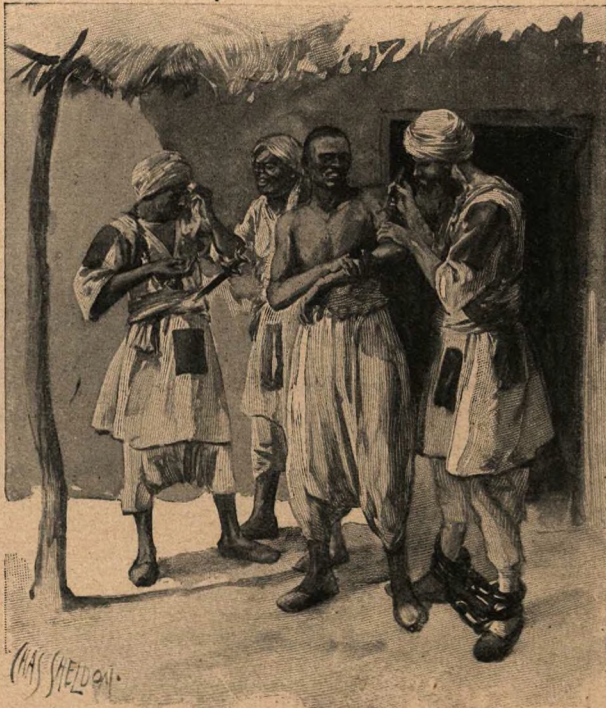
überreizten Nerven zu beruhigen. Durch diese Beschäftigung hatte ich oft einige Taler verdient, aber Fabel schuldet mir den Entgelt für diese letzte Seite noch heute. Ich ließ die Arbeit gegen Mittag liegen, um zwei jungen Männern zu helfen, die aus der Schlacht kamen. Der eine hatte eine Kugel über der linken Schläfe, der andere im linken Arm. Ich hatte nur ein Federmesser und machte einen Kreuzschnitt an der Stelle, wo ich in einem Fall die Kugel sehen und im anderen dieselbe fühlen konnte, und drückte sie aus; beide Kugeln hatten ihre Form behalten und müssen aus größter Schußweite her abgegeben worden sein. Vielleicht hätte man bei einem Europäer Chloroform zu dieser Operation verwenden müssen, aber bei einem Sudanesen war das nicht nötig. — Ich habe ja schon gesagt, daß sie mit zwölf tödlichen Wunden im Leibe noch wie toll um sich schlugen, und ein Derwisch kann und wird noch in dem Augenblick, in dem sich sein Herzmuskel zum letztenmal zusammenzieht, einen Gegner niederstrecken; er kennt eben keine körperlichen Schmerzen, wie wir sie kennen; so habe ich oft gesehen, wie man rotglühende Kohlen auf offene Wunden legte, ohne daß der Patient auch nur eine Miene verzog. Nachdem ich meinen beiden Patienten ein wenig Karbolsäure auf die Wunden gegossen hatte, mußten sie mir Nachricht vom Kriegsschauplatz geben und ich hörte, daß Jagub gefallen sei, fast alle Gläubigen tot oder verwundet wären, und der Kalif selbst zur Stadt zurückeile. Sie hatten ihn überholt, und als ich sie noch weiter ausfragte, sagte mir Idris, daß die Muslimanieh, die in der Schlacht hatten mitkämpfen müssen, nach der Stadt zurückgekehrt seien und nach europäischen Kleidern suchten, in denen sie die einziehenden Truppen begrüßen könnten.

Ich muß hier die Erzählung von den Vorgängen in den Reihen der Derwische geordnet zusammenfassen. Bei Sonnenaufgang entschloß sich Scheck el Dien (Sohn des Kalifen) am 2. September, mit seinen Schützen und der Kavallerie den Angriff zu unternehmen, indem er das Heer Jagubs mit dem Kalifen als Reserve zurückließ. Die Bomben, die in seine Reihen fielen, mähten seine Leute nicht nur in Reihen nieder, sondern sprengten Hunderte von Männern und Pferden einfach in die Luft. „Sobald sie das Schnellfeuer traf, rollten sie auf den Boden wie kleine Steine.“ Die Mezelei war so entsetzlich, daß Scheck el Dien selber die Leute hinter den Hügeln von Surghan im Westen zu bergen suchte. Um nun gut zu verstehen, was weiter geschah, und um klarzumachen, was für einen Ehrenposten der Scheck el Dien einnahm, muß ich noch von einem Ereignis sprechen, das im letzten Augenblick eintrat, ehe das Heer Omdurman verließ. Kalif Sherief hatte seit seinem Aufstand gegen den Kalifen niemehr die Erlaubnis erhalten können, die weiße Fahne, die speziell für die Familie des Mahdi gemacht worden



Adlan rief laut: „Nun ist mein Tag gekommen, fürchtet euch nicht, ich bin ein Mann!“

war, zu entfalten. Man glaubte, daß Abdullahi seinen Sohn zum Nachfolger machen werde, doch wäre das entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Mahdi geschehen, der Bad Helu und nach ihm Sherief zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Während nun Scheck el Dien den Oberbefehl hatte, wurde Sherief durchaus keine Truppenabteilung anvertraut, auch wurde die weiße Flagge der Mahdifamilie nicht aus dem Bet el Amana herausgeholt.



Ich hatte nur ein Federmesser und machte einen Kreuzschnitt.

Es herrschte darüber allgemeine Mißstimmung, die auch öffentlich zutage trat, und die Vertreter einiger der ersten Familien fragten, ob sie denn für Abdullahi oder den Mahdismus zu Feld ziehen? Man riet Abdullahi die weiße Fahne holen zu lassen und er ließ sie an der äußersten Linken seines Heeres entfalten, aber Scheck el Dien und Abdullahi rechneten darauf, als Sieger von Kerreri zurückzukehren, und dann hätte man die Thronfolgerfrage mit Hilfe einer Vision leicht gelöst.

Als der Kalif sah, wie Scheck el Dien zurückgeschlagen wurde, befahl er, daß Jagub vorrücken solle, und Scheck el Dien zog ihm entgegen, ver-

einigte die beiden Heeresabteilungen wieder und dann führten sie den entscheidenden Angriff auf die Brigade von Mac Donald aus. Der Kalif war abgestiegen und saß auf seinem Gebetsfell; in sechs Reihen umgaben ihn seine Mulazameen, und er beriet sich wieder mit dem Propheten und dem Mahdi, während seine Armee um Tausende dezimiert wurde. Jagub ritt mit seinen Emiren und der Leibwache von Reitern seinen Leuten voran und tat sein möglichstes, um sie noch zu einem letzten kräftigen Anprall gegen die Brigade zu bringen. Die weiße Flagge des Mahdismus wurde soweit vorgedrängt, daß sie auf das zweite Bataillon der ägyptischen Armee stieß, wo Oberst Pink stand. Fünf Standartenträger wurden niedergeschossen, andere eilten hinzu, um die Fahne wieder hochzuheben, doch bald war sie unter den Leichen ihrer Anhänger begraben. Fast im selben Augenblick hob eine wohlgezielte Bombe Jagub und seine Leibgarde „hoch in die Luft“, und vor den Augen des Kalifen wurde die Schwarze Fahne aufgepflanzt und die Derwische hatten ihre Lektion erhalten. Yunis brach sich durch die Leibwache des Kalifen Bahn; „Warum sitzt du da? Fliehe, alle werden getötet“, aber Abdullahi blieb sitzen und war ganz betäubt von dem, was er gesehen. Mit anderen zusammen half ihm Yunis wieder auf die Füße und schob ihn vorwärts, da sprang Abdullahi auf und rannte davon. Er wollte weder auf einem Pferd, noch auf einem Kamel reiten, und nachdem er mehreremal gestolpert und gefallen war, konnte ihn Yunis schließlich dazu bringen, einen Esel zu besteigen. Seine Armee war nun im vollen Rückzug begriffen, und von allen Seiten tönte ihm die Frage in die Ohren: „Wo, o Abdullahi, ist der Sieg, den du uns versprochen?“ Er rief dann seinen Kamelreitknecht und befahl ihm, mit den schnellsten Kamelen nach Omdurman zu reiten, dort seine Frauen, seine Kinder, seine Schätze zu holen, und alles nach der Zareeba el Arrada (dem Paradeplatz) zu bringen, der im Westen von Omdurman lag, wo sie sich treffen und entfliehen wollten. Als er bei der Zareeba ankam und seine Hausgenossen nicht sah und hörte, daß noch Tausende von den Seinen in Omdurman waren, entschied er sich, nochmals dorthin zurückzukehren und auf dem Gebetsplatz einen letzten Halt zu machen. Als er sich der Moschee näherte, sah er, daß Jagubs Eunuche vor derselben stand und er sagte diesem, daß er die Frauen und Kinder und die ganze Habe Jagubs sammeln und nach der Zareeba bringen solle. Da fragte der Eunuche: „Wo ist mein Herr?“ und Abdullahi, der sich zum letztenmal als allmächtigen Herrn fühlte, wande sich zu einem der Umstehenden und sagte: „Wer ist der Sklave, der es wagt, nach meinen Befehlen zu fragen?“ und von einer Kugel durchbohrt, fiel der Eunuche tot dem Kalifen zu Füßen.

Als der Kalif den großen Gebetsplatz erreichte, befahl er, daß die Trommel

gerührt und die Ombeyehs geblasen werden sollten, aber niemand gehorchte seinem Wort. Einige kamen, sahen wie er stumm da saß und wandten sich ab, einige nekten und fragten ihn, wie ich es selber hörte, „ob er auf seinem Gebetsfelle sitze“. Der Farwah oder das Gebetsstück ist das Fell, auf dem die Führer in früheren Tagen nach einer verlorenen Schlacht standen, um



Hunis veranlaßte Abdullahi, einen Esel zu besteigen.

den Tod zu erwarten. Da er sich von allen verlassen sah, rief er nach seinem Sekretär Abou el Gassim und fragte ihn, was er nun tun könne. Gassim empfahl ihm, vielleicht im Ernst, vielleicht im Spott, weiterzubeten, da vielleicht seine Gebete doch noch den Sieg bringen könnten. Es betete aber keiner mit ihm, und er sagte zu Gassim, daß er seine Hausgenossen sammeln und herbringen solle, worauf Gassim verschwand und nicht wieder kam. Die Stämme, auf deren Hilfe er so sicher gerechnet, die Baggara, Taaischi, Berti

Sabaoieh, Rhizgat, Digheem und andere strömten in Zahl von vielleicht 15 000 im Süden aus der Stadt heraus. Er rief nochmals zwei Männer, die vor die Stadt gehen sollten, um zu sehen, wie weit die Regierungstruppen vorgerückt seien, als aber die Boten die Gräber der Märtyrer, ungefähr 100 Meter von der Stelle entfernt, auf der der Kalif saß, erreicht hatten, standen sie plötzlich dem Sirdar gegenüber, dessen Stab sich an der Ecke der großen Stadtmauer befand; sie sahen noch, wie die Stabsoffiziere gegen den Bet el Mal zogen, und berichteten das dem Kalifen. Hierauf schlüpfte dieser durch die kleine Thür, die mit seinem Palast in Verbindung stand, wechselte die Kleider, nahm den Rest seiner Haushaltung mit sich und entwich in aller Stille, während der Sirdar, mit Ausnahme der vorerwähnten Strecke, in ganz Omdurman herumzog. Es ist jammerschade, daß der Stab seine ursprüngliche Richtung nicht inne gehalten, denn wenn er noch fünf Minuten auf der verlassenem Straße, die zu dem Gebetplatz führte, weiter gegangen wäre, so hätte er Abdullahi, der allein dort saß, in der Hoffnung, daß sich seine Getreuen noch zum letztenmal um ihn sammeln würden, greifen können.

Die Sonne ging unter und wir wußten noch nicht, was geschehen war; wir hatten die Trommeln und Ombeyehs gehört, die der Kalif hatte ertönen lassen, um die Gläubigen zusammen zu rufen, und eine Wolke von Wüstenstaub und die langsam vorrückenden Kriegsschiffe sagten an, daß die Truppen auf die Stadt zukamen. Idris fragte nochmals an, was er tun solle, und wußte nicht, ob er mit seinem Herrn entfliehen oder die Engländer erwarten solle. Ich riet ihm, die Tore des Saiers zu schließen, seine Flinten auf die Baggara zu richten, die den Eingang erzwingen wollten, und zu warten und zuzusehen, bis ihm jemand die Schlüssel abverlange, sei es der Sirdar oder der Kalif. In jedem Fall sei es seine Pflicht, die Gefangenen, die ihm anvertraut waren, zu schützen, und ich rief ihm zur Warnung die Geschichte Fauzis von den beiden Gefängniswärtern ins Gedächtnis zurück. Durch die gellenden Rufe der Frauen vernahmen wir, daß jemand bewillkommenet wurde, und merkten bald, daß diese Rufe den Engländern galten. Idris hatte uns in seiner Angst um die Gefangenen, früher als gewöhnlich in Reihen geschlossen, und ich war gerade an der Reihe, als er bleich vor Furcht hereingestürzt kam und mit schwacher Stimme mir meldete, daß „meine Brüder, die Engländer“ hier seien, daß der Sirdar nach mir gefragt und daß ich sofort kommen müsse. Mir schien es hundert Jahre zu dauern, bis die Ketten von meinen Füßen gelöst waren und ich, von Idris begleitet, dem Tore des Saiers zuschreiten konnte. Ich weinte trockenen Auges, sah undeutlich eine bewegte Gruppe vor mir und schrak erst aus meiner Betäubung auf, als ich englisch hörte, die ersten europäischen Laute seit sieben langen Jahren. Aus

dieser verschwommenen Gruppe, aus dem Dämmerchein, der für mich über allem lag, drang auf einmal eine Stimme zu mir: „Sind Sie Neufeld? Sind Sie wohl?“ Und dann schritt eine stattliche Gestalt auf mich zu und begrüßte mich mit einem herzlichen Händedruck. Es war der Sirdar.

Ich glaube, ich stammelte irgend etwas, als ich den Händedruck des einen und einen Schlag auf die Schulter von einem anderen empfand, ich weiß aber nicht mehr, was ich sagte. Als der Sirdar auf meine Fesseln blickte, fragte er zuerst: „Können die jetzt gelöst werden? Ich muß weitergehen.“ Es folgte nun ein sekundenlanges Gespräch mit Jdris und dann hörte ich den letzten Befehl, den ich im Saier empfangen sollte: „Neufeld, gehen Sie heraus! Sie sind frei!“ Das war die Ordre des Sirdar, und halb geschleppt, halb getragen von gütigen, starken Armen, gehorchte ich. Dann erinnere ich mich noch, daß ein englischer Offizier von seinem Pferd abstieg und mich in den Sattel hob; er marschierte neben mir her, obschon er von dem angestrengten furchtbaren Tag auch völlig erschöpft sein mußte.

Ich wurde dann zur Mahlzeit ins Hauptquartier geführt, wo sich der Sirdar den Luxus erlaubte, auf einem Angareeb auszuruhen, während die Stabsoffiziere in allen möglichen Stellungen auf dem Sand ganz abgehext lagen, aber doch eifrig damit beschäftigt waren, beim Schein von tropfenden Kerzen, Depeschen und Befehle zu schreiben. Es war eine Gesellschaft von Hungrigen, Durstigen und Erschöpften bei dem Feldmahl des 2. September, zu dem ich geladen war. Während man dafür gesorgt hatte, daß die Mannschaft gut untergebracht und verpflegt wurde, hatte der Stab sich selbst vernachlässigt; seine Kantine war meilenweit entfernt, auf langsamen Kamelen zurückgeblieben, und einer der glänzendsten Siege des 19. Jahrhunderts wurde mit einem Festmahl gefeiert, das aus einigen Bisquits, Wasser und meinem Gefängnisbrot bestand, das ich mit meinen nächsten Nachbarn teilte; dazu rauchten wir Zigaretten von Kairo, hatten den Wüstenand als Polster und den gestirnten Himmel als Dach. Bald nachdem ich die „Tafelrunde“ traf, hörte ich eine Stimme: „Wo ist Neufeld?“ Und der Frager stellte sich mir als Mr. Bennet Burleigh vom Daily Telegraphic vor. Ich hatte viel englisch um mich herum sprechen hören, hatte wohl auch vielerlei, das an mich gerichtet war, überhört, aber der Redestrom, der sich jetzt über mich ergoß, während ich noch in Ketten war, wirkte auf mich wie eine Offenbarung; Burleigh sprach ebenso malerisch, wie er schreibt, denn ich habe seitdem seine Schilderung der Schlacht gelesen. Er rannte fort und kam gleich wieder mit zwei Schmieden zurück, die versuchen sollten, meine Fußschellen abzunehmen; als es nicht ging, lief er wieder weg und brachte zwei Ingenieure mit, und während er vergebens nach Stemmeisen und anderem Handwerkszeug rief,

fragte er mich aus. Jeder versuchte nun, die Fußschellen aufzubrechen; einer, dessen Daumen zwischen den Hammer und die Kettenglieder geriet, schimpfte auf den Kalifen in nichts weniger als zarten Ausdrücken, und unter Flüchen und vielen Schlägen wurden die Fußschellen und die sie verbindenden Kettenglieder endlich entfernt, aber da man nicht genügend Werkzeug hatte, so mußten die Schellen selbst noch an den Füßen bleiben, bis wir auf den Dampfer kamen, von dem aus Hauptmann Gordon einen Teil der Truppen



Jeder versuchte nun die Fußschellen aufzubrechen.

nach der Stätte führte, wo die Totenfeier für seinen heldenhaften Onkel abgehalten werden sollte.

Solange Joseppi, der Landsmann von Slatin, mein Mitgefangener gewesen, hatte ich noch manchmal meine Muttersprache üben können, und das gebrochene Deutsch, das er radebrechte, hatte mich oft belustigt, aber nach seiner Ermordung und nach der Flucht von Pater Ohrwalder hatte ich nur noch im Traum oder im Selbstgespräch Gelegenheit, europäische Laute zu hören. Sieben Jahre lang hatte ich mit Ausnahme des Wortes „Torpedo“, wie der Algerier seine Minen benannte, keine Silbe europäischer Worte ver-

nommen. Die letzten Europäer, mit denen ich vor meiner Abreise aus Aegypten Verkehr hatte, waren Engländer gewesen, die erste Sprache, die ich wieder hörte, war Englisch, und da begegnete mir etwas Seltsames. Von dem Augenblick an, in dem ich Wadi Galsa verlassen, bis zu dem Moment, wo der Sirdar fragte: „Sind Sie Neufeld?“ schien jede sprachliche Erinnerung an meine Muttersprache vollkommen ausgelöscht, so daß ich, als der deutsche Militärattaché deutsch zu mir sprach, ihn wohl in der Hauptsache verstehen, ihm aber zu seinem sichtlichen Aerger kein Wort entgegen konnte. Erst lange Wochen nach meiner Rückkehr konnte ich mich wieder richtig deutsch ausdrücken. Mir selbst ist dieser Vorfall nicht unerklärlich, doch mag er für Spezialisten der Sprachpsychologie von Interesse sein.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Plünderung von Omdurman.

Angriffe auf friedliche Bürger. — Das Gemetzel der Unschuldigen.
Kritische Bemerkungen über den Sirdar.

Am Morgen nach der Schlacht kamen mehrere Stadtbewohner nach dem Lager heraus und beklagten sich über die Art, wie sich die Eroberer ihnen gegenüber benommen, und über die Plünderung ihrer Häuser. Da die meisten nicht wußten, daß der Sirdar und sein ganzer Stab ausgezeichnet arabisch sprachen, wandten sie sich an mich, damit ich ihr Anliegen vorbringe. In dem damaligen Zustand halber Verwirrung und Betäubung eilte ich auch, die Sache sofort zu rapportieren. Oberst Maxwell ließ mich gleich mit hundert Mann, einem Sergeanten und einem Offizier in die Stadt gehen, um die Häuser der Kläger zu inspizieren. Die Wahrheit kam erst viel später an den Tag, und da niemand besser in der Sache unterrichtet ist, so will ich auch ausführlicher davon sprechen.

Lange bevor die englischen Truppen die Stadt erreichten, hatten die Bewohner schon die mahdisischen Besitzungen und die Häuser der entfliehenden Baggare usw. ausgeraubt. Sie kannten die Vertlichkeiten zu gut, um eigentlich suchen zu müssen, sie wußten, wo irgend etwas des Mitnehmens werthes war, und kamen den Siegern um einen halben Tag mit plündern zuvor. In jedes bewohnte Haus wurde nun die Beute durch Diener und Familienglieder geschleppt, während der Hausherr Wache stand. Tatsächlich plünderten die Soldaten gegen Mitternacht; aber was? Angareeb's, um sich auszuruhen, da sie sich nicht auf den schmutzigen Erdboden von Omdurman legen wollten. Der Himmel weiß, wie sehr sie es verdienten, diese Angareeb's

auf eine kurze Zeit zu besitzen. Wenn Stadtbewohner beraubt wurden, so war es deren eigene Schuld. Die siegreichen und darum vergnüglich grinsenden Schwarzen hielten ihre Erbfeinde, die hellerfarbigen Stadtbewohner, scharf im Auge und sahen, wie sie mit vollen Händen hinein-, aber mit leeren Händen aus den Häusern herauskamen, oft legten sie, um noch mehr zusammenraffen zu können, ihre Beute vor den Häusern nur nieder und liefen wieder davon, und da annectierte eben der schwarze „Tommy“ alles, was er je zu gebrauchen hoffte. Der Sirdar selbst hätte die Sache nicht besser anordnen können, als wie sie sich in der Folge von selbst machte. Die Truppen konnten ihre Posten innehalten und die Baggaras beobachten, die irgendwie Schlimmes im Schilde führten, das Plündern wurde für sie durch die Einwohner selbst besorgt, die genau wußten, wo sie etwas finden würden. Damit war auch für die Truppen bedeutend Zeit gespart, und die Soldaten amüsierten sich darüber, daß sie die Beute so ohne Anstrengung und Risiko erhalten sollten, denn wie leicht hätten sie noch mit Baggaras, die sich in den Hütten versteckt halten konnten, ins Handgemenge geraten können? Wenn jemand eine besonders schwere Last herbeischleppte, so half ihm ein Schwarzer dabei, ein Kamerad kam noch dazu, und wenn der Plünderer sich dagegen verwahrte, daß er Hilfe brauche, so kam es zu derben Späßen à la Sudan und diese kleinen Händel und Kaufereien wurden dann zu großen Verbrechen aufgebauscht.

Die einzigen in Omdurman, die etwas zu verlieren hatten, das des Stehlens wert gewesen wäre, waren die Mahdisten selber und sie verdienten es, daß sie diese ihre unredlich erworbenen Schätze wieder los wurden. Wenn man sich über Plünderung beklagte, so hatte man drei Dinge zu beachten — der Kläger sollte beweisen, daß er nicht Mahdist sei, dann, daß das, was ihm am Abend des 2. September weggenommen worden, nicht von ihm selbst geraubt war, und ob seine Erzählungen über das furchtbare Elend und den Mangel an Nahrung, die er bei jeder Gelegenheit vorbrachte, auch berechtigt waren.

Ich erfaßte die Sachlage aber schnell, denn sobald ich die Soldaten vor den Häusern der „Regierungsleute“ sah, schloß ich mich einem Entdeckungszug nach den Wohnungen der bedeutendsten Baggaras und anderer an, empfahl den Soldaten, daß sie ihre Fußstöcke und Bajonette mitnehmen und die Wände der Harems nach verborgenen Schätzen untersuchen sollten, und freute mich, daß sie einiges fanden und daß die Leute zufrieden waren. Aber die eingeborenen Truppen sind sehr leicht zufrieden zu stellen. Wer in Omdurman Eigentum hatte, war stets ein Dieb oder Mörder. Die meisten waren mit dem Kalifen geflohen und es war nicht mit Absicht geschehen,

daß sie noch hie und da ein paar Taler zurückgelassen hatten, die den Siegern zu gute kamen. Es tut mir nun leid, daß ich nicht einen richtigen Beutezug organisiert habe, an dessen Spitze ich selber gestanden hätte.

Ich hörte — selber gelesen habe ich den Artikel nicht — daß einer der Korrespondenten, die die Expedition von Khartum begleiteten, gegen den



Die siegreichen Schwarzen hielten ihre Erbfeinde scharf im Auge.

Sirdar am „Tag von Khartum“ wohlfeile Anklagen erhob. Ich schließe aus den Antwortschreiben, welcher Art die Anklagen gewesen sind. Da nun also jeder seine Meinung über das Vorgehen des Sirdar ausspricht und natürlich dartut, daß er es viel besser angestellt haben müßte, darf ich, der ich dabei war, wohl meine Meinung auch aussprechen und Kritik üben.

Meiner Ansicht nach hat der Sirdar einen großen Fehler begangen, indem er Generalpardon gab. Er tat damit seinen schwarzen Truppen

schweres Unrecht, um einer öffentlichen Meinung willen, die ihn irgendwo zur Verantwortung ziehen könnte. Ich weiß, daß einzelne von denen, die vom Sudan gar nichts wissen, weder seine Sitten, noch seine Geschichte, noch seine Religion und seine Gesetze kennen, die Hände über den Kopf zusammenschlagen werden und annehmen, daß ich durch meine lange Gefangenschaft aus Rachsucht gegen meine Peiniger jedes Gefühl der Humanität verloren habe — doch darin haben sie unrecht.

Lord Kitchener von Khartum beging den verhängnisvollen Irrtum, einer Horde von Mördern die Vorteile einzuräumen, die der ritterliche Krieg gewährleistet, und dieser Irrtum wird England noch manches tapfere Leben kosten.

Es war kein einziger Mann in dem schwarzen Bataillon, der nicht durch die Gesetze seines Landes, durch die Gesetze Moses, durch die Gesetze des Propheten, durch jedes der seit Jahrhunderten überlieferten religiösen Gesetze an jenem Tag ein besseres Recht auf ein Menschenleben gehabt hätte, als irgend ein Richter eines zivilisierten Landes hat, der einen Menschen zum Tode verurteilt, welcher ihm persönlich nichts zuleide getan hat. Jeder hatte das Unrecht auf ein Leben als Sühne für den Mord eines Vaters, den Raub eines Weibes, die Verstümmelung eines Bruders oder Sohnes und eigene Sklaverei. Der Sirdar tat, indem er die Leute verhinderte, sich ihr Recht zu holen, nicht nur den Leuten unrecht, sondern er begab sich selber in direkte Gefahr. Wie hatten sie alle gearbeitet und sich geplagt um dieses Sühnetages willen! Natürlich ist mancher verwundete Derwisch noch totgeschlagen worden, doch war das ebensowenig ein Mord, wie wenn einer von Rechts wegen gehängt wird. Dabei wäre es aber im Grund noch menschlicher gewesen, wenn man die Schwarzen hätte ihre Rache an all den Verwundeten nehmen lassen, die auf dem Schlachtfeld ohne Hilfe liegen blieben, so daß zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen worden wären. Wenn ein Derwisch liegen bleibt, so ist er tödlich verwundet und nur die Kraft seines Willens hält ihn noch so lange aufrecht, daß er noch im letzten Augenblick dem Mann, der ihm Hilfe bringen will, den Speer in die Brust schleudern kann, und dann stirbt er glücklich. Ich wiederhole, der Sirdar beging einen großen Fehler, indem er den Derwischen zivilisiertes Kriegsrecht gewährte. Ich, der ich unter den Leuten gelebt habe, der ich mit ihren bedeutendsten Religionslehrern mich unterhalten, der ihre und unsere Gesetze verglichen, darf wohl meine Meinung aussprechen, besser als diejenigen, die durch ihre Sprachgewandtheit dem Publikum die Dinge so darstellen können, daß die Harmlosen und Unwissenden den Humbug und die Sucht nach sittlicher Renommance nicht herausfühlen.



Die Aufseher warfen ganze Hände voll brennenden Strohs hinein und ließen die Peitschen über die Köpfe sausen.

Ihr, die ihr die Hände vor Entsetzen über dem Kopf zusammenschlagt, macht euch nun bereit, dasselbe nochmals zu tun!

Am Tag nach der Schlacht von Kirbekan wurden Vorposten ausgeschildert. Als der eine sich nach seinem Posten hinbegab, sah er einen verwundeten Derwisch, der um Wasser bat. Er stieg vom Kamel, um ihm das Wasser zu geben, und seine Kameraden zogen weiter. Die Zeit verging, ihr Gefährte kehrte nicht zurück, sie wollten sehen, was mit ihm geschehen. Da war er noch bei dem Derwisch, seine Hand lag noch auf des Verwundeten Schulter, keiner von beiden bewegte sich. Man näherte sich, da stand die Geschichte deutlich geschrieben. Die Spuren im Sand zeigten, daß „Tommy“ den Verwundeten in den Arm genommen und ihn halb stützend, halb schleppend an einem schattigen Platz aufzusetzen versucht hatte, indem er ihm den Rücken gegen einen Felsen lehnte, dann hatte er seine Wasserflasche genommen und ihm Wasser in den Mund geträufelt. Er hielt die leere Wasserflasche noch in der Hand. Als dem Derwisch das Leben wieder zurückkam, gewann er soviel Kraft wieder, daß er sein Messer ziehen konnte und Tommy, der noch Barmherzigkeit an ihm übte, von hinten dasselbe so geschickt in das Rückgrat stieß, daß der Samariter sofort tot auf den nun vollständig glücklichen Derwisch hinsank.

Wir fanden ihn tot auf der Schulter des Feindes. Dieser Derwisch wurde im ganzen Sudan verherrlicht und Tausende von anderen hofften nur darauf, gleichen Ruhm zu erwerben. Gefällt euch das Bild? So sind die Leute, um derentwillen ihr nach Barmherzigkeit schreit. Wenn ihr wollt, daß man den Derwischen gegen ihren Willen helfe, so sorgt auch dafür, daß diejenigen, die lebendig von ihrem barmherzigen Wert zurückkehren, ausgezeichnet werden, und wenn ihr herausgefunden habt, daß für einen, den ihr auszeichnen könnt, Hunderte geopfert werden, so findet ihr vielleicht auch, daß die Befehle, die ich gegeben haben würde, zu dem passen, was ich von den Verhältnissen weiß.

Wenn ich meinen Rat geben könnte, falls die Regierungstruppen nochmals den Sudanesen gegenüberstehen, die Lord Kitchener geschont hat und die sich wieder um den Kalifen sammeln werden, so würde ich Standrecht anordnen für jeden Arzt, der das Leben seiner Verwundeten im Spital riskierte, um einem verwundeten Derwisch zu Hilfe zu eilen, der doch gar nicht leben will. Er ist tödlich verwundet, sonst würde er nicht liegen bleiben, er will sterben, aber nur indem er noch tötet, er will nicht eure Hilfe, sondern euer Leben und euer Blut. Da er sterben will und sterben muß, schießt ihn gleich nieder, dann seid ihr barmherzig gegen ein zwar sterbendes, aber immer noch blutdürstiges wildes Tier, das menschliche Gestalt angenommen. Ihr ver-

nichtet nicht damit nutzlos ein Menschenleben, sondern rettet ein besseres, und wenn die Truppen über das Schlachtfeld hingehen, so sollten besondere Kugeln unter die Toten und Verwundeten abgegeben werden. Die Zahl der von „toten“ und „verwundeten“ Derwischen getöteten Soldaten ist so schon groß genug. Denkt ihr denn nicht an die englische Mutter, die über den Verlust ihres tapferen Sohnes weint, der sein Leben verlor, indem er einem Derwisch helfen wollte, und den sie als den Held seines Heimatdorfes wiederzusehen hoffte? Wie viele Hütten in England sind durch die Hand eines „toten“ oder „verwundeten“ Derwisches unglücklich geworden.

Wenn euch keine der angeführten Darstellungen genügt, so laßt jeden Korrespondenten, der einen Kriegszug nach dem Sudan mitmachte, sagen, ob er für die Schonung der verwundeten Derwische stimmt oder nicht. Stimmt er dagegen, so laßt ihn Frieden halten, wenn er Dinge gesehen haben wird, die er nicht erwartete, da er nur die Kämpfe zwischen zivilisierten Völkern kennt, stimmt er dafür, so rüstet ihn mit Verbandzeug und einer Wasserflasche aus, und laßt ihn seine Grundsätze in die Praxis umsetzen, während sein weitsichtiger Kollege von der Feder die Depesche aufsetzt, in der er seinen Tod meldet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zurück in die Zivilisation.

Ich muß es meinen Lesern überlassen, sich die Gefühle vorzustellen, die mich bewegten, als ich Omdurman verließ, um zur Zivilisation zurückzukehren. Ich erinnerte mich an die Gründe, die ich meiner Frau, dem Geschäftsführer, den Freunden angegeben, die mich bei meiner Abreise nach Kordofan hatten zurückhalten wollen, ich wußte, daß andere Kenntniß davon hatten, wie ich mich dem Kalifen gegenüber benommen, ich wußte, daß ich mich um keiner Sache willen zu schämen hatte — mit Ausnahme der Produktion von nutzlosem Salpeter, den ich leicht hätte tauglich machen können, dessen wirkliche Nutzbarmachung ich aber verhindert hatte — ich hatte mich nicht zu schämen, daß ich, um aus dem entsetzlichen Saier herauszukommen, unmögliche Maschinen zur Fabrikation von Pulver und Patronen entworfen, ich brauchte mich nicht zu schämen, daß ich so viel gutes Material zur Ausführung derselben zerstört hatte, besonders da die Zeugen noch leben, die zu mir stehen können. Ich dachte an das kleine, ganz kleine Risiko, das ich auf mich nahm, um der Armee Berichte aus der Stadt zukommen zu lassen, und in Betrachtung aller dieser Umstände baute ich mir auf meiner Heimreise ein Kartenschloß auf, das zusammenbrach, sobald ich in Kairo eintraf. Vielleicht kann man mich dafür tadeln, daß ich mich in Verber zu dem bereits erwähnten Zweck aufgehalten, nachdem meine Ankunft mit einem bestimmten Zug schon angekündigt war, ich bin aber dafür bestraft worden und ich bin noch heute zu unzivilisiert, um mich meiner Handlungsweise zu schämen oder die Notwendigkeit der Buße anzuerkennen, die mir insolgedessen auferlegt wurde.

Als ich in Kairo ankam, sah ich, daß das, was ich für Scherz gehalten,

ernst gemeint war, daß man mich beglückwünschte für meine Pulverfabrikation im Sudan, mit welchem die Engländer getötet werden sollten, zu den „verdammte“ guten Zeichnungen für die Festungen, die die Engländer am Vorrücken hindern sollten, zu meiner „Gewandtheit, mit der ich mich vom Schlachtfeld gerettet, nachdem ich gesehen, daß die Herrlichkeit des Mahdismus zu Ende wäre, wobei ich mir gerade noch zur Zeit habe Fesseln anlegen lassen, damit mich der Sirdar in Ketten finden sollte“ — diese und eine



Neufeld nach seiner Befreiung, einen Tag nach der Schlacht von Omdurman,
vor dem Hause vom Bruder des Kalifen.

Nach einer Momentphotographie.

Menge anderer Geschichten waren einfach als pure Wahrheit geglaubt worden, und sie hatten an Wirksamkeit dadurch nichts verloren, daß sie in alle in Kairo gesprochenen Sprachen übersetzt wurden — und das sind so ziemlich alle Sprachen der Welt.

Es brach mir fast das Herz, daß ich nach all dem, was ich durchgemacht, zu meinem eigenen Fleisch und Blut zurückkehrte und aufgenommen wurde wie ein Glender. Ich, der ich meinen mächtigen Feinden getrotzt und den Tod ersehnt hatte, wünschte ihn jetzt mehr herbei, als je. Ich war nun unter meinen Leuten, aber die Verfolgungen, die ich da erlitt, vereinigt mit

der veränderten Lebensweise, warfen mich glücklicherweise darnieder, und als ich nach langem Delirium erwachte, befand ich mich bei einigen wenigen Freunden. Man muß nicht denken, daß ich mich um eitles Geschwätz so unfähig gequält habe, es waren wirkliche Anklagen, die man mir entgegenbrachte, und diese gingen von den maßgebenden Kreisen aus.

Wenn ich sage, daß ich die Barbarei des Sudan nur gegen diejenige der Zivilisation eingetauscht habe, so wird sich keiner mehr darüber wundern, der diese meine vorangehende Erzählung mit den Angaben vergleicht, die ich zu meiner Rechtfertigung im Nachwort zusammenfasse. Womit ich das verdient, weiß ich zur Stunde noch nicht, meine Hoffnung beruht nur darauf, daß, wenn mein Buch erscheint, auch meine Sache gewonnen sein wird.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nachwort.

Siebenundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft in Kairo vom Sudan her fing ich an, meine Erinnerungen für das vorliegende Buch zu diktieren. Schon hatte ich all die Ereigniffe mitgeteilt, die in die Periode von meiner Abreise aus Aegypten 1887 bis zu meiner Ueberführung nach Omdurman als Gefangener des Kalifen fielen, als eine wahre Sturmflut von Zeitungsausschnitten, Auszügen, alten und neuen, privaten und offiziellen Briefen über mich hereinbrach, die ins Ungeheure anwuchs, als meine Frau, die am 13. Oktober in Aegypten anlangte, mir noch weitere Schriftstücke überbrachte.

Als das Gefühl, frei und ohne Fesseln umhergehen zu können, seinen ersten Reiz für mich verloren hatte, kam beim Lesen dieser Unmasse von Schreiben die Empfindung über mich, daß ich dem wilden Barbarentum des Sudan nur entgangen sei, um der raffinierten Grausamkeit der zivilisierten Welt zum Opfer zu fallen. Eine Reaktion und nachher völliger Zusammenbruch, das waren die natürlichen Folgen des plötzlichen Ueberganges von den Fesseln und dem drohenden Hungertod zur Freiheit und den Annehmlichkeiten des Lebens. Ich lag noch krank aber fieberfrei zu Bett und wurde mir so richtig bewußt, daß ich nun nicht mehr um Luft und um genügenden Spielraum zum Aufrechtstehen ringen mußte, wie in dem Black Hole von Omdurman, und da hatte ich glücklicherweise soviel Milde im Herzen, daß ich meinen Kritikern verzeihen und sagen konnte: „Wahrscheinlich hätte ich genau so gesprochen, wäre ich an ihrer Stelle gewesen und sie an meiner.“ Ich muß aber, wenn auch nur in aller Kürze, meinen Lesern eine Erklärung geben, weil in bezug auf meine Nationalität und Biographie, und besonders über

meine Gefangennahme und die begleitenden Nebenumstände die unbegreiflichsten Ungenauigkeiten geschrieben und publiziert sind.

Ich bin direkt und indirekt angeklagt worden, die Waffen, Munition und die Gelder, die die Regierung dem getreuen Schech der Kabbabish, Salech Bey Wad Salem, durch mich senden wollte, nicht überbracht zu haben. Einzelne behaupteten sogar, daß ich die Gesellschaft, mit der ich reiste, an die Derwische verraten habe, daß durch diesen Verrat die Kraft und Bedeutung dieses Stammes vernichtet und sein tapferer Häuptling getötet worden sei. Freilich hat der Verrat an der Karawane, die ich begleitete, zu diesem Resultat geführt, aber er hat auch mich in Ketten und in Sklaverei gebracht.

Nach dem einen Bericht langte ich am 1. oder 7. März 1887 in Omdurman an (beide Daten sind in demselben Buch angeführt), doch, soweit ich mich entsinnen kann, suchte gerade in jener Zeit General Stephenson, der die Okkupationsarmee in Aegypten kommandierte, mich in Kairo von der Idee, nach Kordofan zu reisen, abzubringen. Ein anderer, erst kürzlich erschienener Bericht, dessen Verfasser bittet, man möchte alle eventuellen Ungenauigkeiten berichtigen, erzählt, daß ich schon 1885 als Gefangener in Omdurman angekommen sei, während ich zu jener Zeit tatsächlich als Dolmetscher die Expedition zur Befreiung Gordons begleitete.

Während der Schlacht von Kirkehan war ich nur wenige Meter von General Carle entfernt. Er fiel dort und wahrscheinlich bin ich der letzte Mensch gewesen, zu dem er noch gesprochen hatte.

Der Führer und Spion, der meinen Tod vom 13. oder 14. April 1887 meldete, dachte sich einfach, das sei der notwendige Ausgang der ganzen Anordnungen, die er getroffen hatte, während der Flüchtling, Wafih Idris, sicherlich ein sudanesischer Humorist war, denn er referierte, ich habe in Omdurman ein großes Spitzen- und Draperiegeschäft. Es muß ihn amüsiert haben, daß man dies glaubte, zu einer Zeit, wo der Mahdi und der Kalif einen so erbitterten Kreuzzug gegen Verschwendung und Luxus führten (die strengen Sittengesetze drangen zwar nicht über die Schwellen seines eigenen Harems) und hoch und niedrig in den schlechtesten und größten Geweben einherging. Zu einem Draperiegeschäft gehören doch Moden, die feine Gewebe, Seidenstoffe, Bänder und Spitzen verlangen, in Omdurman wäre ein solches Etablissement, falls es wirklich hätte eröffnet werden können, bald den Flammen oder dem Bet el Mal übergeben worden und sein Besitzer wäre direkt in den Saier (das Gefängnis) abgeführt worden.

Zu einer Zeit, wo ich noch schwerer mit Ketten belastet werden sollte, wo mein Gefängniswärter, um seine tiefe Verachtung des Kaffir (Ungläubigen) auszudrücken, irgend einen Vorwand ersann, um mich durchzupeitschen, hatte

man dennoch von mir gesagt, daß ich frei geworden, und daß ich meine Freiheit irgend einem Emir zu verdanken habe, weil ich Schem Salachs Karawane verraten.

Ich muß aber noch besonders eine Sache erwähnen, die während meiner Gefangenschaft meiner Frau und meinem Kinde das Leben zur Hölle gemacht hat, wie es eine Hölle für mich war; diese Sache hat auch meinen nächsten Angehörigen den tiefsten Kummer bereitet. Es handelt sich um meine abessinische Dienerin Hassina. Die Tatsache allein, daß sie die Karawane begleitete, bot eine wahre Fundgrube für die Neuigkeitskrämer, in der sie wühlen konnten; und sie taten das auch während zwölf langer Jahre. Es hat keinen Sinn hier weiter darauf einzugehen; ich will zufrieden sein, wenn alle meine Kritiker, nachdem sie mein Buch durchgelesen haben, soviel Gewissenhaftigkeit besitzen, einzugehen, daß sie eine Frau und ein Kind mehr verletzt haben als den hilflosen und in diesem speziellen Fall völlig harmlosen Gefangenen, der aber ins Leben der Welt zurückgekehrt ist und ihnen gegenübertritt wird. Möchten sie gegen ihr eigenes Fleisch und Blut so menschlich sein, wie einzelne Wilde im Sudan es gegen mich gewesen sind.

Ich möchte betonen, daß meine Erzählung, trotzdem sie mit den ganz- und halboffiziellen Nachrichten verglichen wurde, wobei sich natürlich eine Menge von Widersprüchen herausstellte, hier durchaus in erster Fassung gegeben wird, sie ist so zuverlässig, als irgend ein Bericht sein kann, der, nur aus der Erinnerung zusammengestellt, sich auf mein Leben während 12 Jahren bezieht, von jenem Allernarrentag (1. April) 1887 an, wo ich trotz aller Warnungen vom Leben und der Zivilisation weg ins Barbarentum und in die Sklaverei ritt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Anflagen und Rechtfertigung.

Einige Tage nachdem ich die großmütige Offerte meines Verlegers erhalten, wurde mir gesagt, daß ich Kriegsgefangener sei, keinerlei Verträge abschließen dürfe und meine Erlebnisse das Eigentum des Kriegsbureaus seien. Dann sagte man mir, ich müsse meine Memoiren schreiben, um eine Gruppe von Leuten zu decken, die vor Jahren durch Subskription Geld für meine Befreiung ausgelegt. Nachdem man mich dann wochenlang ohne Antwort gelassen, boten sie mir £ 100, eine Summe, die nicht genügte, die Führer, die schon in Kairo waren, um das Geld zurückzuverlangen, das sie mir im Gefängnis geliehen, zu bezahlen. Und als ich als Antwort auf meine zerütteten Verhältnisse hinwies und den Vorschlag machte, den Subskribenten aus dem Ertrag meines Buches Schadenersatz zu leisten, so drohte man mir erst mit der gerichtlichen Unterdrückung des Buches und dann mit der Veröffentlichung von interessanten „Enthüllungen“, die mich betreffen.

Als S. R. G. Herzog Johann Albrecht Regent von Mecklenburg gnädigt persönlich an mich schrieb und mir riet, ich solle mir vom deutschen Konsul Geld geben lassen, damit ich ein neues Leben anfangen könne, — das Geld sei zu meiner Unterstützung hingeschickt worden, — machte man mir, als ich mich vorstellte, den Vorwurf, daß ich Leuten, deren Namen ich nicht einmal kenne, gegenüber undankbar sei und daß ich ihnen meine Verpflichtungen nicht halten wolle. Die Betreffenden schrieben aber in die Times, daß sie nichts von irgend welchen Ansprüchen wissen, die in ihrem Namen an mich gemacht worden seien, und trotz dieser Widerrufe wurde mir das Geld fünf Monate lang vorenthalten und Ansprüche daraus bezahlt, von denen ich nichts weiß.

Während alle diese Anklagen gegen mich ausgesprochen wurden, verbot man mir, daß ich irgend etwas veröffentlichten dürfe, das mit den schon erwähnten Dingen aus meinem Leben im Sudan im Widerspruch stehe, da man sonst meine Korrespondenz durch die Londoner Presse veröffentlichen werde. Was kann ich aber anderes tun, als ihnen widersprechen, so oft ich etwas finde, das sich widerlegen läßt? Man kann nicht von mir erwarten, daß ich nach den ausgesprochenen und in Zeitungen veröffentlichten Drohungen



Haus des Kalifen Abdullahi in Omdurman.

Nach einer Momentphotographie.

gegen mich derartige Berichte bestätige, da ich und die Meinen Ausgestoßene find, so wie wir es seit meiner Befreiung waren, bis dieses Buch erscheint. Ich schreibe mehr bekümmert, als zornig, denn es sind das alles Dinge, die ich in meiner Erzählung lieber nicht erwähnt hätte, ich berühre sie so leicht als möglich; da aber andere öffentlich davon gesprochen, würde ich ein Unrecht an mir selbst tun, wenn ich schweigen wollte. Meine Hand und Zunge waren gebunden; die, die mit Sprechen angefangen, müssen nun die Verantwortung auf sich nehmen, wenn ich zur allgemeinen Beurteilung meine ganze Korrespondenz vorlege. Das Publikum, das sich durch die Zeitungsberichte ein Urtheil über mich gebildet, hat einen Anspruch darauf, die ganze

Wahrheit zu erfahren, ehe es ein zweites Urtheil ausspricht; aber meine Erzählung soll nicht durch diese ganze Korrespondenz zu ausgedehnt werden, und doch muß ich glücklich sein, daß eine gütige Vorsehung die wenigen Dokumente, die zu meiner Verteidigung so wichtig sind, durch all die Jahre hindurch bewahrt hat.

Durch einen der vielen mich betreffenden Artikel, der am 5. und 6. September vorigen Jahres in Londoner und Provinzialzeitungen erschien, wurde ich in Aegypten und England schweren Beleidigungen ausgesetzt, deren Folgen in meinem Vaterlande — welches ich wieder um das Bürgerrecht gebeten habe, das mir durch meine Gefangennahme und lange Gefangenschaft verloren ging*), — vielleicht unberechenbar sind.

Auf mein Gesuch habe ich bis jetzt keine Antwort, — was mich auch nicht wundert. Nach dem Erscheinen dieses Artikels wurde ich von einigen meiner Landsleute in maßlosen Ausdrücken angegriffen und wurde von ihnen dann gemieden wie die Pest. Die Mitteilung, auf die ich mich beziehe, wurde mit der Autorisation von General Hunter gemacht, denn sein Name ist erwähnt, aber ich bin so sicher, daß er einen solchen Artikel ebenso wenig billigen kann, als er imstande wäre, dem Feind den Rücken zuzuwenden, daß ich mich nicht einmal an ihn wegen Berichtigung derselben gewandt habe. Man riet mir, daß ich alle diese Berichte sammeln und gemeinsam in meiner Erzählung wiedergeben sollte, damit das Publikum selber urtheile. Der Artikel, auf den ich mich beziehe, lautet:

„Zweimal waren alle Vorbereitungen getroffen, die Relais, die den Flüchtling durch die Wüste tragen sollten, waren bereit. Neufeld hätte nur den Mut haben müssen, Omdurman zu verlassen. Jedermal wich er im letzten Augenblick zurück. Schließlich gestand er die Wahrheit, daß ihm gar nichts daran liege, frei zu werden. Er hatte eine Schwarze geheiratet. Seine Freunde in Deutschland seien tot oder haben ihn vergessen, er wolle bleiben, wo er sei.“

Ist es denn nicht möglich, jemanden zu finden, der beschwören würde, daß in 12 Jahren mehr als zwei Versuche gemacht worden seien, mich der Gefangenschaft zu entreißen? Ich habe in meinen Erzählungen alles gesagt, was ich von den Besuchen der Führer in Omdurman wußte. Da man dem Publikum Beweise durch interessante Schriftstücke versprochen hatte, kommen noch solche vielleicht wirklich heraus. Aber versucht es nur zu beweisen, daß

*) Inzwischen ist Neufelds Besuch um Wiederaufnahme in den deutschen Untertanenverband Folge geleistet worden. Anmerkung des Verlags.

nur einmal Relaiskamele bereit standen, die mir zur Flucht helfen sollten und daß der Führer, der diese Relais einrichtete, mich je erreichte.

Es ist leicht möglich, daß Papiere veröffentlicht werden, die meine Unterschrift tragen, und vielleicht sehe ich dann bei der Veröffentlichung ihren Inhalt zum erstenmal. Ich hatte viele Briefe zu unterzeichnen, deren Inhalt mir unbekannt war, wie es auch der Brief an meinen Geschäftsführer beweist und der Brief an General Stephenson, als Antwort auf denjenigen, den er mir anvertraut hatte, als ich meine Reise unternahm. Die Antwort wurde von Abdullahi seinem Sekretär diktiert und ich mußte einfach unterschreiben. Zeigt den Zettel oder den Brief oder den Bericht vor, nach welchem ich mich weigerte, zu entfliehen, und dann seht nach, ob die Daten übereinstimmen mit den Zeiten, in denen ich einen meiner vielen Fluchtspäne auszuführen suchte. Dringt aber nicht zu sehr in mich, daß ich euch sage, warum ich dieses und jenes Wort geschrieben, denn sonst möchte ich gezwungen werden, ein ebenso großes Unrecht zu begehen, wie der arme Lupton, der, als er einen Teil des Geldes zurücksandte, das seine Freunde zu seiner Befreiung nach Suakim schickten, schrieb Diese Freunde leben noch, und da sie selbst nicht davon gesprochen, was sie für ihren Landsmann getan, so will ich auch nicht davon sprechen, wenigstens jetzt noch nicht.

Wenn ich der Lügner bin, den man mich zu sein schildert, weil ich einzelne Anklagen, die man gegen mich erhob, bestritten, warum sollte man denn meine Zeilen, in denen ich mich weigere zu fliehen, mehr Glauben schenken, als den Abschiedsworten Slatins an Abdullahi? Und es soll noch erwähnt werden, daß der Inhalt dieses Briefes von demjenigen verschieden war, den man dem ägyptischen Kriegsbureau 1895 überbrachte, was die alten Akten beweisen werden. Wenn ich während meiner langen Gefangenschaft unmännlich oder eines Europäers unwürdig gehandelt habe, so möge man mir die Beweise hierfür erbringen und nicht die Welt und mich so lange im Ungewissen lassen, so daß ich alle die Vorwürfe über mich ergehen lassen muß. Habe ich denn nicht allen Grund, mich darüber zu beklagen, daß man alles tut, um meine Verteidigung zu hintertreiben?

Mir sind die Informationsquellen verschlossen, die Slatin und Pater Ohrwalder offen standen. Als Slatin nach Kairo kam, übergab man ihm die Aussagen der Führer, die bezeugt hatten, er habe sich geweigert zu entfliehen, sofort zur Widerlegung. Als ich nach Kairo kam, waren ähnliche Berichte in allen Zeitungen verbreitet, ohne daß ich etwas dazu sagen konnte. Warum, frage ich, haben die Führer bei Slatin gelogen und bei mir nicht? Warum hatte ich nicht wie er das erste Recht, von diesen Berichten der Welt gegenüber zu sprechen? Vielleicht kommt das Publikum, ehe ich meine Erzählung,

beendet habe, zu der Ansicht, daß die, die Einsicht in meine Papiere hatten, aus irgend einem Grunde versucht haben, mich so in Mißkredit zu setzen, daß man mir überhaupt keinen Glauben schenken würde. Wer konnte aber voraussehen, daß ich noch so gute Beweise in Händen haben werde, um meine Geschichte zu beweisen?

Man hat mir auch gesagt, daß ich die Dinge, die über mich gesagt wurden, mir zu sehr zu Herzen genommen habe, da es doch nur Geschwätz gewesen war. Mir bedeutet es nicht nur Geschwätz. Ich nahm einmal an einem Gartenfest teil, es war das mein erstes und letztes Erscheinen in der Deffentlichkeit in Kairo, und dabei erlebte ich folgendes: Einige meiner wenigen Freunde, die mit der Presse Verbindung hatten, gaben mir Auschnitte, die die gewöhnlichen Ungenauigkeiten enthielten, und während wir beisammen saßen und Notizen machten, hörte ich, wie jemand rief: „Nun, wie steht's denn mit dem Buch von Neufeld?“ Als man den Sprecher fragte, ob er Neufeld kenne, entgegnete er: „Nein, ich habe auch nicht die geringste Lust dazu, der hat doch eine zu große Menge Engländer mit seinem Schießpulver in die Ewigkeit befördert.“ Ich wollte mir den Mann nicht einmal anschauen, als aber mein Bekannter ihm zuflüsterte: „Da ist Neufeld“, hob ich den Kopf und sah gerade, wie der Vertreter eines großen Nachrichtenbureaus sich durch die Thür davon machte.

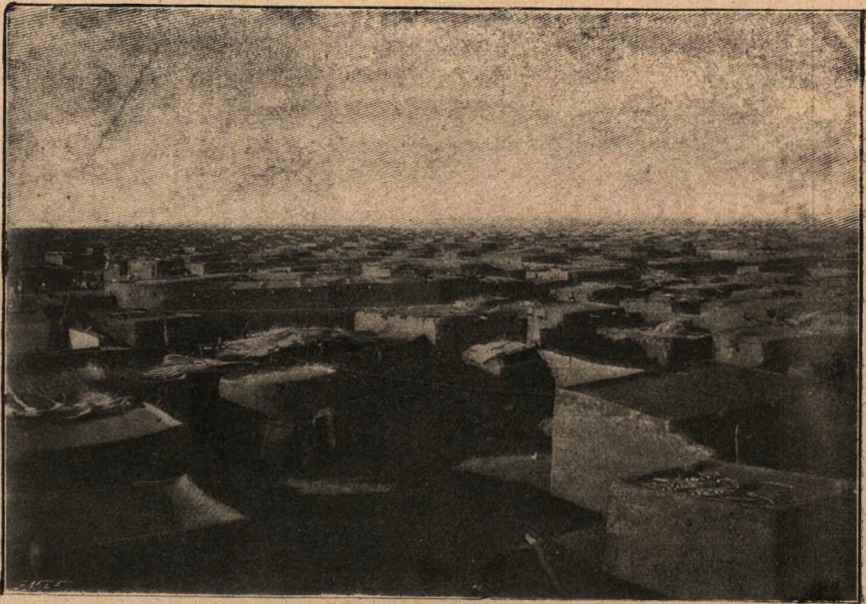
Ich rechne darauf, daß wenn ich meine Karte an den Korrespondenten des Manchester Courier, in welchem die betreffende Notiz stand, senden werde, er mich empfängt und nicht wie sein Kollege von der Feder in Kairo Reißaus nimmt. Er wird wenigstens meine Beweise prüfen, die seine Berichte, die er in England und auf dem Kontinent verbreitet, Lügen strafen, und dann hoffe ich, daß er, wenn er einsieht, daß die Dokumente echt sind, und wenn er erkennt, wie hart mein Leben war und wie ich meinen Mann gestellt, seinen Lesern die Wahrheit mitteilen und auf diese Weise versuchen wird, einen Teil des schweren Unrechts wieder gut zu machen, das er an mir begangen. Ich gebe zu, daß er es ohne Absicht und bösen Willen getan, aber er hat es doch wieder gut zu machen, erst in England und dann in den deutschen Zeitungen. Mehr verlange ich nicht von ihm, das ist aber gewiß nicht zu viel verlangt.

Aber aus dem Meer von Ungerechtigkeit und Irrtum tauchten auch einige Hände auf, die sich mir freundlich entgegenstreckten. Als ich vom Kriegsbureau gedrängt wurde, die £ 20 zurückzuzahlen, die man mir auf der Hinreise geborgt hatte, als meine Führer in Kairo das Geld wieder haben wollten, das sie mir während meiner Gefangenschaft geliehen, als man mir das Geld, das mir von Berlin aus geschickt, damit ich wieder etwas



Mangarius Effendi mit fünf arabischen Führern.

anfangen könne, an derselben Stelle vorenthielt, als alle gegen mich waren, und ich auch von einer Bank, an die ich mich gewandt hatte, abgewiesen worden war, ging ich zu Mr. Hewett Moxley, einem alten Freund des Herrn Bleichröder in Berlin und jetzigem Direktor der ottomanischen Bank in Kairo, übergab ihm meine Akten und fragte ihn, ob diese nicht genügend Garantie dafür bieten, daß ich eventuell das Geld zurückbezahlen könne, das ich ihn bat mir zu leihen. Er ließ mich einige Augenblicke allein, dann durchblätterte



Ansicht von Omdurman.

Nach einer Photographie des Stabs-Sergeanten Jenkins, R. M. E. J.

er die Briefe und sagte zu mir, so daß meine Hoffnungen sanken: „Ihr Beweismaterial ist nicht erster Qualität, und ihre Garantien nicht genügend.“ Gleich darauf aber merkte ich, daß seine Worte anders, vielleicht sarkastisch gemeint waren, denn während er noch blätterte, hatte sein Kassierer £ 150 in Gold für meine augenblicklichen Bedürfnisse aufgezählt, und es wurde mir ein Kredit von weiteren £ 250 in Aussicht gestellt. Ich war über seinen Scherz sehr glücklich, denn es war der erste, den ich seit vielen Jahren erlebt, und die erste Freundlichkeit, die ich in der zivilisierten Welt empfang.

Spät am Abend eines Samstags stand ich zum erstenmal vom Krankenlager auf und wollte den Eigentümer einer der großen englischen Zeitungen

sprechen, die auch auf mich gehezt werden sollte. Aber an Stelle des unfreundlichen, unzugänglichen Mannes, den ich zu treffen erwartete, trat mir ein liebenswürdiger Engländer entgegen, der mich in einen Lehnstuhl nötigte, mich mit Hilfe seiner Diener in wollene Tücher wickelte und mir sein Bedauern ausdrückte, mich zu sich bemüht zu haben, da er nicht gewußt hatte, daß ich so krank war. Es war Sir George Newnes, Baronet. Er hörte geduldig alles an, was ich sagte, sah meine Schriftstücke durch und bemerkte, daß man mich in vieler Beziehung ganz unverantwortlich behandelt hätte; sagte mir auch, daß die englische Presse mich ohne Grund nicht angreifen würde, und riet mir, sobald ich wohl sei, mein Buch zu beendigen und alle Beweise zu sammeln, die für mich sprechen. Ich habe seinen Rat befolgt, es war aber keine leichte Aufgabe, alles der Vergessenheit zu entreißen, welche seit nun zwölf Jahren über meiner Sache lag.

Ich darf nicht vergessen, die günstigen Anerbietungen zu erwähnen, die mir meine Verleger machten, indem sie mich gleichzeitig unterstützten und geduldig auf die Vollendung der Arbeit warteten, die sich naturgemäß lange hinausgezogen.

So gingen mir namentlich auch von den bedeutendsten deutschen Verlegern Anerbietungen und Sympathiebezeugungen zu.

Dreißigstes Kapitel.

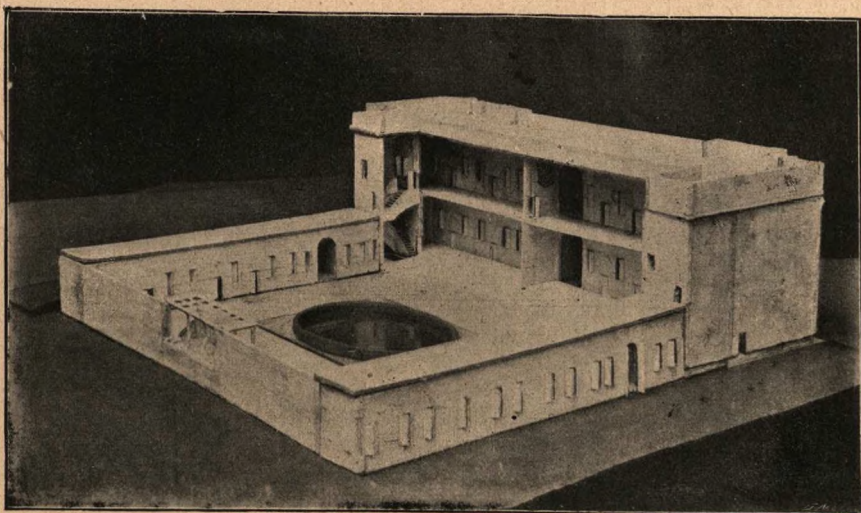
Wie Gordon starb.

Auch wenn ich nicht als der letzte Gefangene im Sudan aufgefördert worden wäre, meine Erlebnisse im Sudan niederzulegen, so hätte ich es bis zu einem gewissen Punkt um Gordons willen getan, denn er kann nicht mehr der Held der Briten sein, als er mein Held ist, und die Meinung, daß er noch am Leben sei, war nicht ohne Einfluß auf meine unglückselige Reise, die ich 1887 unternahm. Die Wahrheit über seinen Tod, die nun zum erstenmal richtig verbreitet wird, soll zu einer Rechtfertigung seiner letzten Lebenszeit werden. Der Einwand, den man mir macht, daß ich alles nur vom „Hörensagen“ weiß, ist richtig, aber alles, was über Gordon bekannt ist, stammt nur vom „Hörensagen“, und ich habe vor allen anderen Bericht-erstatlern den Vorteil, daß ich der einzige Mensch in Omdurman war, die Gefangenen und Freien einbegriffen, dem Mahisten und Regierungsleute gleich und rückhaltslos trauen konnten, denn meine Stellung zum Mahdismus war klar genug; die alten Anhänger der Regierung konnten mit mir offen sprechen und die Anhänger des Mahdismus, die zu mir ins Gefängnis kamen, waren naturgemäß die Feinde meines Feindes, Abdullahi. Hätten diese Leute anderswo als im Gefängnis so offen gesprochen, so hätte ihnen das den Kopf gekostet.

Als die Nachricht von dem glänzenden Sieg des Sirdar nach England kam, da mag die britische Nation aufgeatmet haben, als sie sah, wie ihr Held und Märtyrer endlich gerächt worden war, und man stürzte sich auf die billigen Ausgaben von „Zehn Jahre in der Gefangenschaft“, das überall mit meinem Bild als Lockvogel verkauft wurde. Die wenigen bekannten

Einzelheiten von Gordons Tod wurden wieder und wieder aufgefrischt und man hoffte neue Angaben zu erhalten, da ja jetzt der Vorhang zerrissen war, der so lange den Sudan verhüllte. Ich mußte natürlich immer über diese Dinge Auskunft geben und man hielt mir überall Aussagen aus den Büchern: „Mahdismus“ — „Zehn Jahre in der Gefangenschaft“ — „Feuer und Schwert“ entgegen, aber das, was ich von Augenzeugen über Gordons Tod erfahren, ist vollkommen verschieden von all diesen Geschichten.

Der erste, der von Gordons Tod sprach, war ein Mann, dem Gordon gedroht hatte, er werde ihm für sein freches Lügen als einziges Heilmittel



Modell von Gordons Haus.

die Zunge herauschneiden lassen. Dieser Mann entfloh und erreichte Kairo und auch dort blieb er bei der Erzählung seiner Geschichte seinem Rufe getreu. Auf dieser Erzählung basierten dann alle folgenden. Man wollte die Welt erst Glauben machen, daß Gordon als Feigling gestorben sei, denn wie wollte man es anders nennen, wenn die Erzählung richtig gewesen, daß er seinen Feinden den Rücken gewandt und durch eine Wunde im Rücken gefallen sei? Das ist eine infame Lüge? Aber was konnte man anderes von einem Manne erwarten, den Gordon so genau kannte und der seine guten Gründe gehabt haben mag, die Geschichte so zu erzählen, wie er erzählte! Ich zitiere die drei sogenannten offiziellen Berichte nebeneinander und zwar in der Sprache der Originale, um vollständig buchstabengetreu zu sein:

MAHDISM.

“He (Gordon) made a gesture of scorn with his right hand, and turned his back, where he received another spear wound which caused him to fall forward and was most likely his mortal wound . . . He made no resistance, and did not fire a shot from his revolver.”

“. . . One of them rushing up, stabbed him with his spear, and others then followed, and soon he was killed. . . He (Nejumi) ordered the body to be dragged downstairs into the garden, where his head was cut off.”

Man sieht, daß der Bericht von Pater Ohrwalder eine Art Zusammenziehung des ersten Berichts ist, während man kaum annehmen kann, daß nur Zufall Slatin veranlaßt, die Sache fast in denselben Worten zu erzählen, wie der Pater es getan. Es ist noch merkwürdiger, daß die erste Version je geglaubt und veröffentlicht werden konnte, und noch seltsamer, daß weder Pater Ohrwalder noch Slatin dieselbe beanstandeten, denn als ich 1887 in Omdurman ankam, war der Tod Gordons das Konversationssthema, das ausgesponnen wurde, sobald sein Name erwähnt wurde, und da waren es sehr viele Augenzeugen seines Todes, jedenfalls bis zum Fall Omdurmans waren noch viele, die die Sache ganz anders erzählten. Ich lasse noch eine deutsche Uebersetzung obiger Berichte folgen.

Mahdismus:

„Er (Gordon) machte mit der rechten Hand eine Bewegung der Verachtung, dann wandte er uns den Rücken zu und erhielt eine zweite Speerwunde, er fiel darauf nach vorn, das war wahrscheinlich seine Todeswunde. . . Er versuchte keinen Widerstand und gab keinen Schuß aus seinem Revolver ab. . . Einer von ihnen sprang auf ihn zu und erstach ihn mit einem Speer, andere folgten ihm nach und töteten ihn. . . Er (Nejumi) befahl, daß man den Leichnam in den Garten schleppe, wo man ihm den Kopf abhieb.“

OHRWALDER.

“*The first Arab plunged his huge spear into his body. He fell forward on his face, was dragged down the stairs, many stabbed him with their spears, and his head was cut off and sent to the Mahdi.*”

SLATIN.

“*The first man up the steps plunged his huge spear into his body; he fell forward on his face without uttering a word. His murderer dragged him down the steps to the palace entrance, and here his head was cut off and at once sent over to the Mahdi.*”

Ohrwalder:

„Der erste Araber stieß seinen großen Speer in seinen Leib; er fiel auf sein Gesicht und wurde die Treppe heruntergeschleppt, wobei man ihm noch weitere Stöße mit den Waffen versetzte. Der Kopf wurde abgeschnitten und dem Mahdi geschickt.“

Slatin:

„Der erste, der die Treppe hinaufeilte, stieß ihm seinen Speer in den Leib; er fiel lautlos zu Boden. Seine Mörder schleppten ihn die Treppe hinunter bis zum Eingang des Palastes, da wurde sein Kopf abgeschnitten und man sandte denselben an den Mahdi.“

Es ist traurig, daß dieser Schatten auf Gordons Andenken durch Pater Ohrwalder und Slatin noch verstärkt wurde. Nicht ein Mann in Omdurman, der über zwanzig Jahre alt war, hat die Geschichte so erzählt, alle wußten sie, daß sie sich anders zugetragen. Ich hoffe, daß ich, bevor ich das



Gordon zog sein Schwert.

Manuskript abschicke, noch einen lebendigen Zeugen von Gordons Tod antreffe und von ihm eine schriftliche Darstellung erhalte, so wie er mir damals die Sache im Gefängnis berichtet hat. Er kämpfte an Gordons Seite und wurde mit ihm niedergeschlagen, man hielt ihn für tot. Aber auch wenn ich ihn nicht treffen sollte, so kann man sich auf meinen Bericht, der ohne

irgend welche Uebertreibung gegeben ist, vollkommen verlassen. Ich gebe nur nackte Tatsachen, aber diese werden so viel enthüllen, daß wenn die königlichen Ingenieure in London das nächste Mal auf das Andenken Gordons toastieren, sie nicht nachher in ernstes Schweigen verfallen, sondern daß sie in fröhlichem, stolzem Gefühl seiner gedenken.



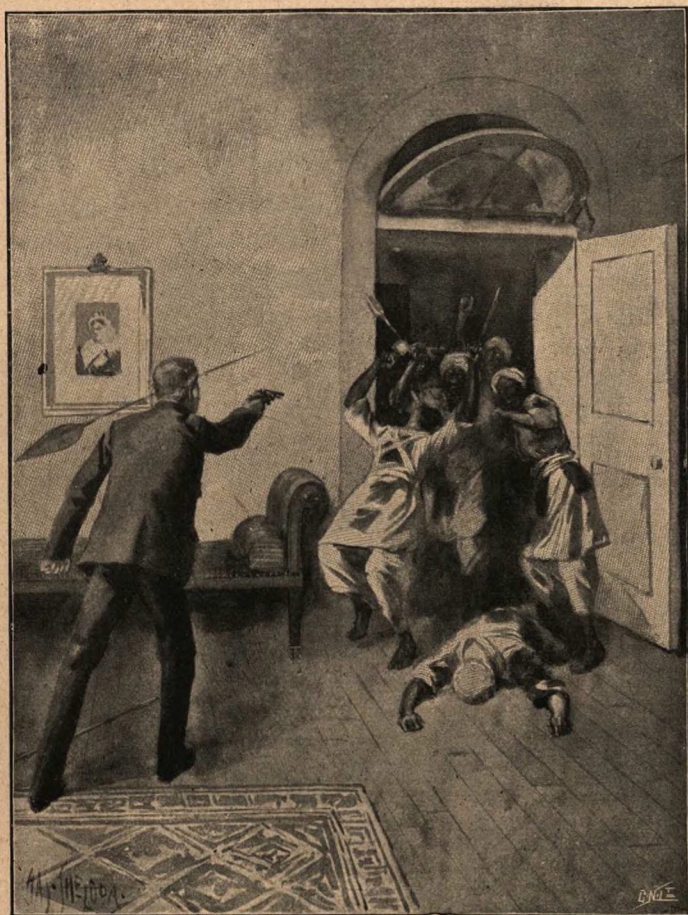
Khaleel Agha Orphali, Gordons Diener.

Diejenigen, die Charles George Gordon kannten, werden mir glauben, daß er, wie sie erwarteten — trotz der ganz und halb offiziellen gegenteiligen Berichte — als Soldat und als Held starb, denn er war ein Held. Gordon ließ seine Hand nicht auf dem Schwertknäuf ruhen und drehte nicht den Feinden den Rücken zu, um die Todeswunde zu empfangen. Gordon zog sein Schwert und brauchte es. Als er fiel, troff es von dem Blut seiner Angreifer, denn er hieb sechzehn bis siebzehn von ihnen damit zu Boden. Als er fiel, war seine linke Hand schwarz von dem Pulver seines Revolvers, den er dreimal leer schoß. Als Gordon fiel, strömte sein Blut aus zwei Wunden in der Brust, die von einem Speerstoß und einem Pistolenschuß herrührten. Als Gordon fiel, waren seine Schuhe ganz schlüpfrig von dem Blut der Derwische, die er niedergeschossen, als er versuchte, sich durchzuhauen und an die Spitze seiner Truppen zu stellen.

Gordon starb, wie Gordon sterben mußte. Mögen der Welt von sogenannten Führern und Spionen alle möglichen Unwahrheiten über den Sudan erzählt werden, über Gordon soll sie die Wahrheit wissen.

Eine Woche vor dem Fall von Khartum hatte Gordon alle Hoffnung aufgegeben. Er rief Ibrahim Pascha Faufi zu sich und befahl ihm, einen der Dampfer auszurüsten und alle Europäer an Bord zu bringen und nach Norden zu fahren. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie sich weigerten, wegzugehen, bevor Gordon ging. Da er aber hartnäckig war und nicht fliehen

wollte, zettelte man ein Komplott an, ihn während des Schlafes fortzutragen und gegen seinen Willen zu retten. Er hörte irgendwie von dem Plan, lächelte und sagte, daß es seine Pflicht sei, ihr Leben zu retten, es sei aber auch seine Pflicht, auf seinem Posten zu bleiben; er drängte wieder, sie sollen,



Ein kleiner Speer wurde geworfen, der Gordon leicht an der Schulter verwundete.

denn die Truppen seien nicht fern, nordwärts fahren und den Truppen sagen, daß sie so eilig als möglich vorrücken möchten.

Jedesmal, wenn er sich gegen Morgen zur Ruhe legte, verschloß er seine Thür von innen mit starken Riegeln. Dann stellte er seinen treuen Leibdiener Khaleel Agha Orphali vor der Thür zur Wache. In der verhängnis-

vollen Nacht hatte Gordon wie gewöhnlich, auf dem Dache seines Palastes Wache gestanden; er schickte und empfing jeden Augenblick telegraphische Botschaft, und als die Dämmerung anbrach, glaubte er, daß der lang gedrohte Angriff noch nicht gemacht werden würde, und legte sich todmüde zur Ruhe. Als er einige Augenblicke später einige Schüsse hörte, erweckte das keinen Verdacht bei ihm, da ja Tag und Nacht Schüsse abgegeben wurden. Als er dann aber merkte, daß die Palastwachen schossen, wußte er, daß etwas Ernstliches geschah. Unterdessen war er in seinen leichtwollenen Sommeranzug geschlüpft, nahm sein Schwert und seinen Revolver, und als er fertig war, hatten die Derwische, die vielleicht in der Nacht vorgerückt waren oder auch sich in der Stadt verborgen hatten, schon den Palast umzingelt.

Die Derwische überwältigten die Wächter, rannten treppaufwärts und trafen auf Gordon, als er aus seinem Zimmer trat. Ein kleiner Speer wurde geworfen, der ihn leicht an der Schulter verwundete. Fast bevor die Derwische wußten, was geschah, lagen drei von ihnen tot am Boden und einer lag verwundet zu Gordons Füßen; die übrigen entflohen. Gordon lud rasch seinen Revolver wieder, schritt gegen die Treppe hin, an deren oberem Ende er sich aufstellte und trieb nochmals die wieder anstürmenden Derwische zurück. Als er sich zurückzog, um den Revolver wieder zu laden, erhielt er von einem Derwisch, der hinter der Korridortür versteckt war, einen Stoß ins linke Schulterblatt, und als er zum drittenmal die Treppenstufen erreichte, erhielt er einen Pistolenschuß und einen Speersich in die rechte Brust. Da zeigte er sich als tapferer Soldat, der er war; sein Lebensblut floß aus der Brust — wohlgemerkt, nicht aus dem Rücken — und er focht sich Schritt für Schritt vorwärts, indem er mit den Füßen die Verwundeten beiseite stieß, denn Orphali hatte auch seine Pflicht getan. Als er dann durch das Thor kam, das in den Hof führte, schnitt ihm ein anderer Derwisch, der sich versteckt gehalten, mit einem Schlag das rechte Bein ab und da fiel er. Die Stufen, die er hinuntergegangen war — nicht geschleppt wurde — waren bedeckt mit den Körpern von sterbenden und toten Derwischen.

Keine Derwischlanze verwundete das noch zuckende Fleisch des lebendig niedergeworfenen Gordon. Ehe er seinen letzten Atemzug aushauchte, wandte er sich gegen seinen letzten Angreifer, erhob sein Schwert halb, um ihn niederzuschlagen, und sank hin — ein Toter — das Gesicht dem Himmel zugewandt.

Armer Gordon, man hat dir die Anerkennung dafür versagt, daß du gestorben bist, wie du es wirklich getan; was hätte man aus dir gemacht, wenn du tatsächlich dein Schwert eingesteckt und dich dem Mahdi ergeben hättest!



Ehe er seinen letzten Atemzug aushauchte, wandte sich Gordon gegen seine Angreifer.

Einunddreißigstes Kapitel.

Gordon und seine Kritiker.

Alle Geschichten über den Sudan können in zwei Gruppen geteilt werden; zur ersten gehören diejenigen, wie die meinige, die von Leuten erzählt werden, die ein Interesse daran haben, die Ereignisse, bei denen sie beteiligt waren, nach ihrer eigenen Anschauung zu berichten, zur zweiten diejenigen, die erzählt wurden, um das vorausgesetzte brennende Interesse von Fragestellern zu befriedigen; so wurde weiß zu schwarz und schwarz zu weiß, je nachdem der Fragesteller die eine oder die andere Farbe vorzog.

Ehe ich meinen Kommentar vollende, möchte ich noch einige Bemerkungen machen, damit meine Leser mich nicht mißverstehen. Als ein Beweis dafür, daß das, was folgt, nicht diejenigen quälen soll, die Anteil an mir genommen, sage ich, daß ich die Notizen zu diesem Kapitel meinen Mitgefangenen oft vorgelesen habe, und daß ich auf ihr Ururaten hin ganze Teile ausgestrichen habe, die sich auf Gordons Haltung einzelnen Leuten gegenüber bezogen, oder auf seine Weitsichtigkeit, die ebenfalls in vielen Fällen seine Stellung erklärt. Ein Vorfall namentlich hätte eigentlich angeführt werden müssen, damit noch in dieser Welt der Mann seine Strafe bekomme, von dessen Flucht man nicht gesprochen, und dessen Weib und kleiner Junge in der Wüste Sahara liegen. Vielleicht aber hätte Gordon, wenn er lebendig zurückgekehrt wäre, doch noch gezögert, Verleumdungen entgegenzutreten und sich zu rechtfertigen, wenn er dadurch einen anderen hätte vernichten müssen und zu Ehren seines Andenkens sei diese Geschichte, wie so viele andere, verschwiegen.

Wenn ich das, was Pater Ohrwalder in seinem Buche „Zehn Jahre im Gefängnis“ über Gordon berichtet, kritisiere, so will ich ihn durchaus

nicht persönlich angreifen und hoffe, daß er mich recht verstehen und wissen wird, daß die zweite Person, von der ich sprechen muß, nicht Pater Ohrwalder, sondern sein Buch bedeutet. Ich sage ihm auch, daß ich ihn nicht für direkt verantwortlich halte für alles, was er vertritt, und das ist so, trotzdem in seinem Buche die Bemerkung zu lesen ist: „Der Leser wird darauf aufmerksam gemacht, daß das die Ansichten von Pater Ohrwalder sind.“ In der Vorrede zu seinem Buch sagt man über Pater Ohrwalder, der als Missionar und Priester sich aufs Glatteis hinauswagte, indem er Gordons Andenken berührte: „Pater Ohrwalders Manuskript, welches zuerst deutsch geschrieben war, wurde schlecht und recht durch den Syrier Yusuf Effendi Gudzi ins Englische übersetzt, ich schrieb es vollständig in die erzählende Form um, und kann die Arbeit also nicht als eine wörtliche Uebersetzung des Originals betrachtet werden.“ Mir scheint, als hätte man hier, wo es sich um Gordons Ehre handelte, sorgfältiger zu Werk gehen müssen. Man kann ja leicht verstehen, daß ein Mann, der arabisch als Muttersprache spricht, keine Uebersetzung aus einer schwierigen Sprache, die er so nach und nach sich angeeignet hat, in eine andere für ihn ebenso schwere gut liefern kann, daß sich Irrtümer eingeschlichen oder unbeachtet weiter verbreitet und daß Hauptsachen sich vermischt haben. Es ist ganz gut möglich, daß die Eigentümlichkeit der drei Sprachen des Arabischen, Deutschen und Englischen sich unheilbar verwirrt hat, und daß das Werk in diesem Zustand der Welt übergeben wurde. Was immer der Fall sein mag, auf Pater Ohrwalder ruht der Schein, als ob er Ansichten vertreten hätte, die er als Priester und Missionar nicht haben durfte. Ich bin, seit ich meine lange Unterredung mit ihm gehabt, sicher, daß er sich nicht bewußt ist, welche Tragweite die von ihm vertretenen Meinungen haben; wir verglichen die „Zehn Jahre in der Gefangenschaft“ mit der Bibel, um die Ansichten, die im ersteren ausgesprochen waren, der christlichen Lehre gegenüber zu stellen.

Ob nun Pater Ohrwalder schlecht beraten war, als er einzelne Vorfälle aus der Geschichte Gordons ausließ oder unterdrückte, weiß ich nicht. Aber nur durch diese Auslassungen war es möglich, daß sich die Meinung über Gordon so zu seinen Ungunsten änderte; hätte man diese Vorfälle erwähnt, so hätte die Kritik nicht einen Tag als richtig anerkannt werden können. Es wäre weit besser gewesen, wenn man der Welt, die zur Zeit seiner Flucht und derjenigen Slatins ihnen so günstig gestimmt war, alles gesagt und es ihr überlassen hätte, zu entschuldigen, wenn überhaupt etwas zu entschuldigen gewesen wäre. Die Welt hätte mit ihnen sympathisirt und ihre Handlungen, die sie unter dem Druck der Verhältnisse vollzogen, gebilligt, wenn man aber, indem man von Gordon sprach, gerade die Punkte ausließ, die auch ihn zu

seiner Handlungsweise berechtigten und zwangen, so war das, gelinde gesagt, zum mindesten unflug.

In „Zehn Jahre im Gefängnis“ wird der Leser mit so vielen verschiedenen Meinungen bekannt gemacht, daß er den Kern der Sache nicht erfassen kann und den Faden verlieren muß. Man muß entweder immer im Kreise herumgehen, oder, wie ich es mache, sich einen Weg durch das Heckenwerk hauen, das einen verwirrt. Jedenfalls dankt man dem Himmel, wenn man draußen ist. Vergleiche zum Beispiel diese Stelle:

„Er (Guzzi) fügte bei, daß Gordon keine Angst um Berber haben müsse, so lange Hussein Pascha Kaleefa Mudir mit war, Gordon aber selbst beging einen Fehler, durch den er sich und seiner Mission den Tod gab. Als er nach Khartum zog, blieb er in Berber, besuchte Mudir Hussein Pascha Kaleefa, und sagte ihm unvorsichtigerweise, daß er gekommen sei, um die ägyptische Garnison zu entfernen, da England den Sudan aufgegeben habe.“

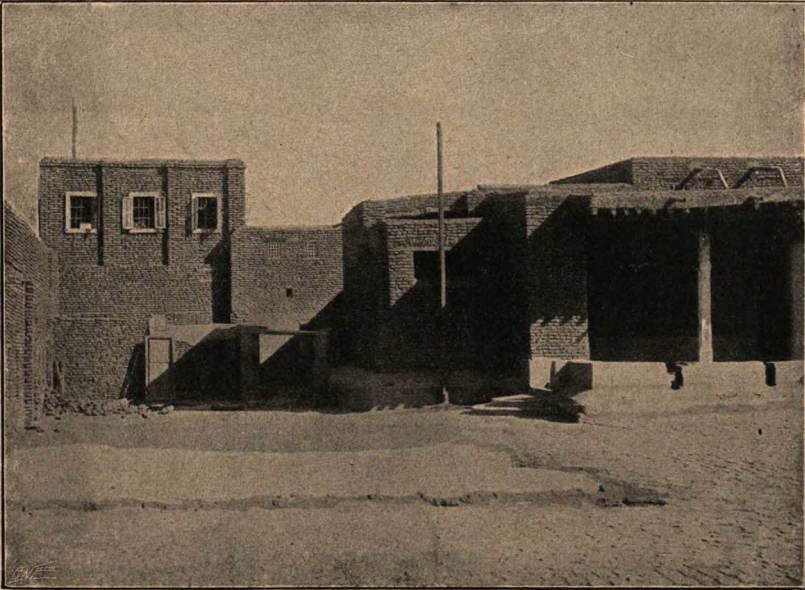
Man kann Gordon keinen Vorwurf daraus machen, daß er als Obergouverneur des Sudan seinem Untergebenen, dem Mudir von Berber, durch dessen Gebiet die sich zurückziehenden Truppen marschieren mußten, Mitteilungen bestätigte, die ihm die Regierung depešiert hatte. Ebenso kann man ihm auch keinen Vorwurf daraus machen, daß er sich von der Ansicht des Mannes, der als britischer Konsul die Repräsentation der Regierung darstellt, beeinflussen ließ, wenn dieser ihm telegraphierte: „Verlaß dich auf Hussein Pascha. Die Katastrophe, die Hicks betroffen, hat die Einwohner von Khartum mit großem Schreck erfüllt, mehrere unter ihnen kehrten nach Aegypten zurück und die Angehörigen der österreichischen Mission verließen mit ihren Schwarzen Khartum am 11. Dezember 1883.“

Ich muß also bestimmt annehmen, daß Pater Ohrwalders Mitarbeiter schon zwei Monate, ehe der Name Gordons überhaupt bei der ägyptischen Regierung genannt wurde, sahen, daß die Sache hoffnungslos war, und trotzdem das erwiesen ist, werden wir gefragt:

„Was konnte Gordon allein gegen den, von allen Seiten verehrten Mahdi tun?“ und dann sagt man uns: „General Gordons Ankunft in Khartum gab den Bewohnern neues Leben und neue Hoffnung.“ Dann weiter: „Wie es uns in Kordofan und wie es auch dem Mahdi schien, war Gordons Unternehmen sehr seltsam, es war gerade, als ob jemand ein kolossales Feuer mit einem Tropfen Wasser löschen wollte“ und weiter: „Ich zögere keinen Augenblick, zu sagen, daß, wenn die ägyptische Regierung Gordon nicht geschickt hätte, die ursprünglich anbefohlene Räumung des Sudan ohne weitere Folgen sich vollzogen hätte.“

Man wird durch derartige Versicherungen einfach verblüfft. Als Gordon

in Khartum ankam, war der ganze westliche Sudan schon gefallen. Die Stadt war überfüllt von Frauen und Kindern, ich möchte sie die Witwen und Waisen der Truppen nennen, die unter Hicks Pascha vor einigen Monaten vernichtet worden waren, als sie im Begriff waren, die Garnisonen zu entsetzen. Slatin hatte Dara an Bogal übergeben. Said Bey Gumaa der letzte, der für die Regierung im westlichen Sudan kämpfte, mußte kurz vor Gordons Ankunft kapitulieren, und er tat das erst nach einer zweiten Belagerung und als seine



Haus des Kalifen.

Nach einer Photographie des Stabs-Sergeanten Jenkins, R. M. C. J.

Leute am Verschmachten waren. Bahr-el-Ghatal fiel, bevor Gordon ihm hatte zu Hilfe kommen können, und nach dem, was er und der Mahdi wissen konnten, war die Aequatorialprovinz auch gefallen. Die Stadt war von Mahdisten umgeben, und die Kommandanten der Garnisonen, die Gordon vertreiben sollten, waren zur Zeit Heerführer in verschiedenen Abteilungen von Derwischheeren. Slatin hatte schon seine Rolle als Mahdist gespielt und seinen Untergebenen Said Bey Gumma von El Fasher unterworfen, der sich geweigert hatte, sich zu ergeben. Habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß nur die Unterdrückung solcher Tatsachen es ermöglichten, daß man Gordon überhaupt in dieser Weise angreifen konnte? Man sagt uns ferner:

Neufelb, In Ketten des Kalifen.

„Diejenigen, die dem Gemetzel in Khartum entgingen, haben mir oft gesagt, daß sie schon bereit gewesen seien, wegzugehen, daß nur Gordons Ankunft sie daran verhinderte, daß sie aber ganz enttäuscht waren, als sie ihn ohne Truppen erblickten. Wäre er von 500 britischen Bajonetten begleitet gewesen, so hätte er wohl seinen Ruhm im Sudan aufrecht erhalten können und es hätte wahrscheinlich der Mahdi Kordofan nie verlassen.“

Warum verließen denn die, die reisefertig und frei waren, Khartum nicht, als die österreichische Mission wegging, oder nachher zwischen dem 12. Dezember und den ersten Tagen des Februar, als man in Khartum zuerst von Gordons Mission hörte? Wer verhinderte ihre Abreise während der letzten zwei Monate, von dem Augenblick an, wo sie in so „großen Schrecken“ gerieten, bis sie von der Ernennung Gordons hörten? Warum blieben sie denn noch, als er ohne die 500 britischen Bajonette ankam — was hätten die übrigens genützt dem allgemein anerkannten Mahdismus gegenüber? — Bat Gordon sie nicht, wegzugehen? Versuchte er nicht, sie zur Flucht zu überreden? Stellte er nicht Schiffe zu ihrer Verfügung, damit sie nord- oder südwärts entfliehen konnten? Hat sich nicht Gordon den wirklichen Grund ihres Bleibens klargelegt? — Dazu muß man aber noch beifügen, daß sie einen unbegrenzten Glauben und ein eben solches Vertrauen zu Gordon hatten.

Ich glaube, daß Gordon bis zu Ende seine Ehre im Sudan hoch hielt, bis zu dem Augenblick, wo die Hand des Todes auf ihm lag und er seinem letzten Angreifen Troß bot. Es ist wahr, er verlor seinen guten Namen, weil er die Wahrheit sagte, aber es gibt wenige Menschen auf der Welt, die durch eine Unwahrheit eine ganze Gemeinde in Aufregung gesetzt haben würden. Die Bewohner von Khartum hatten sich ihre Augen müde geschaut, um die Dampfer zu entdecken, deren Ankunft Gordon so sicher versprochen hatte, und als sie nicht, wie er gesagt, anfangs November erschienen, da ging es entsetzt von Mund zu Mund: „Gordon hat gelogen“ und sie erschrafen selbst über solche Worte.

Ich habe von den vielen seltsamen Widersprüchen so wenig angeführt als möglich, doch will ich noch einiges aus dem Buch, dem ich meine Angaben entnahm, erwähnen und der allgemeinen Kritik unterbreiten.

1. „Wenn ich auf alle Ereignisse zurückschaue, die mit der Belagerung von Khartum zusammenhängen, so kann ich nicht anders, als sagen, daß er (Gordon) seine Menschlichkeit zu weit getrieben und daß seine außerordentliche Nachgiebigkeit in gewissen Dingen seine schwierige Lage noch verschlimmerte.“

2. „Es war Gordons erste und vornehmste Pflicht, die Europäer, Christen und Aegypter vor dem Fanatismus der Mahdisten zu retten, der sich namentlich gegen diese richtete. Diese Pflicht war Gordon klar vorge-

schrieben, leider aber führte seine Herzensgüte dazu, daß seine Feinde ihn ausnützten.

3. „So ernährte Gordon in seiner Herzensgüte die Familien seiner Feinde und unterstützte sie. Wenn Frauen sich mit Tränen in den Augen an Gordon wandten und sagten, daß sie hungerten, so befahl er sogleich, daß ihnen Nahrung ausgeteilt werden solle, und so wurden auf diese Weise die Vorräte der Regierung außerordentlich vermindert.

4. „Gordon hätte wissen sollen, daß in Kriegszeiten die Humanitätsgesetze anders sind, als in den Friedenstagen, besonders, da er gegen Wilde vorzugehen hatte, die jedem Frieden abgeneigt waren.

5. „Er war ganz im Irrtum, wenn er dachte, daß er durch die Ausübung von Humanität und Gerechtigkeit die Leute auf seine Seite bringen würde; im Gegenteil, sie lachten ihn aus und hielten seine Art für Schwäche. Die Sudanesen achten nur diejenigen, die sie fürchten, und sicherlich hätten die falschen und grausamen Mahdisten die Europäer in demselben Fall ganz anders behandelt.

6. „Ich glaube auch, daß Gordon durch eine andere Handlung sich außerordentlich schadete, und daß er dadurch auch zum Teil seinen Untergang herbeiführte. Leute, wie Slatin, Lupton, Wad el Mek und andere hatten in Lebensgefahr Gordon anerbieten, zu ihm zu kommen und ihm zu dienen. Gordon würdigte diese Männer nicht einmal einer Antwort.“

In den ersten fünf Anmerkungen scheint Vater Ohrwalder zu vergessen, daß die Witwen, die in Khartum waren, zu den Soldaten gehörten, die Hicks Paschas Armee angehört hatten, und er sollte als Priester der letzte sein, die Güte diesen Leuten gegenüber zu tadeln. Es ist seltsam, daß ein Missionar der Barmherzigkeit Grenzen setzt, Gordon richtete sich nach der Bergpredigt und handelte nach ihren Vorschriften, so viel es eben in Kriegszeiten möglich war, und er beging dadurch nichts, das er als Soldat nicht hätte tun dürfen. Gordon war ein ebenso guter Christ, als Soldat, und einen besseren Soldaten hat die Welt nie gesehen. Was immer Gordons oberste Pflicht gewesen sein mag, seine erste Pflicht war es sicherlich nicht, seine Garnison von Khartum zu schwächen, indem er eine Expedition nach Kordofan schickte, um ein Duzend Leute zu retten, die, soweit Gordon und die anderen Leute urteilen konnten, das Christentum abgeschworen und den Mahdismus angenommen hatten. Die Sache hat auch noch eine andere Seite. Gordons Truppen waren Mohammedaner; die Christen hatten ebenfalls „den wahren Glauben“ angenommen und waren zum Islam übergetreten. Warum sollten denn Mohammedaner geopfert werden, um sie vom Islam zu erlösen und der Christenheit wieder zuzuführen? Und man muß auch nicht vergessen,

daß Slatin, der seine Befehrung nicht verleugnete, erklärte, seine religiöse Erziehung sei in der Jugend vernachlässigt worden. Gordon kann kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er glaubte, die Befehrten seien wirklich Mohammedaner geworden. Viele, die den neuen Glauben angenommen, die einst Keuschheit und Zölibat gelobt, hatten sich doch auch verheiratet, was doch für ihre wirkliche Befehrung zu sprechen schien, und der Gärtner der Rhartum-Mission jammert um das Geld, das er den „Apostaten“ geschickt hat, und das österreichische Konsulat bittet, die Sache geheim zu halten. Hätte es sich darum gehandelt, wirklich Christen zu befreien, so hätte auch Gordon es als seine oberste Pflicht betrachtet, dieselben zu erlösen, und er hätte sicher dieser Pflicht auf irgend eine Weise genügt. Es ist auch nicht bewiesen, daß der Fanatismus des Mahdi sich in irgend einem speziellen Fall nur gegen die Christen gewendet hätte, sondern man hat Beweise vom direkten Gegenteil. Außer dem einen Fall, wo man Slatin fesselte, als man ihn für falsch hielt, kenne ich keinen anderen von besonderer Grausamkeit des Mahdi den Christen gegenüber, und mir scheint, daß man in diesem Fall sogar von Gnade sprechen könnte, wenn man bedenkt, was sonst mit Kriegsgefangenen geschieht, wenn die ihr Wort brechen; Slatin und die anderen aber hatten den Bundeseid geschworen.

Auch der sonderbare Vorwurf gegen Gordon, daß er die Familien seiner Feinde unterstützt hätte, da er durch die weinenden Frauen gerührt wurde, verlangt eine schärfere Kritik. Nach Ohrwalder hätte Gordon diese Frauen aus der Stadt weisen und der Gnade der „Wilden“ überlassen sollen, er wäre dann aber auch dafür verantwortlich gewesen, daß sich die entsetzliche Jagd nach sinnlichen Gelüsten, die nach dem Fall Rhartums eintrat, unter seinen Augen vollzogen hätte. Hat Pater Ohrwalder nie von Englands stolzen Helden gehört, die zu Wasser und zu Land die Hilflosen unterstützen, auch wenn es sich um die Angehörigen von Feinden handelte? In Gordons Fall war es nicht einmal so — und Gordon beging kein größeres militärisches Verbrechen, als der Kommandant an Bord des „Birkenhead“, der zuerst die Frauen und Kinder in die Rettungsboote packte, ehe er für seine Soldaten sorgte, trotzdem er mit diesen Booten seine ganzen Truppen hätte retten können, und dazu befahl er noch seinen Leuten, daß sie die Waffen präsentierten und zusahen, wie die Rettungsboote abstießen und das Hauptschiff mit ihnen unterging. Das sind englische Grundsätze neben den christlichen Vorschriften, und die gelten im Krieg wie im Frieden. Doch wollen wir die Tatsachen in Gordons Fall näher betrachten.

Als Gordon in Rhartum ankam, fand er Tausende von Witwen und Waisen, Angehörige der Leute, die vor wenigen Monaten noch Hicks Paschas

Geer gebildet, hungrig und hilflos umherirrend. In seinen Tagebüchern erwähnt er beständig die Frage der Nahrungsmittel und erzählt wiederholt von erfolgreichen Nachforschungen nach den gestohlenen Biskuits und wie die Vorräte der Regierung mehr und mehr zusammenschmolzen. Gordon hatte berechnet, daß die Armee, die ihn befreien sollte, Anfang November anlangen könnte, und am zweiten jenes Monats hatte er noch Vorräte für sechs Wochen, dabei berechnete er ganze Rationen für die Truppen und Almosen für die Armen. (Die Truppen erhielten auch das Geld, womit sie sich die Rationen kaufen konnten.) Am ersten dieses Monats entdeckte er fast eine Million Pfund gestohlener Biskuits, am 21. schreibt er: „Ich glaube, in der Zeit, in der ich eingeschlossen war (30 Monate), ist niemand hier Hungers gestorben.“ Am 14. Dezember, also einen Monat nach dem Datum, das er als letzte Frist für das Erscheinen der Hilfe angesetzt hatte, sagte er, daß die Stadt fallen werde, wenn die Truppen nicht innerhalb zehn Tagen kommen, und zwar wußte er das, da er am 12. November geschrieben, daß Omdurman noch für $1\frac{1}{2}$ Monat Nahrungsmittel und Getränke hatte, und weil mit dem Fall von Omdurman auch sein Geschick beschlossen war. Bis zu diesem Tag aber bekamen die Soldaten nicht nur die Rationen direkt, sondern auch das Geld zur Beschaffung derselben, also ihre volle Ration, und die eigentliche Bedrängnis kam erst, als Omdurman am 14. und 15. Januar fiel und die Stadt dann ganz umzingelt war. Sicherlich war die Nahrung karg, aber noch acht Tage vor dem Fall von Khartum konnte Gordon 1500 Pfund Biskuits für die Europäer, die er zur Flucht überreden wollte, erübrigen. Man sollte Gordon nur bewundern, daß er es noch so lange nach dem Datum, das er als letztes für die erwartete Hilfe angenommen, standhielt, und es ist nicht nur lächerlich, sondern auch ungerecht, ihm einen Vorwurf zu machen, daß er das nicht berechnete, wenn wir erfahren, daß die Truppen noch einen Monat nach dem letzten, für das Erscheinen der Hilfstruppen angesetzten Termin volle Rationen erhielten, zu der sie eigentlich nicht berechtigt waren.

Es ist wahr, daß Gordon, als er sah, daß seine Vorräte zu Ende gingen, den Leuten riet, ihn zu verlassen und zum Mahdi überzugehen, das tat er aber erst zehn Tage nach dem 14. Dezember, als er alle Hoffnung aufgegeben hatte und sah, daß sich seine Prophezeiung, daß die Expedition „gerade zu spät“ kommen werde, erfüllen würde. Im Vergleich zu der Zahl von Witwen, die Gordon während zehn Monaten, ohne irgend welche Hilfe von außen zu erhalten, unterstützen mußte, war die Zahl der Frauen von den Feinden sehr gering, so daß es kaum erwähnenswert ist, und selbst wenn man annehmen wollte, daß alle die Frauen, die weinend und hungernd zu

Gordon kamen, wirklich die Frauen von Feinden gewesen seien, so würde Pater Ohrwalder durch die folgenden Worte aus seinem Buch direkt selber wieder Gordon entlasten: „Diese schlauen Leute sorgten in der Art für ihre Haut, daß sie, hätte der Mahdi gesiegt, ihn leicht hätten von ihrer Treue überzeugen können, hätte aber Gordon gesiegt, so hätten sie auch da Mittel und Wege gefunden, durch ihre Frauen und Familien diesen günstig für sich zu stimmen.“ Es ist ganz klar, daß die Leute, die zum Mahdi übertraten, das nicht aus religiöser Ueberzeugung taten, sondern um das Leben ihrer Frauen und Kinder zu sichern, die sie bis zum letzten Augenblick unter Gordons Obhut ließen. Fast ein Jahr nachdem seine Ankunft „ohne die 500 Bajonette“ seinen Ruf im Sudan so sehr herabsetzte, vertraute man ihm noch die Weiber und Kinder an, um sie gegen Mißbrauch und Mord zu schützen, und diese Schlaueit ist meiner Meinung nach nicht mehr zu verurteilen, als die Schlaueit anderer, die sie zu anderen Zwecken benutzten. Welchen Ehrentribut entrichteten nicht diese „schlauen“ Leute an Gordon! Ich meine die Schlauen, die im Jahre 1885 Khartum verließen und Weiber und Kinder Gordon anvertrauten. Wenn ich die Nahrungsfrage mit den Ueberlebenden von Khartum besprach, so legte ich besonderen Wert darauf, von der Unterhaltung der Frauen und Kinder zu sprechen, und den besten Beweis liefert hier wohl die Antwort eines Eingeborenen: „Würde Gordon wohl die hungri- gen Frauen und Kinder von Soldaten, die doch für die Regierung gefallen sind, fortgeschickt haben?“

Ich übergehe für den Augenblick Nummer 5 von Ohrwalders Ausführungen, um mich mit Nummer 6 zu beschäftigen. Mein Bild auf dem Titelblatt von Ohrwalders Buch könnte den Glauben erwecken, daß ich mit dessen Inhalt einverstanden sei, ich benütze aber diese Gelegenheit, um darzutun, daß diese Ansicht falsch ist. Es ist nicht ganz richtig, daß Slatin und andere mit Lebensgefahr sich erboten haben, zu Gordon zu kommen, und wenn Gordon damit nicht einverstanden war, so hatte er wohl gute Gründe dafür. Wahrscheinlich sind einige Briefe, die Said Bay Gumaa vor Gordons Amtsantritt an den Generalgouverneur geschrieben, nach Khartum gekommen, und Gordon hat außerdem von Desertereuren aus dem Lager des Mahdi den Inhalt derselben genau erfahren.

Gumaa nahm das Anerbieten, sich zu unterwerfen, nur zum Vorwand, um eilends weitere Befestigungen anzulegen. Zoghal befahl Slatin, Tandal, dem Präsidenten des Zivilgerichts, Aly Bey, Ibrahim el Khabir, Slatins oberstem Schreiber Ahmad Riad Gumaa, ein Ultimatum zu stellen und seine Antwort abzuwarten. Die Antwort wurde schnell bestellt, und sobald er die Briefe gelesen hatte, eröffnete Gumaa das Feuer an der Stelle, wo Slatin und die anderen ihn erwarteten.

Während der ersten Belagerung von El Fasher schlug Gumaa die Derwische vollständig in die Flucht und zwang sie, sich nach Wolad Balad zurückzuziehen; in jenen Gefechten ist er für den Verlust von mindestens 15 000 Derwischen verantwortlich zu machen. Von da aus wurde ein Teil nach Dara gesandt, um Kriegsvorräte zu holen, die dort, wie es nach Gordons Bericht erscheint, von Slatin den Mahdisten ausgeliefert wurden, als er die Provinz übergab. Nach elf Tagen begann dann die zweite Belagerung. Die Brunnen wurden zugeschüttet, daß die Garnison ohne Wasser war; sieben oder acht Tage hielten sie fast vor Durst verächtend aus, während die Stadt beständig mit Munition der Regierung bombardiert wurde. Said Bey Gumaa hat immer behauptet, daß er sich hätte halten können, wenn die Feinde nicht die gute, von Slatin ausgelieferte Munition gehabt hätten.

Die Kenntniss dieser Dinge muß Gordon beeinflusst haben, besonders als Slatin ihm durch den österreichischen Konsul Hansal seine Dienste anbieten ließ, jedoch unter der Bedingung, daß sich Gordon verpflichte, sich nie zu ergeben, denn sonst würde Slatin, falls die Mahdisten ihn in ihre Hände bekämen, von denselben gepeinigt werden. Gordon wußte wohl am besten, was er von Diensten, die unter solchen Bedingungen angeboten wurden, zu halten hatte. Aus moralischen und politischen Gründen hielt er es für besser, nichts mit europäischen Abtrünnigen zu tun zu haben, die in das Lager des Mahdi übergegangen waren; aber da er wußte, welche ungeheure Verantwortung er auf sich lud, wenn er diesen Antrag zurückwies, fragte er erst die Ulema um Rat, da Slatin und die anderen Befehrten nun ihre Glaubensgenossen waren, und diese erklärten, daß sie gar nichts mit den Vorschlägen der Abtrünnigen zu tun haben wollten, da nichts Gutes daraus hervorgehen könne. Die Sache wurde noch schlimmer, als Slatin Gordon einen Plan vorlegte, in welchem dieser, seinem geraden Charakter nach, nicht willigen konnte. Gordon sollte nämlich in einem französischen Briefe erklären, daß er Slatins angebotene Dienste annehme, außerdem sollte er einen arabischen Brief an Slatin schreiben, in welchem er jenen bat, sich von seinem Herrn die Erlaubnis geben zu lassen, ihn in Khartum aufzusuchen, um mit ihm die Bedingungen zur Uebergabe zu besprechen. Wenn Gordon diesen arabischen Brief geschrieben hätte . . .

Wenn Pater Ohrwalder alle diese Tatsachen vor 1892 nicht gekannt hat, so hätte er sie doch in sechs langen Jahren erfahren können, und ich behaupte somit, daß es nicht den Tatsachen entspricht, zu sagen, daß Gordon seinen Fall dadurch verschuldet hat, daß er die Hilfe von Leuten zurückwies, die mit eigener Lebensgefahr ihm beistehen wollten.

Ganz abgesehen von den Ansichten, die anderswo ausgedrückt sind, gibt



Neufeld und Sauci Pascha,
wie sie im Gefängnis gefesselt waren.

Nr. 5 von Ohrwalder's Ausführungen dem Sirdar einen guten Vorwand, vor den Eingang zum Sudan mit großen Buchstaben zu schreiben: „Missionäre werden nicht zugelassen.“ Pater Ohrwalder beweist, daß sie nicht viel Gutes ausrichten können, und ich glaube, daß noch für viele Jahre die einzigen Religionslehrer, die im Sudan etwas ausrichten können, aufgeklärte Ausleger des Koran sind. Wenn man in Betracht zieht, daß seit 16 Jahren der Sudan in den Händen eines der größten religiösen Bekenntnisse war und ist, daß, während der Islam wieder auflebte, die eigentlichen Bekenntnen in Uganda und anderswo sich gegenseitig die Hälse abschnitten, um ihren Eifer in Ausübung des christlichen Glaubens zu zeigen — wenn man ferner bedenkt, daß Tausende der sudanesischen Christen mit ihren Missionären an der Spitze sich öffentlich „zum wahren Glauben“ des Islam bekannt haben, zu der Religion, aus deren Armen sie die Schwarzen reißen wollten — so muß ich offen sagen, daß ein Wiederaufnehmen der religiösen Fragen im Sudan bald zur Rebellion führen würde. Man muß erst die Zeit wirken lassen, daß die „schlimmen“ Einflüsse, die die christlichen Missionäre ausgeübt haben, sich verlieren, und Gott weiß, daß das arme Land der Ruhe bedarf. Wenn Missionäre geschickt werden sollten, so müßten es ehrliche Kaufleute sein, die stets die besten Missionäre für unkultivierte Länder sind, und wenn der Sudan wieder eröffnet ist, und die Sudanesen dann durch den Handel etwas zivilisierter und so europäisiert geworden sind, daß ihr einfacher Glaube: „Es ist ein Gott und ER ist Gott“ ihnen nicht mehr genügt, und sie über religiöse Fragen nachzudenken und zu zanken anfangen, dann erst könnte man die Verbottafel entfernen.

Ich nehme an, daß keine religiöse Gemeinschaft aus meinen vorigen Worten schließt, daß ich über die Religion scherze oder an ihrer selbstlosen Absicht, das Evangelium zu verbreiten, zweifle, oder daß ihre Bestrebungen nicht meine Sympathie haben. Ich habe offen über diese Angelegenheit gesprochen, weil mich die Verhältnisse dazu zwangen. Die Missionäre, die der Sudan vorläufig braucht, sind, wie schon erwähnt, ehrliche Handelsleute, welche in wenig Jahren durch ihre Handlungsweise mehr erreichen werden, als predigende Missionäre in einem Duzend Jahre mit ihren weisen Lehren. Männer, wie Gordon, die ihre Gesinnung in die Tat umsetzen, braucht der Sudan; fragt irgend einen im Sudan, was Gordon gewesen sei, und er wird antworten: „Gordon war kein Christ, er war ein echter Muselman, kein Christ wäre so gut und gerecht, wie er gewesen ist,“ und ich glaube, daß der Mahdi selbst so über ihn gesprochen hat. Ich mache besonders auf das Wort „gerecht“ aufmerksam, welches beweist, daß bei den Mahdisten und Sudanesen seine Gerechtigkeit auf dieselbe Stufe gestellt wurde, wie seine

Güte. Wenn irgend ein Sudanese zu Pater Ohrwalder über Gordons Güte lachte und sie für Schwäche hielt, so muß das mit einer Nebenabsicht geschehen sein; in den zwölf Jahren im Sudan, in denen ich mit Leuten aller Art zusammengekommen bin, hörte ich nicht ein einziges Wort gegen Gordon, bis ich unter Menschen seiner eigenen Rasse kam. Ich kann nichts Besseres tun, als ein Beispiel für die Achtung, die ihm gezollt wurde, anzuführen, und dieses Beispiel stammt aus christlicher Quelle.

Mein Freund Nahoum Abbaje bereitete, als er nach Kairo kam, eine Petition an die Königin von England vor, in welcher er bat, daß die Regierung ihm einen Teil seines Vermögens, das er in 23 Jahren im Sudan erworben, zurückgeben sollte. Er führte folgendes Argument an: er habe sich auf Gordon verlassen und sei in Khartum geblieben, bis die Abreise Stewarts festgesetzt worden sei, habe dann auf Gordons Rat die ganzen Waren verkauft, aber nur zu halbem Preis, da er Gordons Bonds als Zahlung angenommen habe, er habe dann ein Boot gekauft, weil ihm niemand eines habe leihen wollen, sei mit Stewart abgereist und von den Derwischen gefangen genommen worden. Das wäre nicht geschehen, wenn der Befehlshaber des Schiffes, dem Befehl Gordons entgegen, anstatt Berber drei Tage lang zu bombardieren, nicht nach Khartum abgesegelt wäre; Gordon sei nun für den Schaden, der durch die Schuld eines seiner Untergebenen entstanden, verantwortlich. Als man ihn fragte, was er persönlich von Gordon halte, antwortete er, daß er Jahre dazu brauchen würde, um seine Besorgtheit für andere, seine Güte, seine Gerechtigkeit, seine unzähligen Tugenden aufzuzählen. Als man ihm dann sagte, daß er seine Forderung nur aufrecht erhalten könne, wenn er bewiese, daß Gordons Fahrlässigkeit die Schuld an dem Tode Stewarts trage, erhob er sich, so krank er war, von seinem Lager, riß die Petition in Fetzen, und rief, die Hände zum Himmel erhebend, daß Gott ihn an dem Bissen Brot, der ihn vor dem Hungertod retten könnte, ersticken lassen möge, wenn er ihn unter Umständen erwerbe, die auch nur einen Funken von Schuld auf Gordon werfen würden. Man mußte der Szene beiwohnen, um den Eindruck, den sie machte, schildern zu können. Er war ruiniert, krank, zu alt, um nochmals ein neues Leben zu beginnen, aber seine Augen leuchteten, als er sein Gelübde aussprach, wonach er dann erschöpft in die Kissen zurück sank. Ich fürchte, daß Nahoum, wenn dieses Buch erscheint, schon im Jenseits Gordon wiedergefunden hat.

Schlußwort des Verlegers.

Hiermit schließen Neufelds Aufzeichnungen, und der schwerkgeprüfte Mann, dem zu allen ausgetandenen Qualen auch noch das Leid persönlicher Verdächtigung angetan wurde, schickt sein Buch in die Welt hinaus und überläßt es den Lesern zu prüfen und zu beurteilen, was Gutes und Belehrendes daran sei.

Wir fügen noch einige kurze Mitteilungen über des Verfassers fernere Schicksale hinzu.

Nachdem Neufeld die erste englische Niederschrift seiner Erlebnisse vollendet und sich in der ostpreussischen Heimat von den ausgetandenen Strapazen einigermaßen erholt hatte, begab er sich wieder auf Reisen, um in einer Anzahl von Vorträgen ein beredtes Bild seiner Abenteuer zu entwerfen. Weil das Erscheinen der englischen Ausgabe dieses Buches hauptsächlich in England die Aufmerksamkeit auf Neufeld gelenkt hatte und man sich überhaupt in der englischen Oeffentlichkeit weit lebhafter mit ihm beschäftigte als in der deutschen, ging er zunächst nach England und hielt später auch in Deutschland Vorträge, die überall mit größtem Interesse angehört wurden.

Neufelds kräftige und widerstandsfähige Natur hat, so wunderbar das auch erscheinen mag, die jahrlange, schwere Mißhandlung von Körper und Geist glücklicherweise gut überstanden, und nur die unutilgbaren Narben, besonders an den Fußgelenken, erinnern an die Vergangenheit. Dieses erfreuliche Resultat darf man wohl mit Recht besonders dem frischen und festen Charakter des Verfassers zu gute halten, der allen Gefahren mit jener Ruhe ins Auge sah, welche die Frucht eines guten Gewissens und philosophischer Einsicht ist.

Neufeld beabsichtigt keineswegs, sich nun zur Ruhe zu setzen. Dieser Mann ist nicht dazu geschaffen, von der gemüthlichen Stube aus die Dinge der Welt zu verfolgen und sich im stillen zu ergötzen, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“. Nein, solche echte deutsche Kolonistennatur drängt es trotz aller bitteren Erfahrungen doch immer wieder in den Strom der großen Welt, in weitumfassende, ungewöhnliche Unter-

nehmungen, nicht aus leichtsinniger Abenteuerlust, sondern aus dem unwiderstehlichen Triebe, als Pionier von Gesittung und tatkräftigem Handeln einen Teil der ungeheuren, noch brach liegenden Strecken Landes auszubeuten und gewinnbringend zu machen.

Während wir diese Zeilen schreiben — im März 1900 — trägt sich Neufeld mit dem Plane, wieder nach dem Sudan zu gehen und seine umfassenden Erfahrungen in den Dienst kaufmännischer Kolonisation zu stellen. Er verspricht sich viel von der rationellen Besiedelung des Sudan, nachdem in diesem Lande, dem bisherigen Tummelplazze barbarischer Horden, dem Schauplaze blutiger Greuel, nach der Niederwerfung des Mahdismus wieder erträgliche Zustände aufkommen.

Werfen wir noch zum Schluß einen Blick auf die jüngsten Ereignisse, die dem Kalifen Abdullahi und seinem ganzen Heer ein Ende bereiteten.

Abdullahi hatte die furchtbare Niederlage, die ihm die anglo-ägyptische Armee am 2. September 1898 bei Kerrerri beibrachte und die den Anlaß zu Neufelds Befreiung gab, nicht verwinden können. Zwar sammelte er die Reste seiner Derwische und konzentrierte sich in den unzugänglichen Gegenden des oberen Sudan, aber es schien, als ob der Glaube an seine Macht und religiöse Mission für immer erschüttert wäre und als ob jener wilde Fanatismus, der vorher die kriegerischen Horden beseelte, eine starke Einbuße erlitten hätte. Wäre Abdullahi modernen Einflüssen zugänglich gewesen, wie es z. B. bei den Abessinern der Fall ist, und hätte er gleich diesen von den Feinden gelernt und ihre übermächtigen Giftmittel zu den seinigen gemacht, so wäre er sicherlich in der Lage gewesen, einen ganz gewaltigen Widerstand zu entwickeln. Statt dessen aber sah er, verblendet durch seinen religiösen Fanatismus, mit Hochmut und Indolenz auf den Feind herab und war nicht zu bewegen, daß seine Derwische, so unglaublich tapfer und voller Todesverachtung sie auch sein mögen, gegenüber den modernen Kugelsprizen nichts weiter zu bedeuten hätten als ein Grasfeld vor der Sense des Mähers.

Gegen Ende November 1899 hielt Abdullahi den Zeitpunkt für geeignet, die Offensive zu ergreifen und mit einem kühnen Vorstoß gegen Omdurman sich der Stadt wieder zu bemächtigen. Seine Aussichten waren in der Tat nicht schlecht. England befand sich gerade in der ersten Periode des süd-afrikanischen Krieges und erlitt schwere Niederlagen, es galt alle Streitmächte zu konzentrieren und Verwickelungen in anderen Ländern nach Möglichkeit zu vermeiden. Die erste Kunde von dem neuen Vordringen des Kalifen war also unter diesen Umständen durchaus dazu angetan, die britischen Herzen mit Besorgnis zu erfüllen.

Aber wenn Abdullahi, ermutigt durch übertriebene Gerüchte von den

englischen Niederlagen, jetzt leichten Kaufes mit seinem verhassten Feinde fertig zu werden hoffte, so befand er sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Ja, hätte er moderne Schußwaffen und Kanonen besessen, hätte er sich fest verschanzt, hätte er mit Abessinien Fühlung zu nehmen versucht, wäre er überhaupt ein Taktiker und Diplomat gewesen, so würde er die damaligen Verlegenheiten Großbritanniens sicherlich um eine neue, große vermehrt haben. So aber erwies er sich bis zum Tode als kurzsichtiger und betörter Fanatiker, der mit seinem Heere sozusagen nackt in den Krieg zog, von der festen Ueberzeugung erfüllt, daß Mohammed den Gewehrläufen der Feinde eine andere Richtung geben würde.

Lord Kitchener, der Sieger von Omdurman, lag mit einer nicht gerade starken Streitmacht in Khartum und beauftragte den Obersten Wingate mit der Rekognoszierung der anrückenden Derwische. Wingate zog mit einer ägyptischen Kolonne aus und stieß etwa sieben Meilen nördlich von Gedif auf den Feind. Da dieser bei weitem nicht so stark war, als man vorher vermutet hatte, beschloß Wingate sofort einen entscheidenden Schlag zu führen und griff die Stellungen der Derwische an. Es entspann sich ein heftiger Kampf und das Bild der Schlacht von Kurreri wiederholte sich hier in kleinerem Maßstabe: reihenweise fielen die ganz ungeschützten Derwische unter dem Kugelregen der ägyptischen Kolonne, immer wieder stürmten die noch Unverletzten heran, und immer wieder bedeckten Hunderte von neuen Opfern den heißen Wüstensand.

Als der Kalif den kleinen Rest der Seinigen zusammenschmelzen sah, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß sein Schicksal besiegelt wäre, und er beschloß in den Tod zu gehen. Nach orientalischer Sitte ließ er seinen Gebetteppich hinlegen, kniete auf ihm und erwartete den Tod, der ihn sehr bald in Gestalt zahlreicher Kugeln erteilte. Rings umher waren die Vornehmsten des Heeres in gleicher Stellung niedergekniet, um mit stoischer Ruhe dem Unvermeidlichen entgegenzusehen, nur einer, Osman Digma, suchte mit einem unbedeutenden Rest des Heeres sein Heil in der Flucht und entkam. Der Sieg des Oberst Wingate war ein vollständiger und bedeutete den totalen Untergang der Mahdisten. Tausende von ihnen bedeckten den Boden, andere Tausende nebst Frauen, Kindern und einer großen Menge Vieh fielen in die Hände der ägyptischen Kolonne. Der Umstand, daß diese nur drei Tote und zwölf Verwundete hatte, beweist recht schlagend die vollständige Ohnmacht der nur mit Speeren und Schwertern bewaffneten Derwische gegenüber den Schußwaffen.

So endigte der Mahdismus, so endigte die Schreckensherrschaft von Blut und Feuer im Sudan.



Inhalt.

	Seite
Einleitung	V
Erstes Kapitel. Veranlassung zur Reise und Vorbereitungen	1
Zweites Kapitel. Gogal stößt nicht zu uns	8
Drittes Kapitel. Der Ueberfall	15
Viertes Kapitel. Gefangen	23
Fünftes Kapitel. Bor Wod en Negumi	34
Sechstes Kapitel. Die Vorgeschichte der Gefangennahme	45
Siebentes Kapitel. Von Dongola nach Omdurman	54
Achtes Kapitel. Im Gefängnis	68
Neuntes Kapitel. Das Leben im Gefängnis	77
Zehntes Kapitel. Der oberste Kerkermeister	82
Elftes Kapitel. Ein Befreiungsversuch	88
Zwölftes Kapitel. Die Hungersnot	94
Dreizehntes Kapitel. Prügelstrafen	103
Vierzehntes Kapitel. Hassina als Unheilstifterin	113
Fünfzehntes Kapitel. Neue Hoffnung, neue Enttäuschungen	120
Sechzehntes Kapitel. In eigener Sache	141
Siebzehntes Kapitel. Ein Gefangener außerhalb des Gefängnisses	143
Achtzehntes Kapitel. Geschieden und verheiratet	156
Neunzehntes Kapitel. Hoffnung und Verzweiflung	165
Zwanzigstes Kapitel. Eine neue Beschäftigung	176
Einundzwanzigstes Kapitel. Mein zweiter Aufenthalt im Saier	183
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Neue Hoffnungen	193
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Wieder Gefangener im Saier	209
Vierundzwanzigstes Kapitel. Es nähert sich dem Ende	221

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Endlich	230
Sechszwanzigstes Kapitel. Die Plünderung von Omdurman (Angriffe auf friedliche Bürger. Das Gemetzel der Unschuldigen. Kritische Bemerkungen über den Sirdar)	241
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Zurück in die Zivilisation . .	248
Achtundzwanzigstes Kapitel. Nachwort	251
Neunundzwanzigstes Kapitel. Anklagen und Rechtfertigung . .	254
Dreißigstes Kapitel. Wie Gordon starb.	262
Einunddreißigstes Kapitel. Gordon und seine Kritiker . . .	270
Schlußwort des Verlegers	284



Ms. 5042/59/51





40